

GEO EPOCHE

DAS MAGAZIN FÜR GESCHICHTE

DAS MITTELALTER GEO EPOCHE



DAS MITTELALTER

Ein neuer Blick auf 1000 rätselhafte Jahre



NEU!

Das vollständige

NEU!

»Lexikon des Mittelalters«

in 9 Bänden jetzt als einmalige STUDIENAUSGABE !



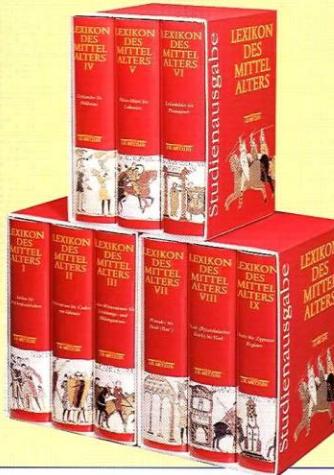
für nur **1.780,- DM**



(ab 1.2.2000 = 1.980,- DM)

Mit dem »Lexikon des Mittelalters« erreicht die Mittelalterforschung eine neue Stufe: Zum ersten Mal erschließt ein einziges Werk in seiner Universalität den gesamten aktuellen Forschungsstand der Mediävistik.

Als ein einzigartiges Standardwerk ist das »Lexikon des Mittelalters« ein unentbehrliches Arbeitsmittel für Forschung und Lehre. Für historisch und kulturell Interessierte wird es zur Quelle faszinierender Informationen.



- Sie sparen 3.840,- DM gegenüber der Originalausgabe.
(Originalausgabe 5.620,-DM)
- Die Studienausgabe ist inhaltsidentisch mit der Originalausgabe.
- Wir liefern portofrei innerhalb der BRD.
- Wir garantieren sofortige Lieferung nach Erscheinen im Oktober 1999.
- 3 Kassetten mit 9 Bänden von A - Z und einem integrierten Großregister, Format 17,5 x 24,5 cm, fester Einband mit Fadenheftung, 10.000 Seiten.

Bestellung zur Subskription gültig bis 31.01.2000

Anzeige kopieren und sofort faxen an: 02 51/48 227-27 oder per Post an:
Akademischer Lexikadienst, Rosenstr. 12/13, 48143 Münster.
Tel. Bestellannahme: 02 51/48 227-0

Durch meine sofortige Bestellung sichere ich mir eine Studienausgabe vom »Lexikon des Mittelalters« mit einem Preisvorteil von DM 200,- (Gewünschte Zahlungsweise bitte ankreuzen)

Ich zahle den Subskriptionspreis von DM 1.780,- nach Erhalt des Werkes.

Ich zahle den Subskriptionspreis von DM 1.780,- nach Erhalt des Werkes in 3 mtl. Raten à DM 593,35.

Ich zahle den Betrag nach Erhalt des Werkes in 12 mtl. Raten à DM 155,- (Gesamtpreis DM 1.860,- eff. Zins ca. 9,6 %)

Ich zahle den Betrag nach Erhalt des Werkes in 24 mtl. Raten à DM 82,- (Gesamtpreis DM 1.968,- eff. Zins ca. 9,6 %)

Bitte senden Sie mir nach Erscheinen das komplette Werk vorerst unverbindlich für 20 Tage zur Ansicht. Sollte ich das Werk behalten, zahle ich wie oben angekreuzt.

Name, Vorname _____

Straße, PLZ, Ort _____

Tel., Ort, Datum, 1. Unterschrift _____

Ich bitte um Abbuchung von meinem Konto-Nr. _____

bei _____ BLZ _____

Ich zahle bequem per Kreditkarte. Nr.: _____ Verfalldatum ____ / ____

Widerrufsrecht: Ich kann diese Vereinbarung innerhalb einer Woche widerrufen! 2. Unterschrift _____ GE

GEO POCHÉ

Das Magazin für Geschichte

Gruener + Jahr AG & Co. Druck- und Verlagshaus, Am Baumwall 11, 20459 Hamburg. Postanschrift für Verlag und Redaktion: 20444 Hamburg. Telefon (040) 3703-0. Telefax (040) 3703-5648. CompuServe 75410, 1601; Internet: 75410.1601@compuserve.com; GEO-Explorer: <http://www.geo.de/>

CHEFREDAKTEUR

Peter-Matthias Gaede

GESCHÄFTSFÜHRENDE REDAKTEURE

Michael Schaper (Text)

Erwin Ehret (Art Direction)

Ruth Eichhorn (Bild)

CHEF VOM DIENST

Ernst Artur Albaum (freie Mitarbeiter)

REDAKTION

Cay Rademacher

BILDREDAKTION

Christian Gargerle

DKOKUMENTATION

Olaf Mischer, Irene Leipprand, Dr. Eva Danulat
(freie Mitarbeiter)

MITARBEITER, DIETER, AUSGABE:

Christoph Kucklick, Claus Possemyer;
freie Mitarbeit: Jörg-Uwe Albig, Manfred Dworschak,
Heidi Friedrich, Katharina Głowatzki, Jan Gritz,
Ralf Koch, Dirk Lehmann, Nicola Leske, Dr. Ralf-Peter
Märtn, Harald Martenstein, Nils Minkmar, Nadja
Nykiel, Norbert Neumann, Christoph Reuter, Gabriele
Riedle, Martin Verg, Günther Wessel, Angela Wittmann;
Redaktionssassistentin: Annetje Brandt, Astrid Kühnel

KARTOGRAPHIE:

Günther Edelmann

KOORDINATION:

Sigrid Dahlhaus, Birgit Reinecke

SCHLÜSSERDAKTION

Jürgen Brüggemann, Dr. Friedel H. Bastein,
Manfred Feldhoff, Hans-Werner Kühl, Rolf Schanzenbach
(freie Mitarbeiter), Hinnerk Seehoff.

Assistent: Hannelore Koch

GEOPHOTOGRAPHIE:

Günther Lärche, Peter Müller

REDAKTIONSBURO NEW YORK

Wilma Simon, Brigitte Barkley, Barbara Bylek,
375 Lexington Avenue, New York, NY 10017-5514.
Tel. (212) 499-8100, Fax (212) 499-8105,
e-mail: gertag@interport.net

Verantwortlich für den redaktionellen Inhalt:
Michael Schaper

VERLAGSLEITER:

Dr. Jürgen Althans,
Dr. Gerd Brüne (Stellv.)

ANZEIGENLEITER:

Dr. Gerd Brüne
(verantwortlich für Anzeigen)

VERTREIBSLEITER:

Jan Scheweke

MARKETINGLEITER:

Florian Wagner

HERSTELLER:

Peter Grimm

GEOPHOCHE-Kunden-Service

Deutschland: Gruener + Jahr AG & Co
GEOPHOCHE-Kunden-Service, 20080 Hamburg,

Schweiz: GEO-EPOCHE-Kunden-Service,
6002 Luzern

Österreich: GEO-EPOCHE-Kunden-Service,
DPV Wien, Postfach 7 A-1140 Wien

Übriges Ausland:

GEOPHOCHE-Kunden-Service, DPV,
Postfach 101602, D-20010 Hamburg

GEOPHOCHE-Telefon:

(Abonnement, Nachbestellung älterer Ausgaben,
Bücher von GEO, GEO-Kalender, Schuber etc.)

Deutschland: Tel. (040) 37 03 40-41; Fax: (040) 37 03 56 57;

e-mail: abo-service@gu.de

Schweiz: Tel. (041) 317 33 32; Fax: (041) 317 33 89

Österreich: Tel. (01) 91 07 63; Fax: (01) 91 07 63 18

Übriges Ausland: Tel. +49(40) 37 03 29 29; Fax: +49(40) 37 03 25 25

Heft-Preis: DM 15,80 - ISBN-Nr. 3-570-19208-3

© 1999 Gruner + Jahr, Hamburg

Anzeigenabrechnung:

Tel. (040) 37 03 29 32;

Fax: (040) 37 03 57 73

Bankverbindung: Deutsche Bank AG Hamburg,

Konto 0322806, BLZ 200 700 00

Repro: Peter Becker GmbH, Würzburg

Offsetdruck: TUSCHI-Druck Ges.m.b.H.

A-7201 Neudörfel



Liebe Leserin, lieber Leser

Muß Geschichte eigentlich immer für spätkindliche Traumata sorgen? Mit Datenkolonnen über die mesopotamischen Herrscherhäuser langweilen? Mit komplizierten Erörterungen der Strategien im Peloponnesischen Krieg jeden noch so interessierten Leser abschrecken?

Wir meinen: nein. Wir wissen, daß historische Themen auch anders präsentiert werden können: spannend, dramatisch, optisch opulent. Und das wollen wir ein weiteres Mal beweisen.

Vor acht Monaten haben wir die erste Ausgabe von GEO EPOCHE herausgebracht. Dieses „Millennium“-Heft stellte die 150 prägenden Persönlichkeiten der letzten 1000 Jahre vor – Erfinder und Entdecker, Reformer und Revolutionäre, Dichter und Denker. Der Erfolg übertraf jede Erwartung: Bis Ende September hatten mehr als 150 000 Leser das Heft gekauft und GEO EPOCHE auf Anhieb zum erfolgreichsten Geschichtsmagazin Deutschlands gemacht.

Nun also: das Mittelalter. Kaum eine andere historische Spanne stößt seit einigen Jahren auf derart reges Interesse wie die – immer noch weithin rätselhafte – Zeit der Ritter und Minnesänger, der Burgen und Kathedralen, der mythischen Herrscher (Karl der Große) und protofeministischen Vorbildern (Hildegard von Bingen). Filme wie „Der Name der Rose“ oder „Robin Hood“, Bücher wie „Die Säulen der Erde“ oder „Der Medicus“ erreichen ein Millionenpublikum. Mittelalterliche Märkte und Ritterturniere ziehen Zehntausende an. Und in die gegenwärtige Paderborner Ausstellung über Karl den Großen strömten bereits in den ersten zwei Monaten 150 000 Besucher.

Anreize genug also für die Redaktion um den Historiker Cay Rademacher, sich eingehend mit jener Epoche zu beschäftigen, in der sich in Europa zahlreiche Institutionen geformt haben, die unser Leben bis heute prägen. In der die Universität und der Travellerscheck erfunden wurden, die Brille und die Turmuhr, die Versicherungspolice und der Job des Auslandskorrespondenten.

„Dark Ages“ werden jene Jahrhunderte in den angelsächsischen Ländern genannt. Unser Heft wird Ihnen zeigen, daß dieses Zeitalter längst nicht so finster war.



Herzlich Ihr
Michael Schaper
Michael Schaper



Bildessay: Das Mittelalter ist längst vergangen und doch allgegenwärtig. Kaum irgendwo wird dies so augenfällig wie in den Bauten jener Zeit – etwa im toskanischen San Gimignano. Eine Spurensuche durch das Abendland 14



Handel: Importe aus aller Welt, Erschließung neuer Märkte, die Erfindung von Banken und Versicherungen – im 14. Jahrhundert lösten Kaufleute wie der Italiener Francesco Datini eine kommerzielle Revolution aus 32



Mönche:
Jahrhundertelang konnten nur die frommen Brüder schreiben – und manche nutzten ihre Kunst, um ein wenig mit der Wahrheit zu spielen 72



Minnelieder:
Nikolai de Treskow, Sproß eines preußischen Adelsgeschlechts, folgt mittelalterlichen Vorbildern und singt an gegen den Sittenverfall 134

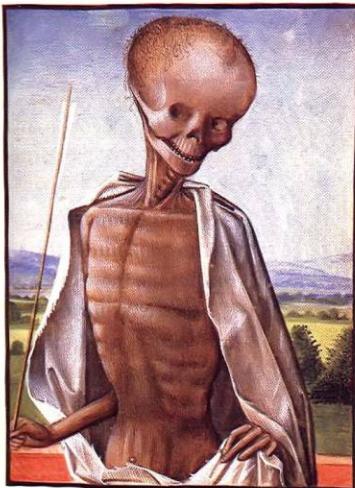


Karl der Große:
Mit Panzerreitern und Gelehrten erschuf der Frankenherrscher um 800 ein Großreich und machte sich daran, es zu zivilisieren 86

Die Pest:

Im Sommer 1348

verbreiteten sich in Köln erstmals
Gerüchte über eine unheimliche Seuche,
die ganze Städte und Landstriche
entvölkern soll. Unaufhörlich rückten
die Meldungen näher... 56



Frauen: Für manche Männer
waren sie nichts als «ein Haufen Kot»,
für andere verehrungswürdig,
aber unnahbar. Doch manchmal brachen
Frauen aus und gewannen Macht,
Einfluß, Bewunderung 138



Mittelalter 2000:

Tausende von Menschen
verwandeln sich am
Wochenende in Gaukler und
Landsknechte, in
Mönche und Mägde. Was
bringt sie dazu, Mittel-
alter zu spielen? 44

Forum: Ein Wappen für Joschka Fischer
und zwei Burgen für das Jahr 2000;
schlemmende Mönche und das Blut der
Heiligen; Tiere vor dem Henker und
Japaner in Rothenburg, 300 fehlende
Jahre und die ewig aktuelle Frage:
Was ist eigentlich in Canossa los? 6

Bildessay: Fotos von Christian Grund
und Noé Flum 14

Textessay: Auf der Suche nach
einer verlorenen Zeit 28

Handel: Die Erfinder der
Globalisierung 32

Mittelalterspektakel:
Ritter ohne Furcht und Adel 44

Internet-Spiel:
Die Anderswelt aus dem Netz 54

Die Pest: Der rasende Tod 56

Mönche: Die Macht der frommen
Schreiber 72

Burg: Millionengrab mit Zinnen 84

Karl der Große: Der Herr des
Wilden Westens 86

Chartres: Kathedralen –
Inszenierungen des Paradieses 96

Ritterrüstungen: Nach
1000 Stunden sitzt das Eisen 106

Bauern: Vom Alltag der
leidenden Mehrheit 108

Archäologie: Der Schatz aus
der Latrine 116

Buchmalerei: Die Großmeister
der Miniatur 124

Minnelieder: Nicht jedem ward
Gesang gegeben... 134

Frauen: Keusch, gehorsam,
stets den Blick gesenkt? 138

Inquisition: Terror im Namen
Gottes 150

Campus:

• **Forschung:** Smogopfer in York und
Schwule in Florenz; reitende Böten und
bänkeldne Sänger; Erforscher der Fehde
und der frühen Uhren – und ein in
seiner Totenruhe gestörter Kaiser 164

• **Reiseziele:** Von Lübeck bis
Sirmione, von Rouen bis Lincoln 170

• **Feste, Bücher & CDs:** Ritterspiele
und mittelalterliche Märkte; Gregorianische
Gesänge und Jazz-Improvisationen;
historische Rekonstruktionen
und Werke zum Weiterlesen 174

• **Daten und Karten:**
1000 Jahre im Überblick 176

Vorschau: Das Reich der
Pharaonen 180

Bildvermerke: 180

Impressum: 3

Titelbild: Die New Yorker Fotografin
Annie Leibovitz bat für ihre ritterliche
Inszenierung die britische Schauspielerin
Emma Thompson ins Studio

CANOSA

Heinrichs Trick

Was macht eigentlich... Canossa? Der Ort, von dem jeder in der Schule gehört hat und zu dem wohl alle – symbolisch – schon mal haben kriechen müssen. Drei Tage stand im bitterkalten Januar 1077 der vom Papst gebannte König Heinrich IV. barfüßig im Bettlergewand vor der norditalienischen Burg, in der Papst Gregor VII. zu Besuch war. Erst dann er-



Die Burg, vor der ein König kalte Füße bekam

barmte sich der Heilige Vater und nahm den zähneklappernden Herrscher wieder in Gnaden auf.

Der „Canossagang“ wurde zum Synonym einer Demütigung – auch wenn es in Wirklichkeit ein kluger Schachzug war: Der Papst mußte den Büßer vom Bann lösen, ob er wollte oder nicht; zugleich durchkreuzte Heinrich so die Absicht seiner Herzöge, ihn als Gebannten zu stürzen. Später regte die Burg. Heute erinnern nur noch Mauerreste und ein „piccolo museo“ – so der Hüter der Ein-Raum-Institution – an den Schauplatz jener scheinbar so großen Erniedrigung.

HERALDIK

Ein Wappen für Joschka

Wenn sie einander in voller Rüstung, das Helmvisier heruntergeklappt, attackierten, dann wollten die Ritter von einst wenigstens wissen, auf wen sie einschlugen. Ein Wappen auf ihren Schilden half an der Verlegenheit: Seit Mitte des 12. Jahrhunderts gab es Auskunft darüber, wer in dem Panzer steckte. Es dauerte keine 100 Jahre, da begannen auch nichtritterliche Kreise – Bürger, Kleriker, Frauen –, sich solch dekorative Personalausweise zuzulegen. Mit der Zeit folgten Länder, Städte und Zünfte. Und wie das so ist: Wenn etwas Allgemeingut wird, dann wird es auch flugs reglementiert.

Denn natürlich war der Adel verängert, daß auch die Plebejia sich ritterlich schmückte, und setzte durch, daß der König künftig Wappen höchstselbst verlieh, penibel geregelte und meist zusammen mit dem Ritterschlag. Und es bildete sich die Wappenkunde heraus – Heraldik genannt, die die Herolde, ursprünglich die Königsboten, inzwischen als Chefs des Protokolls die wappentragenden Ritter vor Turnieren testieren mußten.

Was Bürgerfamilien mit Drang zum Höheren nicht hinderte, weiter an ihren Wappenschilden zu putzen oder neue in Auftrag zu geben, die nun freilich streng im Einklang mit den Regeln (in bezug auf Bildsym-

bole, Farben und Form) gehalten wurden. Die altmodischen Poster blieben aktuell durch alle Königs- und Kaiserzeiten – und sogar in der Ära der Republiken: Heraldik-Kun-

digkeiten wie Dieter Krieger aus Alsbach im Odenwald (www.heraldik-studio.de) stellen auch heute für jeden Wappen her – garantiert nach allen Regeln der Kunst.

GEO EPOCHE hat Krieger – mit Einverständnis der Beteiligten – gebe-



Was Joschka Fischers Wappen erzählt: Fisch = Namenszeichen; zwei Beile = Anspielung auf den Metzgerberuf der Vorfahren; Einfärbung und Wappenteilung = Hinweis auf Friedingen (Donau), woher die Fischers ursprünglich stammten; der „Flug“ in der Helmzier würdigt das Amt des Außenministers



EISERNE JUNGFRAU

Gruselige Mogelpackung

Als eines der grausigsten Symbole für das Finsternis am Mittelalter gilt eine hohle Frauenfigur, in die zum Tode Verurteilte hineingepefcht wurden. Schloß der Henker die „Eiserne Jungfrau“, durchbohrten nach innen gerichtete Stacheln die Delinquenten.



Alles erfunden. „Das sind nichts als Männerphantasien“, so Wolfgang Schild, Professor für Strafrecht, Strafrechtsgeschichte und Rechtsphilosophie an der Universität Bielefeld.

Die wahre Geschichte der Jungfrau erzählt der Wissenschaftler in einer Dokumentation, die gerade in der



Klappe zu, Opfer tot:
So sollen Bösewichte einst
entleibt worden sein

ten, Familienwappen für Außenminister Joseph Fischer und die TV-Moderatorin und Bestseller-Autorin Gaby Hauptmann („Suche impotenten Mann fürs Leben“) zu entwerfen. Krieger besorgte sich die

Stammbücher der Familien (bei Fischer reichte der Stammbaum sechs Metzger-Generationen zurück bis zu Jakob Fischer, der 1740 Franciska Yack geehelicht hat), recherchierte die Stadtwap-

pen jener Orte, aus denen die Familien stammen (im Falle Hauptmann die sächsische Stadt Stolpen), entwarf die Wappen und ließ sie in die Wappenrolle eintragen. Voilà.

Schriftenreihe des Kriminalmuseums Rothenburg ob der Tauber erschien ist.

Seit 1968 ist das Rothenburger Museum im Besitz einer Eisernen Jungfrau, die vermutlich aus Böhmen stammt. Im vergangenen Jahrhundert schockierte sie Besucher der Nürnberger Burg, wurde 1889 nach England verkauft und ging dann vorübergehend nach Amerika.

Im Einsatz war das Strafwerkzeug freilich nie. Es wurde, so Schild, aus musealen Fundstücken zusammengestückelt, um im „romantischen 19. Jahrhundert“ die damals verbreitete Angstlust des Publikums zu befriedigen.

Die Stacheln der Rothenburger Jungfrau – mittlerweile entfernt – waren Bajonettspitzen aus der Zeit der napoleonischen Kriege, der Kopf stammte aus dem 17. Jahrhundert, und der einst nadelgepickte Korpus war nicht aus Eisen, sondern aus Holz (freilich mit Blech verkleidet). Er wurde im 16. Jahrhundert gefertigt und war eigentlich ein Werkzeug zum Vollzug von Ehrenstrafen – ein sogenannter „Schandmantel“.

Im Einsatz waren solche Mäntel oder „Schandtonnen“ seit dem 13. Jahrhundert – um unverberblicher Wirtshaushocker oder zänkische Nachbarn zur Ordnung zu zwingen, um Waldfrevel oder gefallene Mädchen zu bestrafen. Wer ihn umgelegt bekam, der durfte beschimpft, geohrfeigt und mit Unrat beworfen werden.

Doch auch wenn diese Strafinstrumente keine Tötungsmaschinen waren, so wurden mit einer solchen Zurschaustellung häufig Existenz vernichtet: Die Anprangerung brachte die Betroffenen um Heirats- und Aufstiegschancen, manchmal gar um den Beruf.

Oft war damit die Ausweisung aus der Stadt verbunden; die Ausgestoßenen trieben sich fortan als „landschädliche Leute“ auf den Straßen herum und gerieten fast zwangsläufig auf die schiefe Bahn. Und das Leben als Krimineller endete meist kaum milder schlimm, wenn auch nicht so blutig wie in der stacheligen Jungfrau.



Was Gaby Hauptmanns Wappen verrät: gefiederter Offiziershelm = Namenszeichen; Federkiele = Hinweise auf Vater (Graphiker) und Großvater (Maler); Bergfried und Einfärbung = Bezug auf das Wappen von Stolpen in Sachsen, dem Herkunftsland der Familie

ARCHITEKTUR

Eine Burg fürs Jahr 2000

Ein Auftrag wie vor 500 Jahren: Entwerfen Sie eine Burg! Architekten bauen heutzutage Bahnhöfe und Wolkenkratzer, Eingehäime und Mehrzweckhallen – aber eine Burg?

Dabei waren die zinnenbewehrten Festungen für Jahrhunderte Garanten der Macht – und zugleich deren Symbole. Hierher zog sich der Ritter samt Gefolge bei Gefahr zurück. Doch die Burg sollte auch weithin anzeigen, daß hier einer saß, der nicht so leicht einzuschüchtern war, sondern sich aufs Vokabular der Macht verstand.

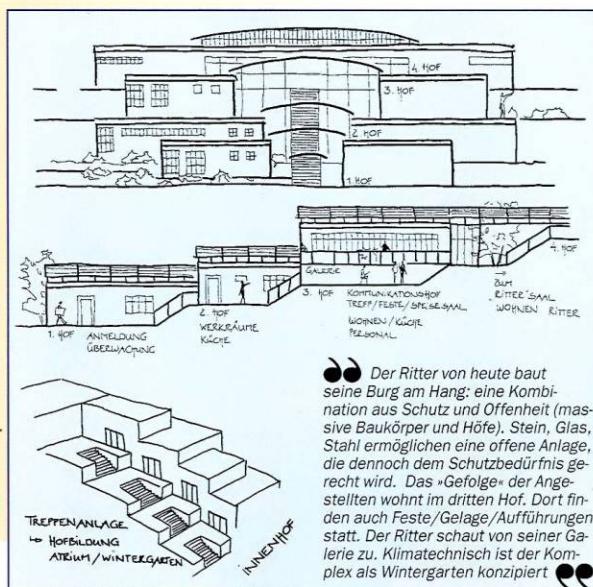
Eines waren Burgen allerdings nicht: komfortabel. Der Zugang war beschwerlich, das Gemäuer blieb im Winter erbärmlich kalt.

Und heute? Auf Einladung von GEO EPOCHE haben zwei angesehene Architekturbüros eine moderne Burg entworfen. Coop Himmelb(l)au aus Wien schufen einen vergleichsweise verletzlichen Stelzenbau mit zylindrischem Zentrum aus Glas, zu dem Rampen, Spiralen, Diagonalen hinaufführen: eher Hauptquartier eines Konzerns der Informationsgesellschaft als Refugium eines von Gegnern gejagten Herrschers. Denn, so die Österreicher: „Die Burg unserer Tage ist weder Herrschaftsdenkmal noch Bunker und daher in ihrem architektonischen Vokabular weder von Macht noch Angst geprägt.“

Bettina Groß von dem Hamburger Büro von Gerkan, Marg und Partner entwarf eine eindrucksvolle Hanganlage: einen Bau, gestaffelt in vier ansteigende Atrien (für den Hofstaat), in den sich die Mächtigen von heute – Medien-Tycoons etwa – wahrscheinlich auf Anhieb verleben könnten. Vor allem in die Rittergalerie, von der aus sie ihr Gefolge jederzeit zu übersehen vermögen.



Der Burg-Entwurf von Coop Himmelb(l)au



Der Ritter von heute baut seine Burg am Hang: eine Kombination aus Schutz und Offenheit (massive Baukörper und Höfe). Stein, Glas, Stahl ermöglichen eine offene Anlage, die dennoch dem Schutzbedürfnis gerecht wird. Das „Gefolge“ der Angestellten wohnt im dritten Hof. Dort finden auch Feste/Galerie/Aufführungen statt. Der Ritter schaut von seiner Galerie zu. Klimatechnisch ist der Komplex als Wintergarten konzipiert

Die Architekturen der Zukunft sind das Gegenteil von Burgen, denn wir müssen uns nicht mehr mit Mauern vor Feinden schützen. Architektur übernimmt heute neue Aufgaben, nämlich die dreidimensionale Darstellung emotionaler Informationen. Innerhalb dieser Informationsstrukturen ist ein Gebäude Knotenpunkt und generiert ein Energiefeld von Offenheit und Mobilität. Die innere Struktur ist variabel. Dieser Entwurf einer Zukunftsakademie ist die Momentaufnahme unserer Informationsgesellschaft – eine prägnante Form, die man identifizieren und mit der man sich identifizieren kann: ein Denkmal

RECHTSPRECHUNG

Tiere vor den Richter

Was macht man mit zwei Schweinen, die ein Kind so heftig attackiert haben, daß es daran gestorben ist? Im rheinischen Oppenheim warf der Schöffrichter im Jahre 1456 beide Missäter in eine Grube, damit sie dort im Namen des Gesetzes verenden. Wenngleich Prozesse gegen Tiere nicht gerade zum juristischen Alttag gehörten, kamen sie im Mittelalter immer mal wieder vor. Pferde, Rinder oder Hunde, die Menschen ein Leid zugefügt hatten, wurden gehängt, erwürgt, verbrannt, erschlagen, entthaupt, ertränkt oder verstummt.

Aber auch der Schaden, den Heuschrecken, Würmer oder Engerlinge verursachten, konnten Konsequenzen haben. Ihnen drohte von kirchlichen Instanzen die Auswei-

ten Vergleich an: Zwecks Nutzung auf ewige Zeit sollte ihnen eine Wiese zum Verzehr überlassen werden. Der anderen Partei, geschädigten Winzern, wurden dagegen ein Durchgangsrecht, die Nutzung der Quellen sowie ein Recht auf Zuflucht im Kriegsfallen offeriert.

Immerhin läßt solch heute skurril anmutendes Rechtsverständnis paradoxerweise darauf schließen, daß Tiere damals eine gewisse Gleichheit mit dem Menschen und somit eine Art Würde zuerkannt wurde: Mensch und Tier waren gleichermaßen eingebunden in die Ordnung Gottes. Jede Verfehlung, ob durch Mensch oder Tier, galt als Sünde, die womöglich den Zorn Gottes nach sich zog.

Gnadlos urteilten Gerichte stets im Falle der Sodomie: Wenn Tiere als Lustobjekte mißbraucht worden waren, lautete das Urteil in aller Regel auf Feuertod – für Mensch und Tier. Zur sogenannten rechtsrituellen Tötung von Tieren zählt auch eine spezielle Strafverschärfung: das Mithängen oder das Mittertränken beim sogenannten „Säcken“. Die



Hund und Hahn vor dem Henker – aus dem »Sachsen-Spiegel« (Illustration von 1330)

sung auf Zeit oder gar „ewige Verbannung“. Immerhin stand den tierischen Beklagten ein Rechtsbeistand zu, der unter Berufung auf die Schöpfungsgeschichte auf das tierische Recht zu fressen pochen mochte.

Mitunter belegen Gerichtsakten auch Verständnis für die nichtmenschlichen Geschöpfe: Das Kirchengericht St.-Jean-de-Mourienne etwa bot gefräßigen Käfern, die einen Weinberg verwüstet hatten, ei-

hinrichtung mitsamt dem Tier sollte dem Delinquienten den Rest der Ehre nehmen, außerdem sollte der Todeskampf im Sack mit dem panischen Tier mehr Qualen bereiten.

Ein wahrhaft Gottesfürchtiger verfügte im Falle tierischer Unbill indes über ganz andere Mittel: Nach Berichten aus dem 10. Jahrhundert hatte dem Trierer Erzbischof Ebercht „eben als er vor dem Altar gestanden und die Sacra verrichtet“, eine Schwalbe „auf den Kopf hofieren“. Worauf der geistliche Herr alle in der Kirche nistenden Vögel verfluchte. Schwalben seien dort, sagt man, nie mehr gesehen worden.



KLOSTERREZEPTE

Haute Cuisine in frommem Hause

Die Mahlzeiten der mittelalterlichen Mönche waren keineswegs frugal, auch wenn Sankt Benedikt einst seinen Brüdern im Geiste geboten hatte: „Ein Mönch soll kein großer Esser sein.“ So konnte der Morgen mit einem Brei beginnen, für den die Mönche Hirse, Gerste, Hafer und Milch weichkochten, mit Blütenblättern oder Pollen bunt färbten und mit einem Ei verfeinerten. Hinzugefügt wurde eine Mischung aus gehackten Feigen, Datteln, Rosinen, Nüssen, Honig und Gewürzen. Zum Schluß gossen die frommen Brüder Rahm über das „Mues“. So zumindest empfahl es um 1060 Abt Ekkehard IV. im Kloster St. Gallen.

Weil sie häufig auf Fleisch verzichten mußten, wurden die Klosterküche zu Meistern der Fischzubereitung. Manche ihrer Rezepte muten geradezu modern an: Der Fisch durfte in Rotwein sanft garzehlen, der Sud wurde mit Mandeln, Ingwer, Senf und Essig abgeschmeckt und über die Filets gegossen.

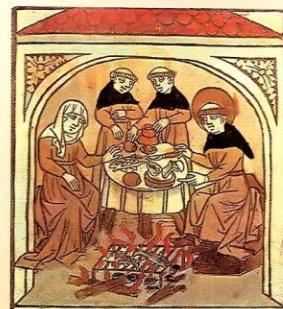
Bei französischen Benediktinern konnte zum Mittagsgeläut eine „Pastete à la Benedictine“ auf dem Refektoriustisch stehen. Dazu wurde Fisch mit zerstoßenem Knoblauch und dickem, süßen Rahm gemischt, mit blättrig ge-

schnittenen Trüffeln belegt und in Teig gehüllt.

Abends gönnten sich manche Klosterbrüder eine Speise, die aus frommer Scheu entstand: Bei der Visitation eines Nonnenklosters wurde ein Bischof durch die Küche geführt, wo eine Novizin Krapfen buk. Angesichts des Hochwürdigen Herrn vergaß sie, die Krapfen trocken zu lassen, ehe sie ins heiße Öl glichen. So kam es dann zu einer Geräuschausbildung, die den Bischof (nachdem er die Novizin gesegnet hatte) veranlaßte, das süße Gebäck „Nonnenfürzchen“ zu taufen.

Vorzüglich verstanden es die frommen Brüder, ihre Gaumenfreuden beim Genuß alkoholischer Getränke namentlich zu tarnen: „Lungen-“, „Nieren-“ oder „Milzwein“ nannten sie ganz harmlos ihre mit Gewürzen, Kräutern oder Honig angereichte Medizin aus dem Faß des Bruders Apotheker.

Für erholsamen Schlaf sorgte schließlich das „Elixier des langen Lebens“: Dazu wurden Rhabarber-



Mönche als Meisterköche: aus einem St. Gallener Codex; um 1060

und Aloësaft, Enzianwurzel und Safran mit starkem Alkohol übergossen. Das verursachte ein bekommliches Gefühl in den Eingeweiden und wirkte sanft purgierend.

Die Mönche hielten's statt mit dem asketischen Benedikt eher doch lieber mit der heiligen Theresa von Avila, die einst souverän geurteilt hatte: „Wenn Fasten, dann Fasten – wenn Fasan, dann Fasan.“

HYGIENE

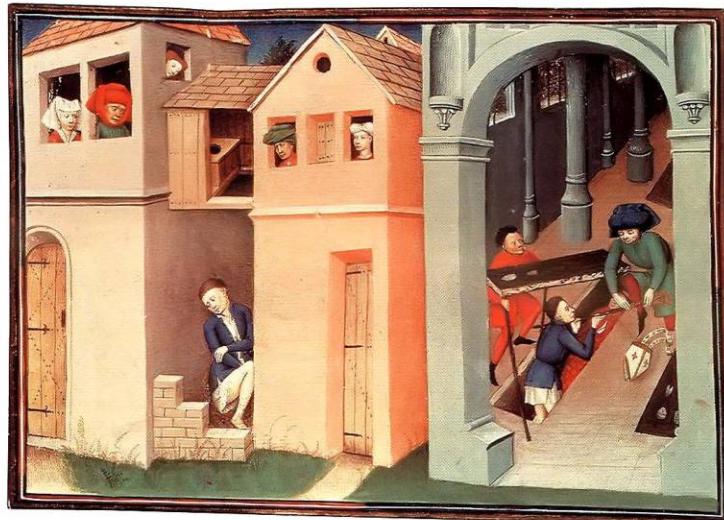
Tod im Kot

Die sanitäre Entsorgung hat das Mittelalter ganz schön in Atem gehalten. Auch wenn die nicht immer so lebensgefährlich war wie 1183 beim Reichstag in Erfurt. Damals wurde eine Riesen-Kloake zum Massengrab, als der angefaulte Boden des Schlosssaals über dem herrschaftlichen Klo unter der Last des deutschen Adels zusammenbrach. Über 100 Bischöfe und Äbte, Grafen und Ritter plumpsten damals hinab und verloren ihr Leben im braunen Sumpf.

Später nahmen die Behörden die Sache in die Hand, wie die Amtsaufzeichnungen des Nürnberger Stadtbauamlers Endres Tucher aus den Jahren 1464 bis 1470 verraten. Eine Abortanlage bestand danach aus dem „heimlichen Gemach“, das durch eine Röhre mit dem „Kasten“ verbunden war, einem Gewölbe, das in der Regel unter dem Haus lag. Wegen des dann geringeren Gestanks wurden die Gruben stets in der kalten Jahreszeit geleert. Die Entsorgung war teuer: Einen Bauarbeiter konnte sie bis zu 40 Prozent seines Jahreseinkommens kosten. Also wurde ein Klo in aller Regel höchstens alle zehn Jahre „gespült“. Nicht selten waren die Abortreiniger mit einem „privet“, dismall satt voll bis an den Sitz“, sechs Nächte lang beschäftigt. Rechnungsbüchern zufolge waren die Gruben von Privathäusern zwischen vier und gut acht Meter tief und faßten bis zu 30 Kubikmeter.

Auch die Trinkwasserbrunnen waren durchweg nicht tiefer als acht Meter, und manche Abfallgruben hatten zu ihnen direkte Abflüsse. So war denn für rasche Durchseuchung der Bürger mit Cholera oder Typhus gesorgt. Denn die Menschen des Mittelalters saßen einem tragischen Irrtum auf: In Anlehnung an Hippokrates galt die Luft als Krankheitsträger Nummer eins – weshalb empfohlen wurde, all das, was die Luft durch Ausdunstungen zu verderben drohte, in Flüsse, Seen oder ins Meer abzuleiten.

Eben dieses Vertrauen in die reinigende Kraft des Wassers machte dieses somit zur chronischen Ursache von Infektionen und Seuchen – und wurde den Menschen zum Verhängnis.



Einer thront und alle sehen zu: Illustration aus einer »Decamerone«-Ausgabe des 15. Jhs.

HISTORIKERSTREIT

300 Jahre – einfach futsch?

Hat Karl der Große wirklich gelebt? War der legendäre Kalif Harun al-Raschid tatsächlich ein Herrscher im Morgenland? Und stimmt die Geschichtskontrolle, nach der Karl Martell im Jahre 732 die Sarazenen besiegt und Europa vor arabischer Herrschaft bewahrt hat? Alles nur Schimären – erfunden, erlogen, gefälscht. Das zumindest behauptet der Münchner Hobbyhistoriker Heribert Illig. Und hat es damit geschafft, in Zeitungen und Zeitschriften mehr Aufmerksamkeit zu erregen als alle Mediävistikprofessoren Deutschlands zusammen.

In seinem Buch „Das erfundene Mittelalter“ versucht Illig nachzuweisen, daß es 297 Jahre unserer Zeitrechnung – genauer: die Spanne zwischen dem 7. und 10. Jahrhundert – schlicht und einfach nie

gegeben habe. Das frühe Mittelalter: nichts als ein Zaubertrick, auf den David Copperfield neidisch sein dürfte.

Doch Illigs These ist ein heilloses Kuddelmuddel. Nur soviel läßt sich einigermaßen logisch nachvollziehen: Drahtzieher der Geschichtsfälschung soll der Sachsenkaiser Otto III. (983–1002) gewesen sein. Nach Illigs Ansicht hat Otto in Wirklichkeit



Hat Karl der Große nie gelebt?

um das Jahr 700 gelebt. Da er aber – unter anderem – als erster Kaiser des neuen Jahrtausends in die Geschichte eingehen wollte, habe er seine Regentschaft schlicht um 300 Jahre nach vorn gemogelt.

Der phantasiebegabte Illig will beim Studium der gregorianischen Kalenderkorrektur von 1582 auf die potemkinschen Jahrhunderte gestoßen sein. In jenem Jahr hatte Papst Gregor XIII. zehn Kalender-tage ausfallen lassen, um den im Jahre 45 v. Chr. von Julius Caesar eingeführten – und ziemlich unpräzisen – Kalender besser mit dem astronomischen Jahr in Übereinstimmung zu bringen.

Nach Illigs Rechnung hätte Gregor damals aber gleich 13 Tage überspringen müssen. Denn dem Julianischen Kalender fehlten pro Jahr tatsächlich rund elf Minuten – macht nach 1627 Jahren ein Minus von etwa 12,7 Tagen.

Warum aber hatte der Papst nur zehn Tage gestrichen?

Die strahlende Bilderwelt des Mittelalters

Erlebbar in wertvollen Faksimile-Editionen



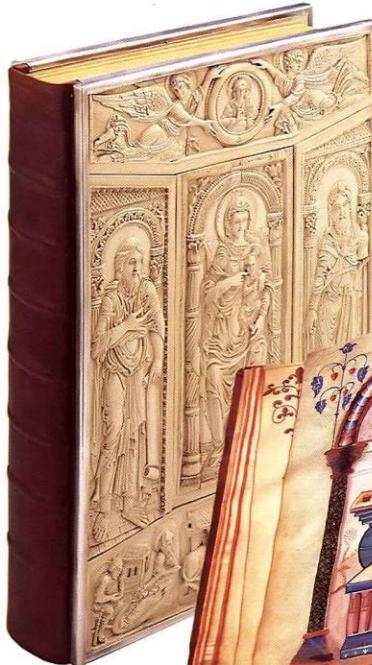
»Wie kann ich das klauen?«

Umberto Eco in einem *FOCUS*-Interview
über das Lorscher Evangeliar

Strahlende Farben, bis in feinste Details ausgeführte Malerei, Verzierungen in glänzendem Gold – dies ist das prachtvolle Mittelalter, wie wir es nur selten zu sehen bekommen. Die meisten erhaltenen Zeugnisse aus dem Mittelalter sind im Laufe der Jahre verblaßt und gealtert, sie tragen die Spuren der Zeit. Mittelalterliche Handschriften zeigen jedoch wie farbenfroh das Mittelalter gewesen ist. Nirgendwo ist das Fundament unserer heutigen Kultur so klar und unverwechselbar überliefert wie in den Bilderhandschriften des Mittelalters –

Kunstwerken in Buchformat. Jahrhunderte zwischen den Buchdeckeln geschützt, ist in ihnen die ursprüngliche Farb- und Formenwelt unserer Vorfäder erhalten geblieben.

Eine Faksimile-Edition ist das perfekte Ebenbild des einmaligen Originals. Sie ist die originalgetreue, drucktechnisch und kunsthandwerklich hergestellte Wiedergabe einer Bilderhandschrift in all ihren Details. Jede Faksimile-Edition erscheint in einer weltweit streng limitierten Auflage.



Das Lorscher
Evangeliar



Fordern Sie kostenlose Informationen an!

FAKSIMILE VERLAG LUZERN

25 Jahre MEISTERWERKE DER BUCHMALEREI ALS MEISTERWERKE DER FAKSIMILERKUNST IN LIMITIERTEN AUFLAGEN

Maihofstraße 25 • CH-6000 Luzern 9 • Telefon ++41 (0)41 429 08 20 • Telefax ++41 (0)41 429 08 40
e-mail faksimile@faksimile.ch • <http://www.faksimile.ch>



BÜCHERNACHMASS
BÜCHERZUMTOPF
BÜCHERSTÄRKEN
BÜCHERFRAUEN

EVA BEIJLDER,
TEL. 030/9253
IMAGES 9253
REVIEW FRAUEN
BJF

Dextrarius

Schaukampf und Dekorations Ausrüstung

Helme in verschiedenen Ausführungen
Kettenhemden aus bestem
brüniertem Festerstahl
Schilder aller Art,
mit oder ohne Bemalung
Schuppenpanzer

Schwerter, Lanzen, Spieße, Armbrüste,
Bögen, Taschen, Beutel, Trinkhörner, usw.

Es können auch Sonderwünsche,
sowie sie machbar sind, erfüllt werden.

Kontaktdaten: Harry Radegies
Wasserburg Wiedelah, 36890 Vienenburg
Tel. 053 24 - 18 08, Fax 053 24 - 18 08

Ritterspielzeug für Kinder

- Hellebarden, Schwerter, Schilder...



- Händlerreisliste

- Organisation mittelalterlicher Feste

- Ritterspiele mit bekannter deutscher Stummam-Gruppe

Peter Tietze, D-47669 Wachtendonk, Feldstr. 7
Tel. 02836.1815 Fax 02836.1858

Illigs These: Weil zwischen Caesar und Gregor XIII. nicht 1627, sondern nur 1330 Jahre lagen – und in diesem Fall hätten die zehn Tage Ausfall durchaus ausgereicht. Des Münchens kühner Schluss: Die überzähligen 297 Jahre waren irgendwann eingefügt worden. Aber an welcher Stelle?

Auch hier ist Illig um eine Antwort nicht verlegen. Erfunden habe Kaiser Otto III. die „dark ages“, jene finsternen Zeiten des Mittelalters etwa zwischen 600 und 900, über die es in der Tat nur wenig Quellenmaterial gibt.

Das aber bedeutet: kein Karl der Große, kein Harun al-Raschid, kein Karl Martell. Kein Winfried Bonifatius, der „Apostel Deutschlands“ (den Friesen 754 erschlagen haben), keine Grundsteinlegung des Aachener Doms (um 780 errichtet), keine Wikingerinfälle in Europa (um 880).

Gab es über solche Personen und Ereignisse tatsächlich historische Dokumente oder Relikte, so erklärt Illig sie für gefälscht oder aus einer anderen Zeit stammend.

Da ist schon die Prämisse der Illigischen These falsch: Papst Gregor XIII. machte gar nicht das Jahr 45 v. Chr. in dem der Julianische Kalender in Kraft getreten war, zur Basis seiner Reform, sondern das Jahr 325 n. Chr.

In jenem Jahr hatte das kirchengechichtlich auch sonst bedeutsame Konzil von Nicäa das wichtigste Datum des Kirchenjahrs fixiert – den Ostertermin: Ostern ist seither stets der erste Sonntag jeweils nach dem ersten Frühjahrsvolmond. Zu Gregors Zeit war dieser astronomisch festgelegte Zeitpunkt sichtlich nicht mehr mit dem Julianischen Kalender im Einklang: In der Zeit von 325 bis 1582 machte die Abweichung ungefähr 9,8 Tage aus. Die nun rundete Gregor auf zehn Tage – und ließ sie ausfallen.

Das wäre auch von Heribert Illig zu errechnen gewesen. Dann aber hätte er eben keinen Bestseller lancieren können: Bis heute hat sein „gefälschtes Mittelalter“ zehn Auf-lagen gebracht.



Mirakel in Neapel: Warum weint der Heilige blutige Tränen?

RELIQUIENWUNDER

Auf der Spur der Alchimisten

In Italien werden seit dem Mittelalter zahlreiche Reliquien mit Märtyrerblut verehrt. Bei einigen ereignet sich Jahr für Jahr ein Wunder: An bestimmten Tagen verflüssigt sich der geronnene Leibessatz der Heiligen und wird für kurze Zeit wieder zu „richtigem“ Blut.

Für Luigi Garlaschelli, Chemiedozent an der Universität Pavia, sind solche Launen eine wissenschaftliche Herausforderung. Er ist inzwischen ein Spezialist für Blutverflüssigungen, „weinende Statuen“ und Ähnliches geworden.

Der einfachste Weg zur Ermittlung des Sachverhalts – eine chemische Analyse des Heiligkeitenbluts – ist ihm allerdings oft versperrt, denn die katholische Kirche gestattet zwar die Verehrung mirakulöser Erscheinungen, vermeidet aber naturwissenschaftliche Untersuchungen.

Der heilige Januarius zum Beispiel, der im Jahr 305 den Märtyrtod erlitten hat, wird in der Kathedrale von Neapel hoch verehrt – zumindest seit 1389. Denn seither, berichten Chronisten, verflüssigt sich das braune, vertrocknete Blut des Heiligen in einem Silber gefäßen Glasflacon mehrmals im Jahr.

Garlaschelli jedoch hält den Inhalt des Glasfläschchens für ein raffiniert zusammengestelltes „thixotropisches“ Material – feste oder sehr zäh fließende Stoffe, die bei Bewegung flüssig werden. Ein mit-

telalterlicher Alchimist mußte nur Kalk oder Holzasche mit Eisenchlorid und roten Farbpigmenten zusammenmixen. Allein daß der Flacon während der Messe mehrmals gedreht wird, um zu prüfen, ob sich das „Blut“ schon verflüssigt hat, reiche aus, um die benötigte Bewegungsenergie zu liefern.

Bei Sankt Laurentius, der 258 auf einem glühenden Rost zu Tode gebrannt wurde und dessen Blut sich jeden 10. August in einer Kirche in Amaseno verflüssigt, kann jene Erklärung indes nicht greifen: Das Glasfläschchen wird während der Zeremonie kaum bewegt, sondern nur von einer Nische im Seitenschiff zum Altar getragen.

Freilich ist es dort wärmer als in der Nische. Und das ist für Garlaschelli ein Indiz dafür, daß dieses „Blut“ eine Mischung aus Fett und Wachs ist, die bei hohen Temperaturen schmilzt. Möglicherweise handelt es sich dabei um Talg, vermisch mit „Drachenblut“, einem roten Pflanzenharz. Auf jeden Fall hat das Fett einen hohen Anteil gesättigter Fettsäuren, sonst wäre es längst ranzig geworden.

Womöglich haben die mittelalterlichen Alchimisten mit diesem Fall aber auch gar nichts zu tun. Ein 1177 aufgestelltes Inventar der Kirche sagt von der Relique, sie sei „de pingueine St. Laurentii“, vom Fett des heiligen Lorenz. Als „Blut“ mit seinen wunderbaren Eigenschaften wurde es erst seit dem 17. Jahrhundert bekannt – vielleicht, nachdem jemand die Substanz ausgetauscht hatte.

JAPANER

Lust auf Hänsel und Gretel

Sie kommen in Bataillonsstärke nach Rothenburg ob der Tauber (80 000 per anno) und bewundern Einrichtungen der Vergangenheit, die mit ihrer eigenen nichts gemein haben. Sie besuchen Burgen und bieten Millionen, um deren Gemäuer abbauen und daheim wieder zusammenzusetzen zu dürfen. Und sie verheften einem Buch mit den Rattenfänger von Hameln zu 24 Auflagen.

Was nur reizt Japaner am deutschen Mittelalter? Sind es die Gassen mit den putzig-schiefen Häusern? Die Gaukler mit den hochgebögenen Schnabelschuhen? Ist es der Hänsel-und-Gretel-Touch im High-Tech-Staat Deutschland?

„Japanische Frauen lieben das romantische Deutschland“, sagt die frühere Reiseleiterin Minako Satu, „und dafür stehen nun mal Rothenburg oder Neuschwanstein“ – die Kopie einer mittelalterlichen Burg, erbaut im 19. Jahrhundert.

„Die Menschen bei uns sind fasziniert von den alten deutschen Geschichten, etwa vom Rattenfänger von Hameln“, sagt Professor Kinya Abe, Historiker in Tokio. Und sein Kollege Takeshi Kida erklärt: „Die westliche Zivilisation hat die Welt entscheidend geprägt – das Studium des Mittelalters trägt dazu bei, sie besser zu verstehen.“

Seit 75 Jahren ist Europas Mittelalter Studienobjekt an Universitäten. Pro Jahr werden dort über 100 Arbeiten verfaßt. Vergleichende Wirtschaftsgeschichte liegt voll im Trend. Denn das späte Mittelalter gilt als „Keimzelle des industriellen Kapitalismus“.

Aber auch das Gebaren der alten Rittersleut fasziniert in Fernost – ein

Thema, auf das Professor Abe spezialisiert ist: Der Wissenschaftler hat sich den „teutonischen Rittern“ und der „populären Kultur des mittelalterlichen Deutschland“ verschrieben und der japanischen Öffentlichkeit neben einer „Sozialgeschichte des Scharfrichterberufs“ auch Gesellen wie Till Eulenspiegel nahegebracht.

Zum Rattenfänger von Hameln präsentierte Kinya Abe vor Jahren eine in dortigen Kreisen aufsehenerregende These: Danach steht die Kinderschar, die dem Flötenspieler damals auf Nimmerwiedersehen folgte, für jene abenteuerlustigen Menschen, die im 13. Jahrhundert Hameln verließen, um im Osten Europas zu siedeln (doch da operierte Abe nicht mit der frischesten These: Seine – zutreffende – Vermutung



Auch das kopierte Mittelalter reizt: Japanerinnen vor Neuschwanstein

ist europäischen Mediävisten seit mehr als 30 Jahren bekannt).

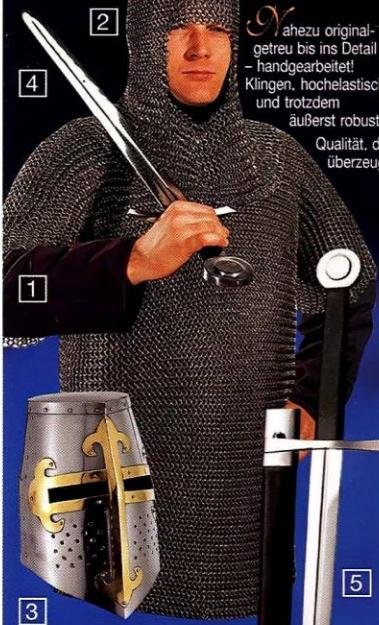
In Rothenburg jedenfalls haben die japanischen Besucher vor einigen Jahren einen entscheidenden Sieg errungen: Auf einem der berühmten schmiedeeisernen Ausleger am Dürerhaus ist jetzt der Hinweis „doitsukan“ zu lesen.

Das heißt: übersetzt soviel wie „Deutscher Handelshof“ und wirbt für den Souvenirladen einer japanischen Kette.

Autoren:

Ernst Artur Albaum, Heidi Friedrich,
Nicola Leske, Cay Rademacher, Angela Wittmann

Historische Blankwaffen



1 KETTENHEMD (um 300 v. Chr. bis ca. 1700). Kettenhemden boten bei unvergleichlicher Beweglichkeit Schutz und wurden auch als zusätzlicher Panzer unter der eigentlichen Rüstung getragen. In aufwendiger Handarbeit hergestellt. Länge Schulter - Saum ca. 94 cm, Gewicht 10,4 kg.
599,- Nr. 78736

2 KETTENHAUBE (um 300 v. Chr. bis ca. 1700). In aufwendiger Handarbeit aus Tausenden kleiner Stahlringe gefertigt. Gewicht 22 kg.
259,- Nr. 78737

3 KREUZFAHNER-HELM (um 1200). Aufwendig verarbeiteter dekorierter Helm der Kreuzfahrer. Mit Messingbändern in Lilienguss verziert. Maße: ø 26 cm, Höhe 32 cm. Gewicht 1,4 kg.
469,- Nr. 78729

4 MITTELALTERLICHES SCHWERT (um 1200). Eines der meistverbreitetsten Kampfschwerter. Gebräuchlich in fast allen europäischen Kulturen. Länge 107 cm, Gewicht 1,5 kg. Lieferung mit Scheide.
399,- Nr. 78704

5 EINENHALBHÄNDER-SCHWERT (um 850). Leichtes Schwert, auch zweihändig benutzbar. Länge 134 cm. Gewicht 2,4 kg.
299,- Nr. 78705

Bitten Sie **unseren**
Prospekt über
mittelalterliche
Ausrüstungsgegenstände an.



Frei ab
18 Jahre.
Preise in DM.
Ihrmt
vorbehaltet.
Versandpreise:
Bis 50,-
Warenwert 8,95;
über 50,-
Warenwert frei.

Frankonia Jagd

Versandadresse: 97064 Würzburg

Telefon 0 93 02/20 72 · Fax 0 93 02/2 09 02 00

Frankonia 08 00/3 72 65 66 42

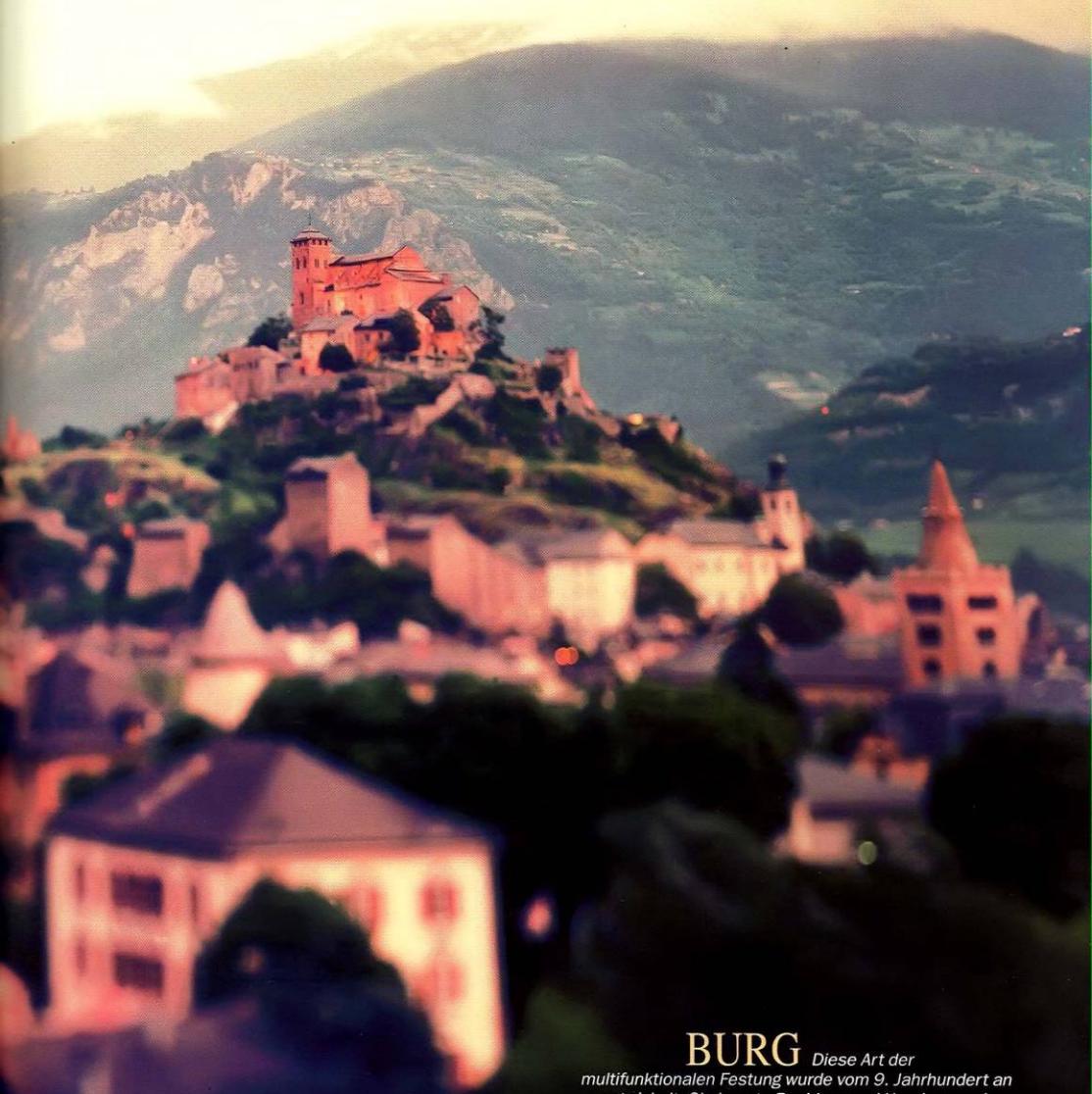
Und in unseren Filialen.

Von Zeit zu Zeit

Das Mittelalter ist vergangen und doch allgegenwärtig. Was damals e



erkämpft und erfunden, gedacht und geglaubt wurde, bestimmt Europa bis heute. Kaum irgendwo Fotografen Christian Grund und Noë Flum haben sich auf eine Spurensuche durchs Abendland begeben



BURG

Diese Art der multifunktionalen Festung wurde vom 9. Jahrhundert an entwickelt. Sie konnte Residenz und Heerlager sein, Versteck und Zollstation, Markt- und Stadtschutz. Oder auch ein Bischofssitz – wie im schweizerischen Sion, wo neben der Burg Tourbillon (links, um 1294) auch das Château Valère (11. Jahrhundert) uneinnehmbar hoch gebaut wurde

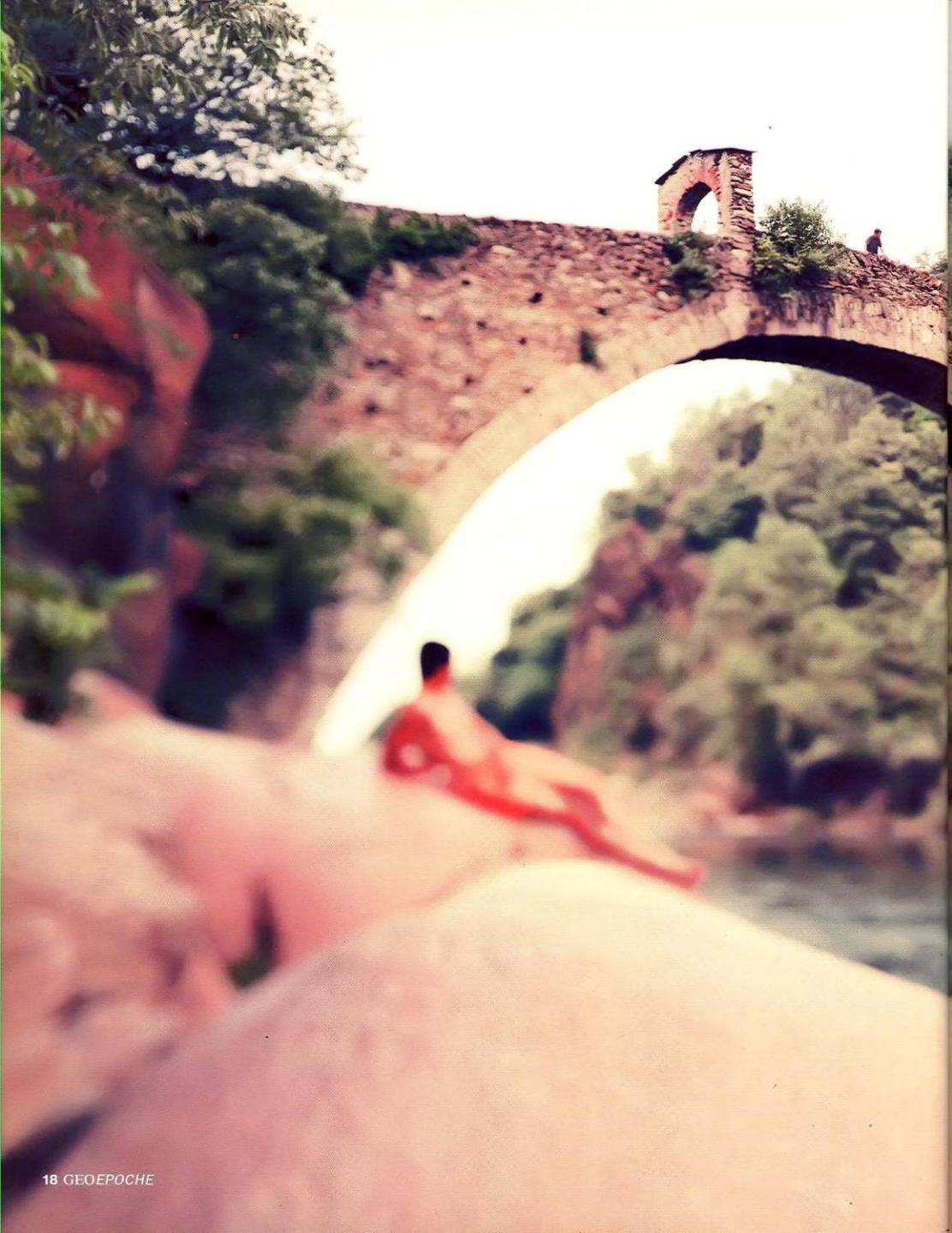


STADT

Die Idee von der Stadt als Zentrum

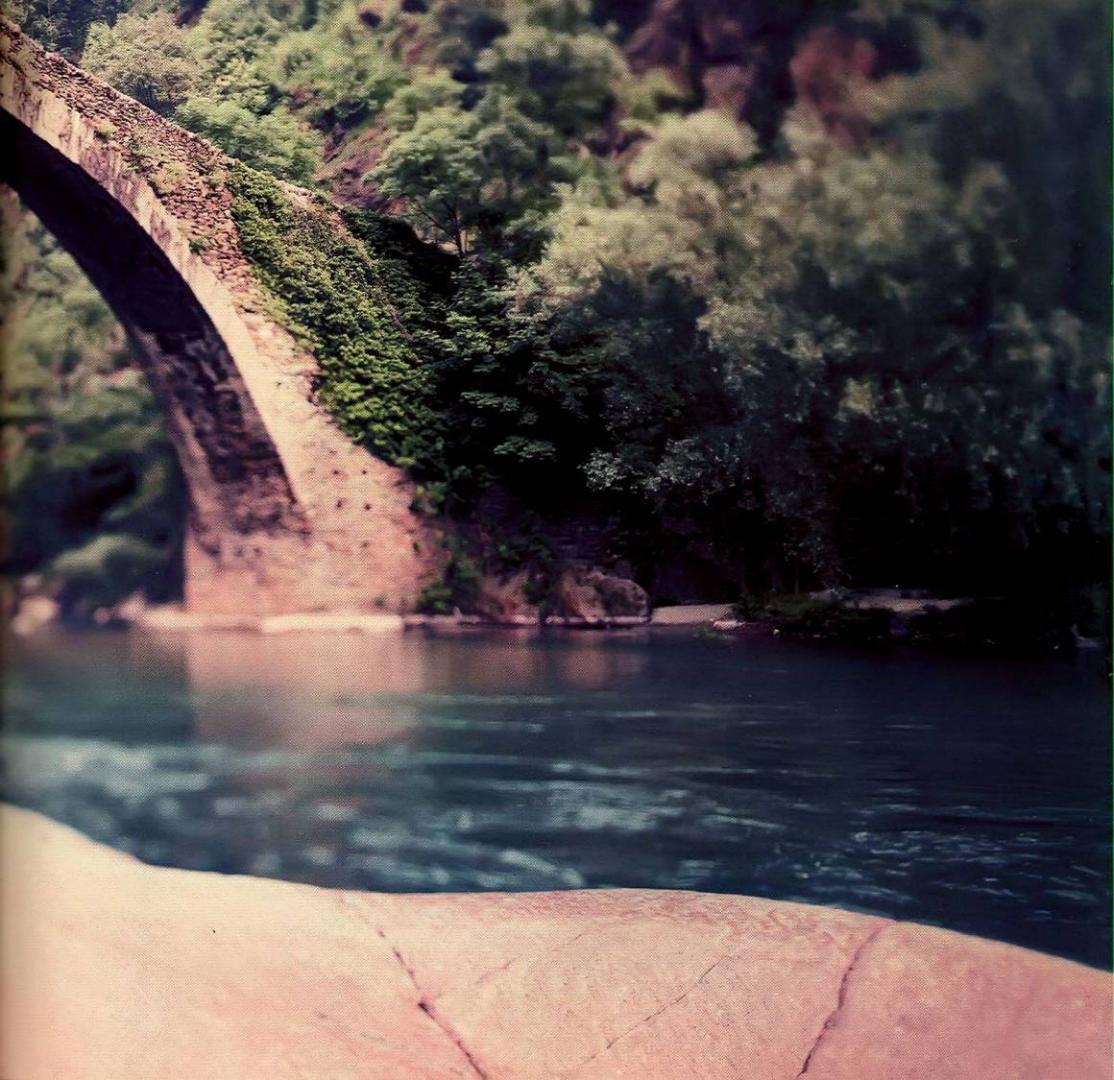
von Handel und Macht gab es schon seit Jahrtausenden, doch endete sie in Mitteleuropa bis zum frühen Mittelalter praktisch am linken Rheinufer und am Limes. Erst um das Jahr 1000 brachten Siedlungen wie Quedlinburg urbane Zivilisation auch in die Wildnis des nördlichen Kontinents





BRÜCKE

*Die Baumeister des
Mittelalters waren Weg-Bereiter, denn sie erweiterten das Netz der
Römerstraßen: Erst nachdem sie Flüsse und Schluchten überbrückt
hatten, konnten ihnen Händler, Pilger und reitende Boten folgen.
Manchmal waren die anonymen Konstrukteure so elegant und effizient,
daß ihr Werk bis heute genutzt werden kann. Wie im
piemontesischen Lanzo, wo sich seit mehr als 600 Jahren
ein Bogen über die Stura wölbt*



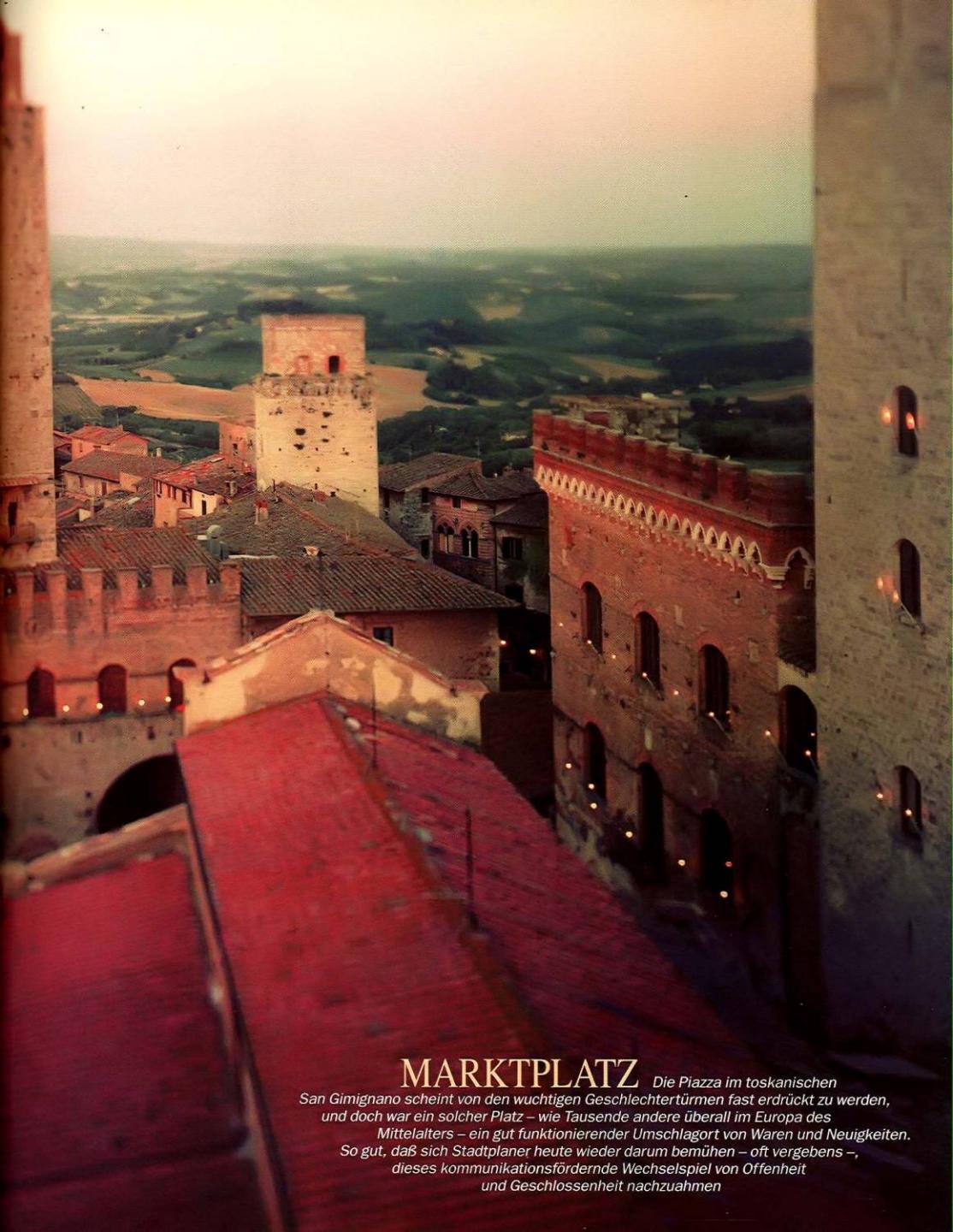




KATHEDRALE

*Dome wie der im nordfranzösischen Laon bieten
den Gläubigen überwältigende Raumeindrücke. Niemals zuvor
hatten die Menschen so hoch und dabei filigran gebaut wie in der Gotik. Ihr Ziel – das Himmelsche
Jerusalem nachzuempfinden – ist uns fremd geworden, doch ihre Technik blieb beispielhaft:
Wer hohe Hallen überwölben, Lasten abstützen und lichtdurchflutete Räume schaffen will,
orientiert sich bis heute an der Kunstfertigkeit jener Baumeister*





MARKTPLATZ

Die Piazza im toskanischen

San Gimignano scheint von den wuchtigen Geschlechtertürmen fast erdrückt zu werden, und doch war ein solcher Platz – wie Tausende andere überall im Europa des Mittelalters – ein gut funktionierender Umschlagort von Waren und Neuigkeiten. So gut, daß sich Stadtplaner heute wieder darum bemühen – oft vergebens –, dieses kommunikationsfördernde Wechselspiel von Offenheit und Geschlossenheit nachzuahmen



RATHAUS

Als die Bürger vom 12. Jahrhundert an mehr und mehr zu bestimmen begannen, wie ihre Kommunen regiert werden sollten, errichteten sie auch die dazu notwendigen Versammlungshäuser – Bauten, die zu Prototypen der modernen Parlamente wurden. Je wohlhabender die Städte, desto prachtvoller ihre Verwaltungssitze. Nur wenige allerdings konnten sich mit dem belgischen Löwen messen, das im Tuchhandel reich geworden war und sich ein spektakuläres Denkmal setzte





KLOSTER

Wuchtige, oft einsame Glaubensburgen
wie die Abtei Saint-Martin du Canigou in den Pyrenäen blieben ein singuläres Phänomen
des Mittelalters. Doch manches vom Geist der religiösen Gemeinschaftsbauten ist in die Universitäten
und High-Tech-Institute der Neuzeit eingegangen – und symbolisiert auch dort das Streben nach
einer in der materiellen ruhenden geistigen Welt



AUF DER

SUCHE NACH

Wohl kaum ein Abschnitt der Geschichte ist so oft, so lange und so heftig geschmäht und verkannt worden

EINER VERLORENEN

wie das angeblich »finstere« Mittelalter. Doch inzwischen haben Forscher viele ebenso bizarre wie über-

ZEIT

raschend moderne Erkenntnisse aus jenen Jahrhunderten zusammengetragen, in denen Europa entstand

von CAY RADEMACHER

Eine Epoche, die vor einem halben Jahrtausend zu Ende ging, ist heute wieder aktuell, das Mittelalter. Denn in ihr hat sich einst geformt, was unsere Welt bis heute bestimmt. Historiker und Archäologen nähern sich mit neuen Fragestellungen der alten Zeit und finden spannende, überraschende Antworten. Museumskuratoren tragen Relikte von damals zusammen, um bestimmte Jahrzehnte, epochale Gestalten wieder sinnlich erlebbar zu machen – wie etwa in Paderborn, wo fast alle materiellen Hinterlassenschaften Karls des Großen für eine Ausstellung zusammengetragen worden sind, wie es sie über diese mythische Herrschergestalt nie zuvor gegeben hat.

Politiker und Unternehmer entdecken die Integrationskraft versunkener mittelalterlicher Organisationen. So berufen sich die Anrainerstaaten der Ostsee bei ihren Plänen, sich für bestimmte supranationale Aufgaben zusammenzutun, auf die gemeinsame, die hansische Vergangenheit. Und fast unübersehbar groß ist mittlerweile die Zahl derer, die sich nicht aus professionellem, sondern aus persönlichem Interesse mit diesem Abschnitt unserer Vergangenheit befassten.

Das Bedürfnis, sich zu unterhalten (oder unterhaltend belehrt zu werden), ist dabei nicht das schwächste: Romane, Sachbücher, Filme, inzwischen gar virtuelle Wel-

ten im Internet lassen auf sehr unterschiedliche Weise die Zeit der Burgen und Kathedralen wiederaufleben.

Und möglicherweise ist es auch die Suche nach einer religiösen Mystik, nach vergessen geglaubter Heil- und Handwerkskunst oder gar die Sehnsucht nach einer übersichtlichen Gesellschaftsordnung, die zur Beschäftigung mit jenen fernen Zeiten drängt.

Denn tatsächlich ist das Mittelalter ein Paradoxon – die einzige Epoche, die uns fern und nah zugleich ist. Fern, weil die Mentalität von einst, eine Mischung aus unbedingtem Gottesglauben und Dämonenfurcht, aus ritterlicher Renommiersucht und mönchischer Weltverachtung unwiderruflich vergangen ist. Nah aber, weil seine Relikte – die Städte und Straßen, die Sprachen, der Glaube – noch immer unseren Alltag prägen. Auf Menschen von heute wirkt das Europa von vor 500 Jahren deshalb zugleich exotisch und beunruhigend vertraut.

Schon im 14. Jahrhundert waren Reisen quer durch den Kontinent für Händler und Gelehrte, für geschickte Steinmetze, für Diplomaten und Pilger längst alltäglich geworden. Vielleicht hätte ein Reisender seinerzeit den Seeweg gewählt, wo wir heute das Flugzeug nehmen würden, doch im Prinzip war er schon damals nach Maximen von heute unterwegs: vergleichsweise schnell und einigermaßen regelmäßig.

An den Pfählen in Hamburg zum Beispiel wartete womöglich sein Segelschiff. Gesteuert wurde bereits

mit dem Ruder am Heck, nicht mehr an der Seite. Dem Steuermann half eine schwimmende Magnetnadel, die immer nach Norden weist: Der Kompaß war High-Tech des Mittelalters. Einschiffen konnte sich der von Hamburg Reisende nach Antwerpen, London, Lissabon, nach Bergen, Gotland, gar nach Nowgorod.

Wer über Land reiste, der nutzte vielleicht die Straßen entlang des Rheins. Wanderte, im Schatten mächtiger Burgen, von Straßburg über Mainz nach Köln oder durchquerte das durch den Tuchhandel reich gewordene Flandern, wo wohlhabende Kaufmannsstädte fast in Sichtweite voneinander standen, deren Bürger ihren Ehrgeiz darin setzten, ihrer Gemeinde den jeweils höchsten Rathausturm zu errichten. Ein Netz von Pilgerwegen führte nach Canterbury, nach Santiago de Compostela, nach Rom.

Paris war Weltstadt. Hier bemühten sich Polen, Engländer, Spanier, den Magistergrad an der berühmten Theologenfakultät zu erwerben; die Dominikaner entsandten ihre brillantesten Novizen an die dortigen Schulen, damit sie geschliffene Prediger und unbestechliche Inquisitoren würden; Baumeister aus Deutschland, Schweden, Ungarn studierten die Kunst der Kathedralsbauer.

Derweil verfeinerten lombardische Bankiers ihr Kreditwesen, erfanden den Scheck und die bargeldlose Überweisung. Kaufleute taten sich in Florenz und Venedig zusammen, um Frachtschiffe zu chartern und die geschäftlichen Risiken zu minimieren. Die ersten Versicherungen entstanden – mehr noch: die Grundzüge der ökonomischen Moderne.

An den Universitäten von Paris und Oxford herrschte Unruhe. Die Professoren dozierten nicht mehr nur über Gott und die heiligen Schriften, sondern auch über die Möglichkeiten und Grenzen des menschlichen Denkens. Diese neue geistige Haltung hatte Folgen: Schon dachte ein Forscher über die Gesetze der Optik nach, während andere, auf der Suche nach den Geheimnissen von Leben und Tod, begannen, das kirchliche Tabu zu brechen und Leichen zu sezieren.

Es hat die Historiker jahrzehntelange Forschungsarbeit gekostet, bis sie einen neuen Blick auf jene alte Zeit werfen konnten, bis sie ein

Bild zu zeichnen vermochten, das so detailreich und so farbig ist wie das jetzt vorliegende. Und so fair.

Denn wer als Wissenschaftler noch vor wenigen Jahren etwa den Alltag der Gaukler und Spielleute ergrün- den wollte, der mußte erst einmal die Vorurteile und den Hochmut der eigenen Forscherzunft durchbrechen. Wer konnte mit solcher Arbeit schön Ruhm ernten, während die Kollegen die dynastischen Ranklinien der Kaiser oder die päpstliche Machtpolitik analysierten?

Und dann die alles entscheidende Frage der Historiker – die nach den Quellen: Da berichtet eine süddeutsche Chronik im 15. Jahrhundert beiläufig von Gauklern; im Skizzenheft eines italienischen Malers, als Vignette irgendwo in einem Codex, finden sich Darstellungen von Spielleuten aus dem 13. Jahrhundert. Hier eine Ver- ordnung, dort eine erhalten gebliebene Predigt wider die Gaukler. Welche Kärrnerarbeit, Welch mühseliges Puz- zlespiel, um selbst die einfachsten Fakten zu finden!

Auch deshalb, weil scheinbar so wenige Zeugnisse aus jener Zeit erhalten sind, ist das Mittelalter – jene eu-ropäische Epoche zwischen 500 und 1500 (siehe Kasten auf der nächsten Doppelseite) – lange als „dunkles Zei- alter“ geschmäht worden. Kein Begriff trifft diese Ein- schätzung so genau wie das englische „Dark Ages“ – un- wissend, abergläubisch, blutrünstig, barbarisch.

Schon die Humanisten des frühen 16. Jahrhunderts, die diesen Begriff erfanden, gaben dem Wort „Mittelal- ter“ eine negative Konnotation. Denn ihr Bezugspunkt war die Antike, deren Leistungen sie bewunderten, auf



Pop goes Mittelalter: Englands Modefürst Alexander McQueen (Givenchy) als Burgfräulein

die sie sich mit ihren eigenen kulturellen Bemühungen beriefen. Wer aber das Altertum zum Maßstab macht, die griechische Kunst und Philosophie, die Dichtung Homers oder Vergils, ja selbst die schiere Ausdehnung des Imperium Romanum – für den mußte das, was danach geschaffen worden ist, tatsächlich als Niedergang erscheinen, als Verfallszeit, aus der sich erst (wie schmeichelnd für ihr Selbstbewußtsein!) die Protagonisten des Humanismus, der Renaissance oder der Aufklärung zur vergleichbaren zivilisatorischen Höhe aufschwangen, sie gar übertrafen.

Wie sollten sie es auch besser wissen? „Geschichte“ war jahrhundertelang Geschichte der Herrscher gewesen, und überlieferte Geschichte stammte allein aus schriftlichen Quellen. Doch selbst viele Könige haben allenfalls ein oder zwei (in schlechtem Latein verfaßte) Urkunden hinterlassen. Von vielen Fürsten ist nicht mehr als der Name überliefert. So konnten die Historiker nur eine „Geschichte von oben“ schreiben: Wer wurde in jenem Jahr Bischof? Welcher Graf hat diese Schlacht geschlagen? Welche Prinzessin wurde einem Sohn aus welcher Dynastie vermählt? Die Frage nach dem „Warum?“ aber war oft gar nicht zu beantworten.

Und gänzlich im Nebel blieb die „Geschichte von unten“: der Alltag der Beherrschten. Sie, die Bewohner der Städte, die Bauern auf dem Land, die Handwerker und

oder wählten sich, auf der Suche nach jahrhundertealten Relikten, durch meterdicke Kot-Ablagerungen in mittelalterlichen Latrinen. Und schließlich fahndeten die Wissenschaftler, Zeitdetektiven gleich, sogar nach den Taten jener Menschen, die von ihren Zeitgenossen schon zu Lebzeiten gern ins Vergessen gedrängt worden wären: Juden, Ketzer, Henker, Verfemte, Bettler.

Das alles führte zu einem bis heute immer wieder diskutierten Paradigmenwechsel – dem vielleicht größten, den die Zunft der Historiker je erlebt hat: Nicht mehr die Antike, sondern die eigene Zeit wurde zum Orientierungspunkt, zum Maßstab, nach dem Historiker das Mittelalter interpretierten. Und nun wurde diese Epoche auf einmal anders bewertet. Seither gilt das Mittelalter als das Jahrtausend, in dem das moderne Europa, in dem die westliche Zivilisation vorbereitet worden ist.

Nicht mehr „Niedergang“, sondern „Gründung“ ist nunmehr das Leitmotiv der Mittelalterforschung. Der moderne Staat mit seinem geschlossenen Territorium und seiner zentralen Verwaltung; Berufsheere und Volksmilizen; naturwissenschaftlich-kritisches Denken neben religiöser Mystik; geniale Ingenieurleistungen und effiziente, doch ökologisch schonende Landwirtschaft; die Emanzipation von Frauen und Bauern: Beginnt nicht das alles schon im Mittelalter? Kann ein Zeitalter wirklich so „finster“ sein, in dem mechanische

Uhren, Brillen und hochseegehende Segelschiffe erfunden worden sind? In der Frauen eigene Zünfte gründen konnten? In der Händler und Missionare bis nach China gelangten?

Wer von „Europa“ redet, meint meist nicht den kleinen Anhang am Westrand des asiatischen Kontinents, sondern eine weithin einheitliche, kulturell, wirtschaftlich und politisch bestimmte Zivilisation; eine Zivilisation zudem, deren System durch Geschicklichkeit und Gier, durch Erfindungsgeist und Energie die Welt beherrschten sollte. Dieses geistig, politisch, militärisch und wirtschaftlich ungemein erfolgreiche Europa aber formte sich im Mittelalter.

Doch nicht nur die Neugier auf diese Phase unserer Zivilisation treibt die Mittelalter-Enthusiasten von heute, sondern auch die Angstlust an einer Epoche, die zugleich als blutrünstig und doch irgendwie als „authentischer“, „ehrlicher“ empfunden wird als unsere. Das Mittelalter zieht nicht nur Forscher, sondern auch Fans an, von denen manche das Zeitalter inzwischen gar mythisch erklären und zum Pop-Event überhöhen.

Heute suchen die Forscher auch nach den Spuren jener Menschen, die damals ins Vergessen gedrängt wurden

Händler, das „fahrende Volk“, machten jene 99 Prozent der Bevölkerung aus, die mit ihrer Arbeit und ihren Abgaben Kaiser und Papst, Bischof und Graf ernährten. Sie waren die analphabetische, die wahrhaft „schweigende Mehrheit“ gewesen – und erst im 19. und vor allem im 20. Jahrhundert fanden Historiker heraus, wie diese Menschen gelebt und woran sie geglaubt hatten.

Die Forscher begnügten sich nicht länger mit Königsurkunden und Kathedralen, sondern rekonstruierten Bauernhäuser anhand von Fundamentresten, analysierten Volksmärchen auf das Alltagsleben von einst hin –

Da leben Menschen als Marketender auf „Mittelaltermärkten“, als Minnesänger, Schmiede, Handwerker in einer selbstgeschaffenen Hierarchie. Loben die klare, die ständische (aber natürlich zutiefst undemokratische) Gesellschaftsordnung dieser Zeit. Machen aus Hildegard von Bingen – ohne Zweifel einer der bemerkenswertesten Frauen ihrer Zeit – eine Popkomponistin, Kräuterbuchautorin, Malerin und Mystikerin. Erklären sie gar zur „Leonarda da Vinci des Mittelalters“.

Dabei bleiben diese Jahrhunderte auch in ihren Schattenseiten ein Modell für heute: Die kalte Präzision, mit der der Terrorapparat der Inquisition all jene vernichtetete,

die an der kirchlichen Lehre zu zweifeln wagten, hat seine modernen Parallelen ebenso wie der hysterische Haß, mit dem einst aufgeputschte Städter gegen Minderheiten wüteten. Im Guten wie im Bösen haben die Menschen des Mittelalters oft als erste das ausprobiert, was uns heute als selbstverständlicher Bestandteil der Neuzeit gilt. Sie waren – als Pilger, Händler, Mönche, Bauern, Ritter – Pioniere unseres Alltags.

Übrigens auch in den Medien. Das hier vorliegende Magazin ist ein ferner Nachfahr jener von Hand kopierten „Neue Zeitungen“, in denen einst die Schlagzeilen des Mittelalters standen. □

Wann war eigentlich das Mittelalter?

Bis heute sind die Forscher uneinig über Anfang und Ende der Spanne zwischen Altertum und Neuzeit

Der letzte weströmische Kaiser hatte den pomposesten Namen von allen: Romulus Augustus. Doch im Jahr 476 setzte ihn der germanische Truppenführer Odoaker kurzerhand ab. Mit der imperialen Frühpensionierung erlosch das Römische Reich im Westen Europas. Zum Beginn einer neuen Epoche – des Mittelalters nämlich – wurde dieser Zeitpunkt allerdings erst sehr viel später erklärt.

Zwar wurde der Begriff „Mittelalter“ schon um 1500 von Humanisten benutzt, doch es war Georg Horn aus Leiden, der als erster in seiner 1666 veröffentlichten Kirchengeschichte die historische Vergangenheit in Altertum, Mittelalter und Neuzeit dreiteilt. Der Beginn des Mittelalters wurde von den Historikern allerdings willkürlich bestimmt: Denn die Absetzung des Romulus Augustus war nur ein bizarres Detail im langen Niedergang Roms. Germanenvölker und Hunnen eroberten und zerstörten zwischen dem 4. und 6. Jahrhundert das Imperium

Romanum. So hätte man den Exitus des Römerreichs ebenso gut in die Jahre 375 (Hunnensturm) oder 455 (Wandalen vor Rom) oder 568 (Langobardeneinfall in Italien, der letzte große Zug der Völkerwanderung) ansetzen können. Es gibt zudem Gegner dieser „Katastrophentheorie“, die jenen Niedergang keineswegs als die große Zäsur zwischen Antike und Mittelalter ansehen. Vielmehr halten manche den Sieg des Christentums für entscheidender und setzen, beispielsweise, das Jahr 324 als Grenze: Damals schlug Konstantin der Große seinen Mitkaiser Licinius und avancierte damit zum Herrscher des gesamten Römerreiches; von da an vollzog sich der Aufstieg des Christentums zur „Staatsreligion“.

Der belgische Historiker Henri Pirenne veröffentlichte 1922 eine weitere These: Solange das Mittelmeer ein einheitlicher Kultur- und Wirtschaftsraum gewesen sei, habe die Antike fortbestanden. Nicht die germanischen, sondern erst die muslimischen Eroberungen des 8. Jahrhunderts hätten diese Einheit vernich-

tet, Europa habe sich in der Folgezeit vom Mittelmeer weg und nach Norden hin orientiert. Zwischen „Mohammed und Karl dem Großen“, so der Titel von Pirennes Studie, sei das Mittelalter entstanden. So schwanken denn die Datierungen vom Beginn der Epoche von kurz nach 300 bis rund 800 – um ein halbes Jahrtausend!

Nicht ganz so divergierend sind die Thesen über deren Ende. Schon Georg Horn hielt die Zeit um 1500 für eine historische Grenze: 1454 druckt Gutenberg seine erste Bibel, 1492 entdeckt Columbus Amerika, 1517 beenden Luthers Thesen die geistliche Suprematie der katholischen Kirche, 1543 veröffentlicht Kopernikus sein heliozentrisches Weltbild. Aber auch gegen diese Sicht wurden Einwände geltend gemacht: Für die Bauern beispielsweise, die Mehrheit der Bevölkerung, änderte sich zwischen dem 15. und dem 18. Jahrhundert wenig. Für sie könnte vielleicht erst die Französische Revolution das Ende des „Moyen Age“ eingeläutet haben.

Trotzdem hat sich jener Datierungskompromiß auch im Lehrplan der Universitäten durchgesetzt: Mittelalter, das ist das Jahrtausend zwischen 500 und 1500 – das zudem bestimmte Wesensmerkmale hat. Zum Beispiel den durch die lateinisch-christliche Kultur gesetzten geographischen Rahmen. Darin befände sich nur das katholische Europa: zunächst von Sizilien bis Dänemark, von Irland bis an die Elbe. Mit fortschreitender Christianisierung kommen später ganz Skandinavien, Ost-Mittel-Europa und einige Regionen des Balkans hinzu. Rußland, Byzanz, die Herrschaftsgebiete der Muslime und das kurzzeitig tief in den Kontinent vorstoßende Imperium der Mongolen gehören nur insofern dazu, als sie – durch Krieg, Kultur oder Handel – die Geschicke des Abendländs beeinflussen.

In der Neuzeit löst sich das geistige Konzept des „Abendländs“ dann zugunsten einer säkularen westlichen Wertegemeinschaft auf, deren Zivilisation sich heute über fast die gesamte Welt ausdehnt.

Erfinder der Globalisierung





VON CHRISTOPH KUCKLICK

Beschränkt werden Unkundige sein Zeitalter später nennen. Und finster. Pah! Haben sie übersehen, wie es in seinem Kontor funkelt, von tausend Saphiren Indiens, von den goldenen Fäden persischen Brokats, vom Silber der Tiroler Gruben? Und provinziell? Waren aus aller Welt liegen bei ihm auf Lager: chinesische Seide und englisches Wolltuch, Lack aus Marokko, Straußeneier aus Afrika, indischer Pfeffer und Damaszener Zucker.

Seine Frau trägt Mäntel aus arabischem Kamelhaar und den besten Damast aus

Bagdad, Smaragde und Rubine aus Golconda schmücken ihre Finger. Ihre Sklaven, 50 Gulden pro Stück, stammen aus Rußland und Tscherkessien – er hat sie auf dem großen Sklavenmarkt von Mallorca gekauft.

Engstirnig? 140 000 Briefe gehen in 60 Geschäftsjahren über sein grob gezeichnetes Schreibpult, und jeder erfordert Weitsicht und schnelle Entscheidungen: In London feiert man einen Sieg über Frankreich – rasch Juwelen liefern; Fürstenhochzeit in Barcelona – Seidensamt und Schmuck hinschaffen. Ein Agent aus Brügge meldet Überschwemmungen in Flandern – 2000 Menschen sind ertrunken – und schreibt seinem Chef: „Rechnet, Padre, mit steigenden Preisen für Wolftuch.“

Ein Stress ist es: Meist schl鋗t er nur vier Stunden, arbeitet bis sp鋞 in die Nacht und bis zur vollen Ersch鰋fung. Manchmal verl鋟ft er das Pult viele Tage nicht, sogar die Morgenmesse l鋟ft er ausfallen. Nichts als Briefe schreiben, planen, Vertrage machen, riskieren, bangen, Gewinne buchen und Verluste.

Nein – man hätte Francesco di Marco Datini, Fernhändler aus Florenz, Emporkömmling, herrischer Egoist und großzügiger Wohltäter, man hätte ihn niemals davon überzeugen können, daß sein Jahrhundert, das 14., bedächtig, ja rückständig gewesen sei. Für ihn ist es ein Rausch, eine Zeit gewaltiger Verän-

Die Weltkarte des Pirrus de Noha zeigt, wie weit Händler Anfang des 15. Jahrhunderts reisen. Zu dieser Zeit sind italienische Währungen wie der Florentino und der Scudo stabil und überall geschätzt

Männer wie Francesco Datini gehören schon bald zur neuen Elite

derungen. Und so wie er empfinden viele.

Eine großartige Geschäftigkeit hat Europas Kaufleute erfaßt. Nie zuvor sind so viele Völker einander so nahe gerückt, nie zuvor sind so viele Güter über solche Entfernungen gehandelt worden. „Globalisierung“ wird man einen solchen Prozeß 600 Jahre später nennen: das

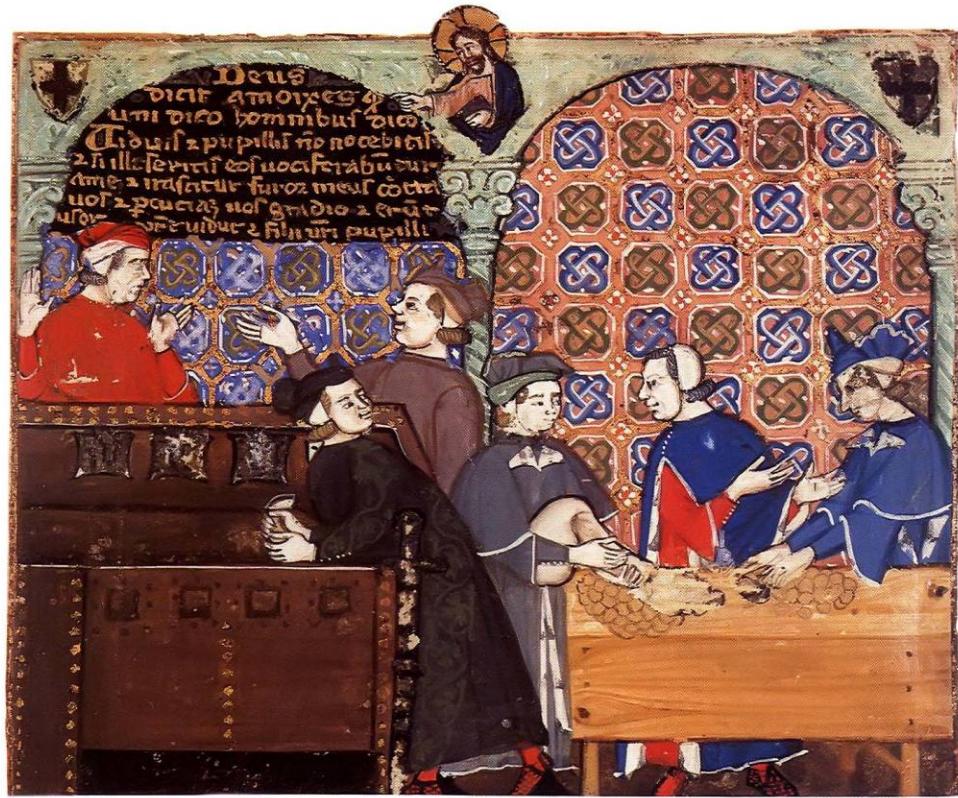
Überwinden von Grenzen, die Beschleunigung der Kommunikation, die Anschwellen der Handelströme.

Lange vor Kolumbus und der anschließenden Expansion Europas kommt es bereits vom 13. Jahrhundert an

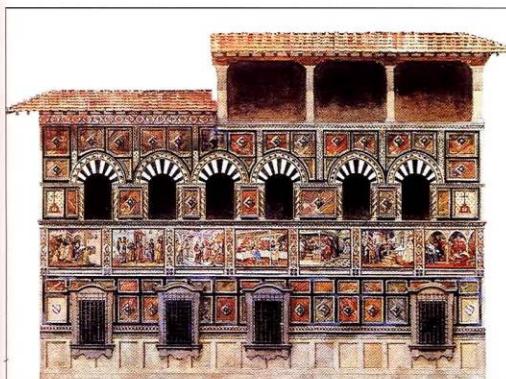
zu einer kommerziellen Revolution. Schon bald ist die östliche Hemisphäre von einem engmaschigen Handelsnetz überzogen, noch die entferntesten Märkte stehen miteinander in Verbindung. Gewürznelken von den Mo-

lukken finden über 12000 Kilometer ihren Weg nach Schottland. Gold aus den Gruben des südlichen Afrika taucht in Burma und Vietnam auf. Seide aus China ist begehrt in Nürnberg. Hansische Händler bringen Pelze aus Rußland nach Südspanien.

Mit den Waren wandern die Menschen, diese Zeit ist



Italienische Geldwechsler zählen Münzen auf einer «tavola». In Venedig, Florenz und anderen Städten entstehen um 1400 mächtige Finanzinstitute, in denen die doppelte Buchführung, das Giroverfahren und die bargeldlose Überweisung erfunden werden



*Kaufmannsruhm:
Der Händler Francesco
Datini ist bei den
Bürgern seiner italieni-
schen Heimatstadt
Prato hoch angesehen.
Nach seinem Tod
1410 schmücken sie
sein Haus mit
Szenen aus seinem
Leben*

überraschend mobil: Deutsche Färber arbeiten in Florenz, flämische Weber in England. Venezianer unterhalten große Kaufmanns-Kolonien in Konstantinopel und der Levante, Genueser Händler errichten um 1300 eine Niederlassung in Südchina.

Zur selben Zeit predigt in Dadu – dem späteren Beijing – ein katholischer Bischof, er baut auch eine Kirche mit toskanischem Campanile. Ibn Battuta wiederum, arabischer Kaufmann und wohl legendärster Reisender des Mittelalters, trifft in China einen Marokkaner – und später dessen Bruder im westafrikanischen Mali: „Welch eine Entfernung zwischen den Geschwistern!“

In Florenz dirigiert Francesco Datini um 1390 einen Konzern, der aus 82 Faktoreien und Dependencias von Algerien bis London, Lissabon bis Alexandrien besteht. Er ist nicht der größte Kauf-

mann seiner Zeit – mit den Medici, den Alberti und Peruzzi kann er nicht mithalten.

Doch seine vollständig überlieferte Korrespondenz belegt, wie bereits im 14. Jahrhundert auch kleinere Handelsfirmen trotz Pestepidemien, Kriegen, Räubern und miserabler Straßenverhältnisse bis in die entlegensten Gebiete Europas miteinander kommunizieren. Die Wahl eines neuen Papstes, eine drohende Hungersnot in Frankreich, ein Abkommen zwischen Christen und Türken, Piraten vor Zypern – alles erfährt und deutet der Händler, sein Horizont ist so weit wie die bekannte Welt.

Datini ist ein typisches Produkt seiner Zeit: ein Selfmademan

Vor allem aber steht Francesco Datini für einen neuen Menschentyp, ein soziales Produkt dieser kommerziel-

len Revolution: den Selfmademan, den Aufsteiger.

Er wird als Sohn eines armen Schankwirts im toskanischen Prato geboren, wahrscheinlich 1335, aber genau wissen wir das nicht, und er weiß es auch nicht: Kinder von Leuten seines Standes werden nicht immer registriert.

Außer enormem Ehrgeiz hat er nicht viel mitbekommen. 1348 rafft die Pest Vater und Mutter und zwei Geschwister dahin. Mit 15 geht Datini mutterseelenallein nach Avignon, in die prächtige und zugleich verwahrloste Papst-Residenz.

Wie er sich das Startkapital beschafft hat? Auch das wissen wir nicht. Aber wenige Jahre später ist er selbständiger Kaufmann und

handelt zunächst meist mit Waffen. Skrupellos beliebt er alle Seiten: Kesselhauben und Kürasse an die Reiter des Papstes, Panzerhemden und Beinharnische an marodierende Söldner.

Rasant wächst das Geschäft, ständig kommen neue Waren hinzu: Salz, Juwelen, Andachtsbilder, Gewürze, Elfenbein, Metallwaren, Färbemittel (Galläpfel aus Rumänien, Waid aus Thüringen) und Stoffe, vor allem Stoffe. Diese Vielfalt ist üblich, Fernhändler des Mittelalters sind oft Universalisten.

Methodisch häuft der Pratete Gewinne an, mal acht Prozent für Pfeffer, mal 21 Prozent für Seidenschleier aus Perugia, mal eine hübsche Summe aus dem Verkauf von Kunstwerken. Mit 35 Jahren ist er ein gestandener Mann. Hat er auch ein Leben neben der Arbeit? Ja, er sei ein Mensch, schreibt ein Freund, „der alle Freuden des Leibes genossen hat, der immer Weiber hatte, nichts als Rebhühner verzehrte“.

In Städten konzentrieren sich ökonomische Nachfrage und kreative Energie

Danach könnte er wirklich zufrieden sein. Doch warum notiert er als alter Mann: „Das Schicksal hat es so gewollt, daß ich seit dem Tag meiner Geburt an keinem einzigen Tag vom Morgen bis zum Abend glücklich sein sollte“?

1382 kehrt Datini nach Italien zurück, 1386 siedelt



Luxus für die Gattin? Bestellung von Seidensamt und Brokat, von Datini mit präzisen Angaben über Webart und Muster versehen



er nach Florenz über, in die führende Metropole Europas. Seine Ehe mit der 24 Jahre jüngeren Margherita bleibt kinderlos, auch das nährt seine Melancholie. Um so mehr läßt er es sich äußerlich gutgehen; vor allem für Kleidung gibt er stolze Summen aus.

Manchmal sieht man ihn durch die florentinischen Gassen gehen, hochgewachsen, glattes Gesicht mit tiefliegenden Augen, und er

Wer reich werden will, der sucht sein Glück in der Stadt

trägt mal blaue Strumpfhosen und einen Rock aus dunklem Ciambotto, einem Stoff aus Ziegen- oder Kamelhaar, mal einen langen grauen Mantello, einen Umhang, der am Hals geschlossen wird und bis zum Boden reicht, oder mal einen Gonnellone, einen langen Rock wie eine Richterrobe; zehn

Stück besitzt er, zwei davon mit Pelz gefüttert.

Konservativ kleidet er sich, die kurze französische Gonnella a tunica, die gerade en vogue ist, findet nicht seine Zustimmung. Auch seine Kopfbedeckung ist altväterlich: eine Cappuci, Standestracht des wohlhabenden Bürgertums, der Juristen und

Ärzte, aber doch sehr brav – sie verhüllt Stirn, Ohren und Hals, nur sein Gesicht bleibt frei, sein trauriges, schwermütiges Gesicht.

Francesco Datini kämpft gegen seine Melancholie, indem er immer energetischer Ruhm und Reichtum mehrt. Jede Entscheidung in seinem Konzern trifft er allein. Er häuft ein großartiges Vermögen an, kauft allein in Prato 21 Häuser, hält ausschweißende Festmäher. Könige

schicken Gesandte, Päpste Bittsteller, aber mit der Politik lässt sich Francesco nicht ein, aus Klugheit und aus Dünkel: Was sind ihm Könige! Er beherrscht die Welt als Händler, als Bürger, als Vertreter einer neuen Klasse.

Jeder Globalisierungsschub verursacht soziale Verwerfungen, schafft Gewinner und Verlierer. Die Sieger jener Zeit sind die aufblühenden Metropolen und deren selbstbewusste



Handel bringt Wandel: Während die Bauern auf diesem toskanischen Gemälde von 1340 wie seit Jahrhunderten ihre Felder bestellen, leben in der Stadt nun reich gekleidete Bürger vom boomenden Fernhandel und aufblühenden Gewerbe

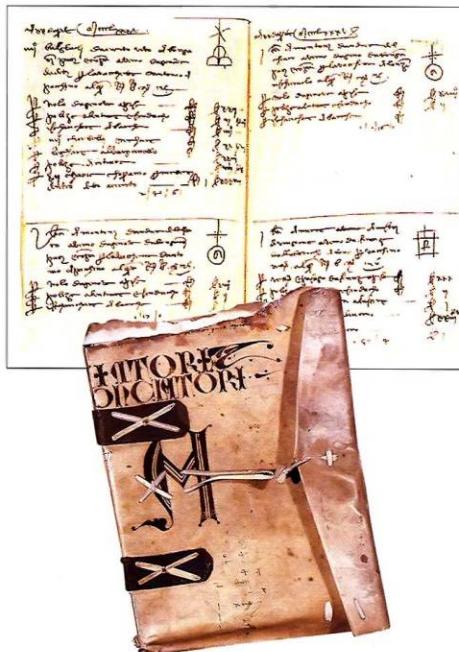
Penibler Buchhalter: Sorgfältig notiert Francesco Datini in lederegebundenen Kontorbüchern jede Transaktion seiner etliche Firmen umfassenden Handels-Holding

Kaufleute. Die neue Welt ist urban: London, Antwerpen, Florenz, Kairo, Samarkand, Hangzhou – hier spielt die Musik. Keine Frage – doch die Mehrheit der Menschen nimmt an der Revolution nicht teil, sie hockt weiter in ihren Katen und betet um eine gute Ernte. Rätselhaft bleibt den Bauern, wie die Handelsstädte überleben. Von den Venezianern heißt es: „Jenes Volk pflügt nicht, sät nicht und ernett nicht.“ Wie nur kann das funktionieren?

Es funktioniert auch nur in den Städten, denn da balzen sich ökonomische Nachfrage und kreative Energie. Die Stars der neuen Zeit sind die Fernkaufleute, Abenteurer des aufkeimenden Kapitalismus. Abt Hugo von Paris betätigt sich als ihr erster PR-Schreiber: „Der Kaufmann dringt in die Geheimnisse der Erde ein und bereist nie gesehene Küsten. Sein Eifer einigt Völker, dämpft Kriege und festigt den Frieden.“

Heute wären manche der Kaufleute von einst Multi-Billionäre

In Unruhe versetzen die Händler nur die eigene Gesellschaft. Die risikofreudigen Unternehmer sprengen das starre Gefüge der mittelalterlichen Stände der Oratores, Bellatores und Laboratores, der Betenden, Kämpfenden und Arbeitenden. Für Kaufleute zählt weder Herkunft noch Name, sondern allein das wirtschaftliche Geschick.



Mancherorts überflügelt das Patriziat sogar den Adel. Zum Zeichen ihres Triumphs geben hansische Händler in Lübeck ihren Söhnen Heldennamen wie etwa Parzival. Die Fugger in Augsburg – Aufsteiger wie Francesco Datini – greifen ganz nach oben und machen sich den Kaiser geneigt, indem sie ihn großzügig mit Krediten unterstützen. Schätzungsweise zehn Prozent vom Volksvermögen des Heiligen Römischen Reichs Deutscher Nation werden die Fugger in ihrer besten Zeit kontrollieren – heute würde sie ein

vergleichbarer Besitz zu Multi-Billionären machen.

Wie aber führt man die weitverzweigten Handelshäuser, wie entwickelt sich die Kunst des Managements? Francesco Datini beschreitet neue Wege, er schafft eine Art „Holding-Konzern“, eine Struktur, die später von den Medici perfektioniert werden wird.

Er gründet im Laufe der Jahre eine Unmenge von Gesellschaften, in die meist er das Kapital und seine Partner ihre Arbeit investieren. Diese Gesellschaften bestehen selten länger als drei Jahre, so

dass der Konzern ständig erneuert wird und sehr flexibel auf veränderte Marktlagen reagieren kann.

Jede einzelne Gesellschaft arbeitet als „Profitcenter“: Die Färberei Francesco di Marco Datini & Niccoldi di Piero, Prato, verkauft mehrere Ballen Tuch an die Firma Francesco di Marco Datini & Stoldo di Lorenzo, Florenz. Die gibt dann die Ware weiter an die Firma Francesco di Marco Datini & Luca del Sera, Valencia, die sie gegen Perlen tauscht und diese dann schließlich verkauft. So müssen alle Tochterunternehmen einander Provisionen und Zinsen zahlen, als wären sie Konkurrenten. Und Datini kaschiert bei allen Transaktionen mit.

Die Verträge zwischen den Gesellschaftern sind so gestaltet, dass Datini fast immer den Löwenanteil der Gewinne einsteckt. Wem das nicht paßt, der kann ja aussteigen. Der Florentiner ist kein einfacher Partner und Chef. Er ist anmaßend und schroff. Patriarch durch und durch. Einmal schreibt er einem begriffsstutzigen Untergebenen: „Du siehst ja nicht einmal eine Krähe in einer Schüssel voller Milch.“ Einigen anderen kanzelt er ab: „Du hast weniger Hirn als ein Spatz! Nicht einmal von Mittag bis zum Zwölf-Uhr-Läuten kannst Du Dir etwas merken!“ Kleinste Unregelmäßigkeiten der Angestellten bestraft er hart, mindestens mit Entlassung, oft lässt

Vorläufer der Europäischen Union: die Hanse



*Großes Siegel
der Hansestadt Stralsund
von 1329*

er die Leute sogar ins Gefängnis werfen.

Auch das Privatleben der von ihm Abhängigen ist streng reglementiert: Sie dürfen weder eine Geliebte aus halten noch Glücksspiele betreiben. Nur Datini selbst steht über diesen Regeln: so zeugt er mit einer Geliebten die Tochter Ginevra, die er von seiner Ehefrau großziehen lässt – Chefallüren. Auch darin ist Francesco Datini Vorbote einer neuen Zeit: Nicht mehr Geburt, sondern Erfolg privilegiert. Geld macht unangefechtbar.

Ein großes Problem für die Kaufleute: Räuber und Strauchritter

Vielen geht es so in Europa. Die Kaufleute erzielen immer größere Gewinne, denn sie bewegen gewaltige Gütermengen. Bordeaux exportiert 1308/09 mehr als 100 000 Fässer Wein, die Fischer im dänischen Schonen fangen Ende des 14. Jahrhunderts fast 300 000 Tonnen Hering pro Jahr und verkaufen ihn überwiegend nach Lübeck. Im 15. Jahrhundert erhält Venedig jährlich 10 000 Tonnen hochwertige Luxuswaren aus dem Orient.

Der Fernhandel stimuliert auch das Wachstum: Im Durchschnitt zwar expandiert die Wirtschaft schätzungsweise nur um ein halbes Prozent pro Jahr, doch in den Städten zum Teil um drei bis fünf Prozent.

Das Erstaunlichste aber ist an dieser frühen Blüte, an

ange vor den Römischen Verträgen von 1957, auf denen die EU beruht, gab es in Europa bereits eine Wirtschaftsgemeinschaft: Zollfreiheit, unbehinderten Warenverkehr, Währungsunion, freier Kapitalverkehr, Niederlassungsbefreiung – all das wurde auf den Hansetagen diskutiert, deren erster 1356 in Lübeck stattfand. Fast 500 Jahre hat der mittelalterliche Städtebund namens Hanse dank seines „lean management“ Bestand: Er kommt mit minimaler Organisation, ohne ordnende Zentralmacht, ohne Bündessatzung, ohne Etat oder dauerhaft angestelltes Personal aus. Die einzige gemeinsame Institution sind die unregelmäßig einberufenen Hansetage mit dem Ziel, das hansische Monopol im Ost-West-Handel Nordeuropas zu bewahren. Das gelingt durch gemeinsame Handelsprivilegien, gezielte Boy-

kotts, durch neue Mitglieder im Bündnis, tüchtige Diplomaten und geschickt ausgehandelte Verträge. Den Anfang machen Kölner Kaufleute, als sie sich im 12. Jahrhundert in London zu einer Gilde zusammenschließen. Sie nennen sich „Hanse“, nach dem altgermanischen Wort für Schar. 1157 gewährt ihnen der englische König Heinrich II. günstige Bedingungen für ihren Weinhandel und stellt das Londoner Hanse-Haus unter seinen Schutz. Zur „Hansa Almaniae“ gehören ab etwa 1280 auch Hamburger und Lübecker Fehnhabler.

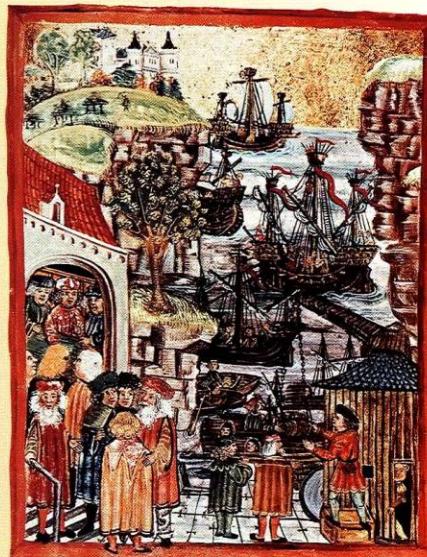
Ende des 13. Jahrhunderts entwickelt sich entlang der Ostseeküste ein Band von Städten. Über die Linie Nowgorod–Reval–Lübeck–Hamburg–Brügge–London tauscht die Hanse Rohstoffe gegen Fertigprodukte. Skandinavien liefert Fisch, Butter, Fleisch, Felle, Leder, Kupfer

und Eisen. Über Nowgorod kommen Pelze, Honig, Wachs, Pottasche und Tee aus dem Osten auf den Markt. Tuche, Wolle, Salz, Zinn, Metallwaren, Schmuck stammen aus England, Frankreich und Portugal. Gewürze, Feigen, Nüsse, Trauben und Seide werden aus Italien und dem Nahen Osten eingeführt.

Vier auswärtige Kontore unterhält die Hanse in Nowgorod, London, Brügge und Bergen: fast extraterritoriale Stadtteile, in denen die hanischen Kaufleute leben und handeln.

Notfalls setzt sie ihre handelspolitischen Ziele auch militärisch durch. 1367 zerstören wendische und niederländische Schiffe im Auftrag der Hanse Kopenhagen und verwüsten die dänische Küste, nachdem dänische Truppen die Hansestadt Visby besetzt haben. In ihrer Blütezeit um 1400 zählen 200 Städte zur Deutschen Hanse. Doch schon ein Jahrhundert später beginnt der Niedergang. 1494 lässt der russische Zar Ivan III. das Hanse-Kontor in Nowgorod schließen, weil er selbst den Handel kontrollieren will. Fast gleichzeitig dringt die Augsburger Handelsfamilie Fugger in das Interessengebiet des Städtebundes ein. Und seit holländischen Kaufleuten die freie Zufahrt zur Ostsee durch den Öresund erlaubt ist, verliert die Hanse auch dort ihre Vormachtstellung. Als Königin Elisabeth I. 1589 die hanischen Vorrechte in London für nichtig erklärt, ist der Niedergang der Organisation nicht mehr aufzuhalten. Neue Märkte in Asien und Amerika locken die Europäer. Globales Denken ist gefordert, doch die Hanse, nach wie vor auf den Ostseehandel fixiert, erkennt die Chancen der neuen Märkte nicht. Am letzten Hansetag 1669 nehmen nur noch neun Städte teil.

Nicola Leske



Hansische Schiffe vor dem Hamburger Hafen. Farbige Buchminiatür aus einer Handschrift des Hamburger Stadtrechts von 1487

Wer mit dem Chef auskommen will, darf keine Geliebte haben

dieser Betriebsamkeit: daß sie überhaupt stattfindet. Denn was steht ihr nicht alles entgegen!

Reisen sind gefährlich und zermürbend. Die Wege sind schmal und unbefestigt, bei Regen tief vor Schlamm. Überall lauern Räuberbarden und Strauchritter, die auf Beute hoffen. Oder Zöllner, die Handelsreisende auf Geheiß eines Fürsten beheiligen. Die Briefe der Firma Datini sind voll schlechter Nachrichten: Auf der Straße von Pisa nach Florenz „wurden einige Männer überfallen, ausgeraubt und umgebracht“. Genueser kapern ein Schiff mit Weizen. Piraten entführen vor Korsika einen Geschäftspartner.

Wer kann, weicht auf Flüsse aus, die wichtigsten Verkehrswege des Mittelalters. Doch auch auf den Wasserstraßen sind die Kaufleute vor der Gier der Fürsten nicht sicher: Im 14. Jahrhundert gibt es am Rhein 50 Zollstellen, an Elbe und Weser 30, über 70 an der Loire.

Das treibt die Kosten in die Höhe – um bis zu 50 Prozent des Warenwertes.

Unberechenbar ist allerdings auch die Inflation. Sie entsteht zum Beispiel, wenn ein Fürst seine Feldzüge oder seinen aufwändigen Hofstaat finanziert, indem er sein Münzregal exzessiv ausnutzt und klammheimlich den Edelmetallanteil neu geprägter Münzen reduziert („Münzverschlechterung“). Sobald die Leute dies bemerken, schwindet ihr Vertrauen in die Währung, und die Preise steigen.

Das späte Mittelalter wird zur Geburtsstunde der ökonomischen Moderne

Dazu kommt ein heilloses Währungschaos: Viele Lehnsherren haben das Recht, eigenes Geld zu prägen, ein universelles Zahlungsmittel existiert nicht.

Ein Ablaß in Burgund etwa bringt in 15. Jahrhundert 70 Währungen zusammen. 1362 findet der päpstliche Schatzmeister neun Arten Florins und acht Arten Ecu in seiner Kasse, darunter „2 alte écus nicht mit gutem Gewicht, 17 nachgemachte alte écus, 8 écus von Philipp“.

Die Verwirrung wird noch dadurch gesteigert, daß manche Herrscher unterschiedliche Werte für die gleichen Münzen festlegen oder Münzen verwenden, die zwar denselben Namen tragen, sich jedoch nach Gewicht und Edelmetallgehalt unterscheiden. Zudem ändern sich mitunter die Einheiten: Das Reichspfund zählt zunächst 20 Schillinge zu zwölf Denaren, dann 120 Pfennig zu 240 Heller, schließlich 16 Groschen zu 120 Pfennigen – bevor man aufgrund fortschreitender Entwertung

auch noch das schlechte neue vom guten alten Pfund unterscheidet. Ein Alptraum. Fernhändler müssen Hunderte von Wechselkursen kennen, und selbst das rettet sie nicht vor manchmal ruinösen Fehlkalkulationen.

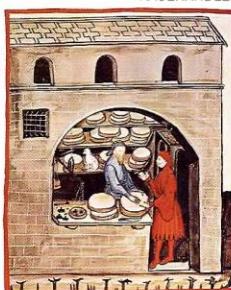
Wie wollen sie bei all dem Geschäfte machen, wie kann sich da überhaupt die kommerzielle Revolution entwickeln? So mächtig erscheinen die Widrigkeiten, daß nur eine Erklärung bleibt, weshalb die Probleme den Handel seinerzeit nicht erdrosselt haben: Weil sie ihn entscheidend stärken.



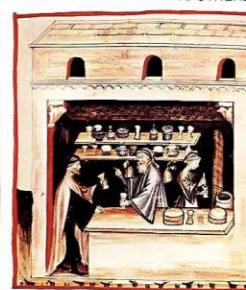
BÄCKER



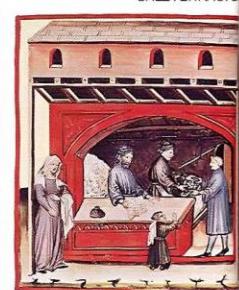
KÄSEHÄNDLER



APOTHEKER

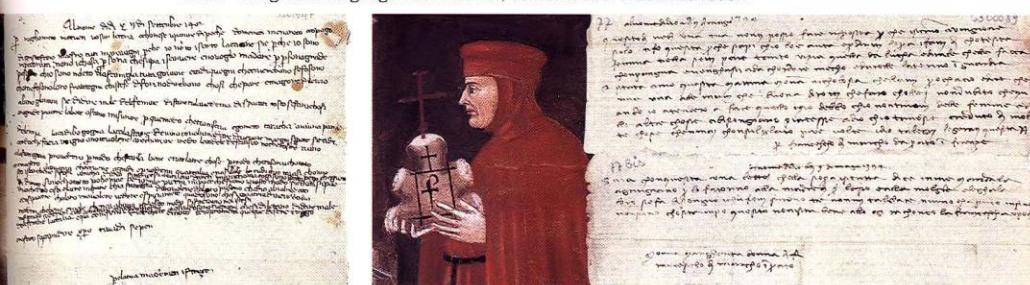


SALZVERKÄUFE



Nicht nur weltweit operierende Großhändler wie Francesco Datini profitieren von der Hochkonjunktur des Spätmittelalters. Auch das Handwerk floriert, wie die Miniaturen aus dem um 1500 vollendeten „Hausbuch der Cerruti“ zeigen

Briefe einer schwierigen Ehe: Francesco Datini schreibt seiner Frau am 9. März 1394 auf einer seiner vielen Reisen „in fretta“, in Eile, einige Zeilen. Sie beklagt sich am 12. September 1402, es sei „das größte Vergnügen der Männer, schlecht über Frauen zu reden“



Denn viele Hindernisse werden zu Katalysatoren für bahnbrechende Erfindungen: Die Kaufleute sind gezwungen, sich ganz neue Handels-techniken einzufallen zu lassen. Das macht das späte Mittelalter auch zu einer großen Zeit der kommerziellen Innovation, zur Geburts-stunde der ökonomischen Moderne.

Vor allem die norditalienischen Städte treiben sie voran. In Genua, Venedig und Florenz findet man bereits im 13. Jahrhundert eine brillante Antwort auf das Währungschaos und

die Kursschwankungen: die Tratte, den gezogenen Wechsel, eine Art international gültigen Schuldschein, der bargeldlose Zahlungen über große Entfernungen ermöglicht. Francesco Datini macht freizügigen Gebrauch von solchen Wechselge-schäften, mehr als 5000 Belege finden sich in seinem Archiv.

Die Transaktionen sind durchaus komplex: Am 12. Februar 1395 etwa zahlt ein gewisser Bartolomeo Garzo-ni 400 Florentinische Gulden an zwei Kaufleute in Genua, die bei Datini ein Konto un-

terhalten. Die beiden Ge-schäftsmänner stellen über diese Summe einen Wechselbrief aus und schicken ihn nach Barcelona zur dortigen Datini-Filiale. Die wiederum zahlt die 400 Gulden (in spa-nische Währung umgerech-net) an einen ortsansässigen Kaufmann aus und bucht den Betrag vom Konto der ge-nuesischen Kaufleute ab.

Die Wechselbriefe wer-den nur möglich, weil die doppelte Buchführung und das Giroverfahren, also die bankinterne Verrechnung von Konten, inzwischen gän-gige Praxis sind. Schon bald zirkulieren weit mehr Wech-sel und Buchgelder als fakti-sche Münzen. Das Zeitalter des Papiergeles dämmert heran.

Vorläufer moderner Ban-ken entstehen. Gewiefte ita-lienische Geldwechsler sta-peln auf ihren Tischen (den tavole) längst nicht mehr nur Münzen aus ganz Europa, sondern führen auch Konten für ihre Kunden und ge-währen ihnen Überziehungs-kredite. Nördlich der Alpen treten ober- und mittelitalie-

nische Kaufleute, sämtlich Lombarden genannt, in Kon-kurrenz zu jüdischen Geld-verleihern. Noch heute erin-nert der Lombardsatz der Bundesbank an die mittelal-terlichen Geldhändler – auch er gilt Sach-, nämlich Effek-tenkrediten. Im 13. Jahrhun-dert setzen sich zudem in Europa allmählich die arabi-schen Ziffern durch. Welche Erleichterung: Statt MCCCLXXVIII schreibt man nunmehr 1378.

Auch Francesco Datini gründet 1398 mit einem Part-ner ein Geldinstitut. Es bietet einen Service, der sich nur wenig von dem heutiger Banken unterscheidet: An-nahme und Ausstellung von Wechseln, Anleihen, Kredi-te, Kautionen – sowie Kon-ten, die in mehreren Währun-gen gleichzeitig geführt wer-den. Schecks kommen gera-de auf, Datinis Bank akzep-tiert sie als eine der ersten.

Doch im Jahre 1400 rui-niert eine Pestwelle das Ge-schäft, die meisten Kunden fliehen oder sterben. Die Seuche ist wiederum Nah- rung für Datinis „Malinco-

WEINHÄNDLER

SCHNEIDER



Datinis Preis für den Erfolg: eine lebenslange Angst zu versagen

nia", seine nagende Seelen-
pein, seine Selbstzweifel.

Gegen die Gefahren vor
allem des Seetransports er-
finden italienische Kaufleute
im 14. Jahrhundert Versiche-
rungen. Anfangs sind es eher
schlichte Selbsthilfevereine
befreundeter Fernhändler,
die jeweils kleine Beträge
einzahlen, um im Fall einer
Havarie die Verluste zu tei-
len. Doch bald bieten speziali-
sierte Gesellschaften Versi-
cherungspolicen an gegen
alle Risiken der damaligen
Zeit. Schäden durch „Gott,
Meer, Menschen, Feuer, See-
wurf (Überbordwerfen bei
Seenot), Enteignung durch
Landesherren, Repressalien,
Arreste, Beschlagnahme“.

Meist beträgt die Prämie
zehn Prozent des Warenwer-

tes. Datini lässt alle seine Gü-
ter versichern, sogar seine
Sklaven – nur gegen deren
Fluchtversuche und Selbst-
mord, „falls sie sich selbst
ins Meer stürzen“, gibt es
keinen Schutz.

Briefe und geschriebene
Verträge sind längst das A
und O, ein Kaufmann muß
„an den Fingern stets Tinten-
flecke haben“. Der Zwang
zum Schrifttum demokrati-
siert Bildung und Wissen: Die
Hansestadt Lübeck errichtet
1262 die erste Schule
für den Bürgernachwuchs, in
Florenz gibt es 1338 sechs
kaufmännische Berufsschulen
mit etwa 10 000 Lehrlin-

gen. Auch Fremdsprachen
lernen sie dort, sogar weibli-
che Lehrer gibt es.

Die Zeiten, das ist für jeder-
mann ersichtlich, haben sich
geändert, die Geburt einer
neuen Mentalität ist unüber-
sehbar. Die Globalisierung
läuft auch in den Köpfen ab.

Erfindungen treiben die kommerzielle Revolution voran

Die Welt erscheint den
Menschen nicht mehr als unab-
änderliche göttliche Vor-
gabe, sondern als Rohstoff
für die eigene Kreativität.
Brille, Spinnrad, Buchdruck,

Bohrwinde, neue Bergbau-
techniken, Schießpulver,
Drahtzugmaschinen, mechanische
Uhren, Kanonen, Musketen, Kompaß, Heck-
ruder – all das wird in Europa
erfunden oder aus schon wei-
ter entwickelten Ländern des
Ostens, sogar aus China, imp-
ortiert. 1416 vergibt Vene-
dig das erste Patent für eine
Erfahrung (eine neue Art
Walkmühle). 1453 erläßt die
Stadt ein Gesetz zur sys-
tematischen Förderung von In-
novationen: Man hat er-
kannt, daß Erfindungen kein
Zufall sein müssen, sondern
Ergebnis gezielten Experi-
mentierens sein können.

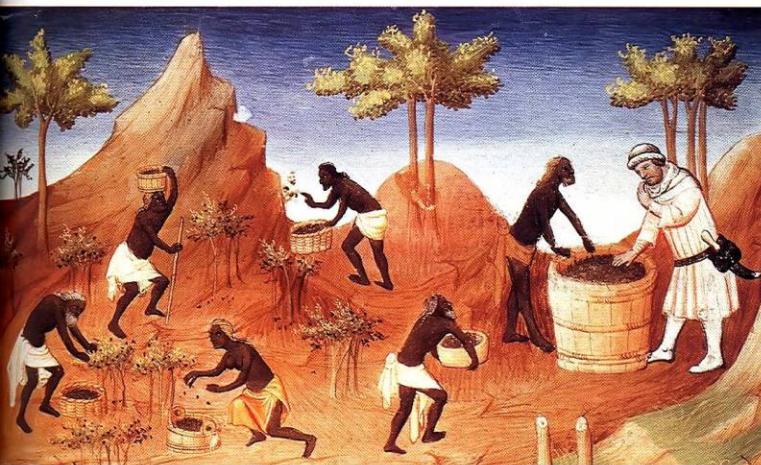
Und welche Visionen sich
da auftun: Um 1010 schon
baut der angelsächsische Be-
nediktiner Eilmer ein Gleit-
flugzeug, stürzt sich damit
vom Turm des Klosters
Malmesbury, segelt 600 Meter
weit und bricht sich beim
Aufprall beide Beine. Kin-
derkreisel aus China inspiri-
rieren Entwürfe für einen
Hubschrauber, ein Sienesischer
Ingenieurheckt 1480 die
Idee des Fallschirms aus –
gebaut wird er erst 300 Jahre
später. Und bereits 1260
sieht der Franziskaner Roger
Bacon eine Welt mit Au-
tomobilen, Unterseebooten und
Flugzeugen voraus.

Francesco Datini prüft
jede Erfindung auf ihren
Nutzen. Brillen trägt er be-
reits wie selbstverständlich.
Aber je älter er wird und je
mehr er erreicht, desto mehr
trübt sich seine Stimmung:
„Ich bin in so großer Besorg-
nis über so viele Dinge“,



Die chinesische Handelsstadt Dadu, das heutige Beijing,
um 1400 von einem Italiener gemalt. Seide und Ingwer werden von hier
exportiert, Glas, Silberbarren und Korallen eingeführt

Südindien, um 1400: Schwarze Arbeiter pflücken Pfeffer, ein Kaufmann aus Europa prüft die kostbare Ware, die den Reichtum vieler Händler und Städte begründet



schreibt er seiner Frau, „daß es ein Wunder ist, daß ich nicht den Verstand verliere, denn je mehr ich suche, desto weniger finde ich.“ Sollte dieser aufgeklärte Mann, dieser harte Arbeiter, am Ende vor dem Nichts stehen? Oder ist es gar die neue Zeit, die ihn nun ängstigt?

Diese Globalisierung birgt ja auch Gefahren. Neue, unvorhersehbare und undurchschaubare Abhängigkeiten entstehen. Das Gold etwa, das in Europa zirkuliert, stammt zu zwei Dritteln aus den Gruben von Bambuk und Buré in Westafrika. Von dort bringen Karawanen es durch die Sahara nach Kairo, wo abendländische Händler es kaufen.

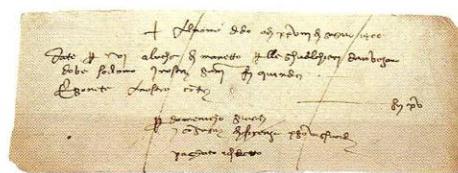
Aber nur eine einzige Störung unterwegs, ein Tuareg-Aufstand im Nichts der Wü-

ste – und in Florenz leiden die Kaufleute am „auri sacra fames“, dem gesegneten Goldhunger, und stürzen in den Bankrott.

Auch die größte aller mittelalterlichen Katastrophen ist eine Folge der Globalisierung: die Pest. Die Handelswege verbinden nicht nur Märkte, sondern auch Krankheitsherde, sie sorgen für die mikrobielle Vereinigung der Welt. Vermutlich tragen

mongolische Reiter neuartige Pest-Erreger aus dem Himalaya in die Städte Chinas, von dort breiten sie sich entlang der Handelsrouten über Eurasien aus. 1320 beginnt die transkontinentale Epidemie in Hopei, um 1349 hat sie ganz Europa erfaßt.

Francesco Datini wird nicht mehr erleben, wie dramatisch die Pest im 15. Jahrhundert die Weltläufe ändert



Bargeldloser Zahlungsverkehr: ein Scheck der »Compagnia Domenico Piaciti« an die Bank Francesco Datinis vom 28. Juni 1400

– denn sie trägt erheblich zum Aufstieg Europas bei. Im Mittelalter sind die großen Blöcke Europa, die Länder Islam und China etwa gleich stark. Chinas Niedergang durch die Pest trägt dazu bei, daß das Riesenland sich 1452 einigt, fast alle Handelskontakte unterbindet und seine gewaltige Marine aus den Gewässern Asiens zurückzieht. So entsteht ein Vakuum, das wenig später portugiesische und spanische Schiffe ohne Gegenwehr füllen. Das kleine Europa wird zum großen Gewinner der frühen Globalisierung.

Datini hat andere Sorgen. Ihn quält die Frage, ob sein Leben ein Irrtum gewesen sei, ob er es dem falschen Ziel geopfert habe: Geld statt Gott.

„Um keinen Preis“ würde er es so noch einmal führen wollen, denn es war doch stets nur Sorge, nur Zweifel. Aber vielleicht wirkt Datini deswegen so modern auf uns, weil er früh die existentielle Angst inmitten des kommerziellen Triumphs erfährt, die Zwiespältigkeit jeder Globalisierung.

Am 16. August 1410 stirbt Francesco di Marco Datini im Alter von 75 Jahren in Prato. Den Besitz ver macht er einer gemeinnützigen Stiftung. Seinen Sklaven schenkt er allesamt die Freiheit. □

Christoph Kucklick, 36, studierter Sozialwissenschaftler, ist GEO-Redakteur. Bei seinen Recherchen konnte er sich unter anderem auf eine grundlegende Studie stützen: „Im Namen Gottes und des Geschäfts“ von Iris Onigo, Wagenbach, Berlin.

Ritter ohne Furcht und Adel

Von Montag bis Freitag sind sie Verkäufer oder Feinmechaniker, Konditor oder Hotelfachfrau. Am Wochenende aber werden sie zu Gauklern und Mönchen, zu Rittern und Mägden. Für die Fans von Richard Löwenherz und Walther von der Vogelweide muß selbst die Unterwäsche authentisch sein. Was genau treibt Tausende dazu, eine längst versunkene Epoche wieder zu beleben? Nils Minkmar und Martin Pudenz (Fotos) suchen nach Antworten



*Intellektuellen-Outfit:
Kapuzenmütze und Nietbrille, wie sie
um 1250 getragen wurden*





»Es reizt mich, wissenschaftliche Erkenntnisse in der Realität auszuprobieren: Olaf Vieweg, 32, Werbetechniker, mit Eisenhut, Kettenhemd und Spangenpanzer eines Stadtsoldaten des 13. Jahrhunderts



„Es ist wichtig, möglichst alle Dinge selber zu fertigen. Nur so kann man lernen, wie sie es damals gemacht haben.“
Andreas Petitjeans, 33, Konditor, mit einer Stabschleuder, der wirkungsvollsten Fernwaffe des armen Mannes

„Ich mag die Détektivarbeit, die notwendig ist, um Geschichte selbst zu erleben und nicht nur in Büchern nachzulesen.“: Bettina Vieweg, 27, Hotelfachfrau, in einer Surcotte, der weiblichen Standardtracht im 13. Jahrhundert



»Wir haben uns eine ganze Stadt erfunden«: Klaus Peter Bay, 40, Feinmechaniker (links außen), ist einer der Kämpfer von Baerstedt – einer fiktiven Kommune, deren Alltag seine Gruppe nachstellt





»Ich bin immer wieder erstaunt, wie gut man auch mit einfachen Dingen leben kann; es ist wie im Urlaub.« Diana Braun, 29, Behördensachbearbeiterin, in einer Frauentracht aus der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts

Es kann jeden treffen. Nehmen wir nur den gut dokumentierten Fall eines spanischen Single in den besten Jahren. Der „versenkte sich so tief in seine Bücher, daß ihm die Nächte vom Zwielicht bis zum Zwielicht... über dem Lesen hingen, und so, vom wenigen Schlafen und vom vielen Lesen, trocknete ihm das Hirn derart aus, daß er zuletzt den Verstand verlor.“

Und was fand er in den Büchern? „Verzauberungen und Kämpfe, Waffengänge, Herausforderungen, Wunden, süßes Gekose, Liebschaften, Seestürme und unmögliche Narreteien. Und so fest setzte es sich ihm in den Kopf, jener Wust hirnverrückter Errichtungen, daß es für ihn keine zweifellosen Geschichten auf Erden gab.“

Die traurigen Folgen sind bekannt: Der Patient kramte rostige Eisenteile hervor, bastelte aus Pappdeckeln und Eisenbändern ein Visier, verpaßte seinem schlachtreifen Gaul den Namen Rosinante, nannte sich selbst Don Quichotte de La Mancha und zog an einem heißen Sommertag los, seine Umgebung zu verwirren.

Die magische Wirkung mittelalterlicher Stoffe, insbesondere der Ritterromane, hatte wieder einmal ein Opfer gefordert.

Der Zauber des Mittelalters ist noch vier Jahrhunderte nach der Satire des Cervantes über die Begeisterung Don Quichottes für die Welt der Ritter und edlen Fräulein ungetroffen: Auch 1999 schlüpfen Wo-

chenende für Wochenende Tausende junger gesunder Bundesbürger in Kniebundhosen und Schnabelschuhe, legen allerlei verarbeitetes Metall an oder zwängen sich in Mieder und Kutten und fahren hin zu mittelalterlicher Gleichgesinnten.

Noch viele mehr sind bereit, für mittelalterlich anmutende Produkte ihr Bekleidungsstück, der Zögernicht, Ochsen am Spieß zu braten, Jongleure und Sackbläser zu engagieren und im Internet für angemessene Werbung zu sorgen. Schon bald wird er eine Flotte vollbesetzter Kleinwagen aus den Großstädten anrollen sehen, denen seltsam anachronistisch gewandete Menschen entsteigen. Wenn in diesen Kreisen vom Revival der Seventies die Rede ist, dann sind mit Sicherheit die 1270er gemeint.

Kaum eine PR-Strategie, kaum ein Event-Marketing vermag derzeit die allenthalben sehnstüchtig begehrte Zielgruppe der gutausgebildeten 14- bis 49jährigen zuverlässiger anzuziehen als offenes Feuer, Frauen mit Zöpfen und Männer in Strumpfhosen: die Insignien und Symbole des Mittelalters anno 1999.

Genau wie bei Cervantes' Ritter von der traurigen Gestalt geht es auch heute den allerwenigsten darum, wirklich etwas über die Epoche zwischen Antike und Neuzeit zu erfahren. Die Ergebnisse der universitären Mittelalterforschung in Geschichts- und Sprachwissenschaften haben so gut wie nichts mit dem wochenend-

inszenierten und bestaunten Epochengemälde gemein – werden doch in den mediävistischen Instituten weitgehend unter Ausschluß der Öffentlichkeit Fragen beispielsweise des transalpinen bargeldlosen Zahlungsverkehrs um 1400 oder Aspekte des Zusammenbruchs öffentlicher Wechselstuben im 13. Jahrhundert oder das Phänomen der Inflation gewisser Christusdarstellungen am Oberrhein seit dem 12. Jahrhundert erörtert.

Zwischen dem theoretischen Wissen über das Mittelalter und der praktischen Erfahrung eines Mittelalterspektakels liegen Welten – eine im übrigen sehr mediävistische Erkenntnis.

Wußte nicht schon der prominenteste Intellektuelle des 13. Jahrhunderts, der Theologe Thomas von Aquin, daß „ein Ding sich zum praktischen Verstand anders verhält als zum theoretischen“? Es ist eben ein

Requisiten, Kulissen und Tätigkeiten bei der liebsten aller Zielgruppen seit Beginn der Geschichte der Marktforschung?

Rufen wir uns einige Grundsätze in Erinnerung. Das Mittelalter ist eine neuzeitliche Erfindung. Erst seit der Einteilung von Georg Horn und Christoph Cellarius Ende des 17. Jahrhunderts fassen Historiker die Zeit zwischen 5. und 15. Jahrhundert unter diesem Begriff zusammen. Damit wird es gleichsam durch eine doppelte Negativdefinition charakterisiert: eine Epoche, die nicht mehr edel war wie die Antike und noch nicht vernünftig wie die Neuzeit und die Moderne. Es waren finstere Zeiten – viel zu finster, so einst Groucho Marx, um überhaupt etwas sehen zu können. Und das ist vielleicht der entscheidende Vorteil des Mittelalters: Man kann darin sehen, was man will.

Das Mittelalter lockt mit Abenteuern, sinnlichen Genüssen und einer über- sichtlichen Welt

Unterschied, ob man – um ein ähnlich klassisches Bild zu finden – wie Dagobert Duck ein Bad im Geldspeicher nimmt oder mit der Lupe die Börsennachrichten in der Zeitung studiert.

Weshalb taugen die obskuren Zeiten des Mittelalters zum Objekt der Begierde? Wie erklärt sich dieser Erfolg – der wenig mediävistische Fachterminus lautet „Boom“ – mittelalterlicher

Wie das funktioniert, können wir beispielsweise in Quentin Tarantinos postmodinem Gangsterfilm „Pulp Fiction“ studieren.

Dort läßt der Regisseur einen erzürnten Mafioso versprechen: „I'm gonna get medieval on your ass!“

Wie bei allen wirksamen Drogungen ist es hier gar nicht nötig, im einzelnen darzustellen, was das heißen mag – die Vorstellungs-

kraft des Adressaten wird es schon mit grausigen Bildern zu illustrieren wissen.

Dabei wird einem nicht nur reines Schulwissen helfen – etwa darüber, daß die Genfer Konvention und selbst die Haager Landkriegsordnung im Mittelalter ferne Utopien waren –, sondern mehr noch die subjektive Assoziation zu so exotischen Strafritualen wie Rädern, Blenden, Entdärmen und vor allem zum Verbrennen auf dem Scheiterhaufen. Und aus eben dieser Art persönlicher Imaginierungen entsteht das eigentlich gruselige Aroma, das unumgängliche Schweifgeld dieser Epoche.

Doch die Faszination beschränkt sich natürlich nicht aufs Gruseln allein. Umgekehrt nämlich kann dieser Zeitabschnitt, den wir im Alltagsbewußtsein dicht bei König Artus und Robin Hood situieren, wie ein Versprechen wirken: Er lockt mit Abenteuern, sinnlichen Genüssen und einer normativ übersichtlichen Welt. Und seltsamerweise hat fast jeder ein sehr konkretes Bild vom mittelalterlichen Treiben im Sinn.

Das dazu notwendige Wissen wird in Bildern transportiert, Bildern aus Hollywood. Doch die sind erst das allerletzte Glied einer Kette von Mittelalterrepräsentationen der neuzeitlichen Unterhaltungsindustrie – eine anhaltende, seltsam kontinuierliche Erfolgsgeschichte.

Hierzulande können wir die Produktion solcher Stoffe problemlos bis ins Jahr 1539 zurückverfolgen, als am Oberrhein Jörg Wickrams Erzählung vom Ritter Galmy erschien – die

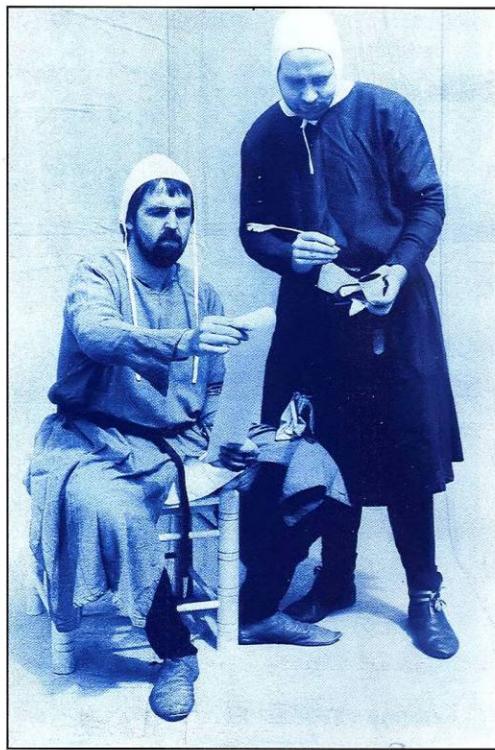
Story jenes edlen Helden, der als Mönch verkleidet der Herzogin von Britannien das Leben rettet und sie nach dem Tod ihres Mannes heiratet. Im selben Zeitraum entstanden in Frankreich und Spanien jene Ritterromane, an denen sich auch Cervantes' Held festgelesen hat.

Und es ist kein Zufall, daß dieses Sujet die erste Phase der bald schon florierenden Unterhaltungsliteratur prägte, nach langen Jahren, in denen die Buchproduktion vorwiegend theologischen Schriften und Pamphleten vorbehalten war.

Denn die Ritterromane wiesen unschlagbare Vorteile auf und begründeten so ein Genre, das bis heute attraktiv geblieben ist.

Zunächst einmal spielten diese Erzählungen in einem christlichen Kontext: Ohne die heiklen Fragen der Konfessionalisierung anzuschneiden, erlaubten sie, christliche Ideale gleichsam vorauszusetzen, ohne langweilige geistliche Ausführungen machen zu müssen – schließlich sind alle wahren Ritter auch Soldaten Gottes.

Zudem waren sie spannend: Die Kombination von Liebesgeschichten, Aben-



»In der High-Tech-Gesellschaft von heute gibt es das handwerkliche Können, das mich begeistert, fast gar nicht mehr!« Oliver Paulick, 30, Fachverkäufer, mit einem Kaufmannskollegen. Selbst sein Stuhl ist nach dem Vorbild einer Miniaturlater gefertigt

teuern, Schwertkämpfen und Fernreisen war so überzeugend, daß selbst minderbegabte Autoren noch richtige Thriller zuwege brachten.

Und sie waren für Männer wie für Frauen von Interesse: Entsprechend der Erzählgesetze, nach denen noch heute Familienserien für Vorabendprogramme konzipiert werden, boten sie Tragik und Komik, Liebe und Verzweiflung, Action und Sex – in den Grenzen der Schicklichkeit des 16. Jahrhunderts natürlich.

Die Ritterromane handelten von Problemen, die die Leser aus ihrem eigenen Leben kannten: daß man sich in die falsche Frau oder den falschen Mann verliebt; daß eine ausweglose Lage durch Einfallreichum zu meistern ist; daß die Mächtigen nicht immer die Tugenden sammeln sind.

Doch präsentierten sie diese Fragen nicht in einer Weise, die zu Aufruhr, sozialem Protest oder Rebellion ermutigte, sondern immer eingebettet in einen klaren normativen Rahmen, dessen Geltung in der Welt freilich durch Verrat, Manipulation und Heimtücke aufgehoben worden war. Insofern hängen Ritter immer nostalgisch einer vergangenen Ordnung nach.

Die Lösung für all diese Probleme aber – und hier kam ein besonderer Clou für jene Schichten, aus denen mal das Bildungsbürgertum werden sollte – lag in jenen Verhaltensweisen, auf die der bürgerliche städtische Mittelstand von Kaufleuten und Handwerkern ohnehin gesetzt hatte: Einfallreichum, Wagemut und Treue.

Aus diesen Gründen ergab sich auch, daß eine Zielgruppe für dieses neue Me-

dium besonders empfänglich war: die Jugendlichen.

Denn die Ritterstoffe – von Wickrams „Edlem Galmy“ über Walter Scotts „Ivanhoe“ bis zu Harold Fosters Comic strip „Prinz Eisenherz“ – sind wie pädagogischer Safer Sex: Sie vermitteln die nötigen Thrills, ohne Gefahren mit sich zu bringen, denn ihr Schauplatz ist die Vorstellungskraft. Daher greifen Erzieher seit jeher auf sie zurück, wenn es gilt, Mädchen und Jungen zu unterhalten, zu belehren und zugleich an zu Hause zu binden. Seitdem ist das Mittelalter eine Provinz der Kindheit.

gruseliger die damaligen Sitten, desto mehr freut man sich der eigenen verfassungsmäßig garantierten körperlichen Unverschämtheit. Bei aller Enttäuschung über die von George Bush versprochene neue Weltordnung, bei allem Frust über McJobs und besonders bei aller Nervosität angesichts eines Jahrtausendwechsels: Verglichen mit dem Mittelalter entfalten selbst unsere Neunziger noch einen unleugbaren Charme.

Wenn Kinder zu Erwachsenen werden, entwickeln sie eine doppelte Nostalgie: die des Ritters nach der althergebrachten, guten

Büchern begnügt, der andere aber sich eine Rüstung zusammensetzt und auf Altstadtfesten Ritter spielt.

Daß individuelle Entscheidungen dieser Art ohnehin für andere schwer verständlich sind, wußte übrigens niemand besser als der Philosoph Wilhelm von Ockham, der andere Großkopf des Mittelalters. Der schrieb, daß „Denkakte, Gemütsregungen, Freuden und Trauerakte“ von anderen eben in „keiner Weise mit den Sinnen erfassbar“ seien.

Aber vielleicht liegt genau darin, daß man gar nicht so genau wissen kann, weshalb jemand plötzlich in frühmittelalterlicher Gewandung durch die Gegend läuft, ein weiterer, entscheidender Reiz.

Vielleicht hat es in einer Gesellschaft, in der jedes Hobby zweckrational zur Förderung der Karriere oder zumindest der eigenen Fitness eingesetzt wird und der einzelne unentwegt nach einer Optimierung seiner Chancen streben soll, einen besonderen Stellenwert, etwas komplett Unverständliches, Unerklärliches zu tun:

Plötzlich aufzustehen, altes Blech zu recyceln, sich Schild und Schwert zu schnappen und loszurütteln, um ohne erkennbaren Sinn und Verstand den vielstimmigen Geräuschen aus den alten Büchern, den Fernsehsendungen der Kindheit zu folgen. Im stolzen Wahn der einsamen Entscheidung zu folgen, unbeirrt von einer aus den Fugen geratenen Welt. Eine immerwährende Suche zu unternehmen, gegen die Marcel Prousts „Suche nach der verlorenen

Mit Pferd und Rüstung geht der Ritter auf Pilgerfahrt. Immer dabei: das Mobiltelefon

Die zunehmende zeitliche Distanz vergrößert noch die Attraktivität. Ende der neunziger Jahre des 20. Jahrhunderts ist das Mittelalter eine Vergangenheit, in der man nicht sofort mit den tragischen und verbrecherischen Aspekten etwa der deutschen Geschichte konfrontiert wird, in der selbst die Erfahrung von Konfessionen weit weg ist.

Ein weiterer Effekt der Rezeption mittelalterlicher Geschichten stellt sich ein: Je riskanter die Abenteuer der Protagonisten, die einsam durch ferne Länder reiten, desto wohlinger wird dem Leser in der guten Stube eines Bürgerhauses.

Zeitliche Distanz verstärkt diese Erfahrung: Je

Ordnung unter der Herrschaft des gerechten Königs und die des aufgeklärten Zeitgenossen nach den ebenso atemraubenden wie sicheren Abenteuern der Vorlese- oder Fernsehstunden. Freilich sind sie jetzt in der Lage, die gute Stube tatsächlich zu verlassen.

Von hier ist es nur noch ein kleiner Schritt bis zum Anlegen des ersten Kettenhemds oder zum Flechten der ersten Zöpfe.

Und dennoch: Obwohl sich gute Gründe für die Ursachen des großen Erfolgs aller mittelalterlichen Dinge bei jungen Leuten aus gutem Hause finden lassen, gibt es kein exaktes Kriterium, um zu messen, weshalb der eine sich mit Filmen und

Zeit“ ein saft- und kraftloser großbürgerlicher Traum in Plüscher war!

Ein solcher Elan kann, wenn man ihm erst nachgibt, bis nach Japan führen. Dort fand sich eines Tages Johannes Faget wieder, der als Schüler ganz harmlos mit der Vertonung Walther von der Vogelweides begonnen hatte und bald schon deutsche mittelalterliche Lebensart in Fernost propagierte: mit gestreiften Hosens und langen spitzen Schuhen in Tokyo.

Heute leitet der mit don quichotteskem Bärchen angetane „mittelalterliche“ Manager die „Fogelvlei Produktionen“ und sorgt dafür, daß regelmäßig Hunderte von gleichgesinnten mediävistischen Charakteren vom dicken Mönch bis zum Wingertrupp die Festwiesen und Dorfplätze des deutschen Nordens verwüsten.

Eine andere Antwort auf den Lockruf des Mittelalters hat der bislang unbescholtene Hamburger Sozialpädagogikstudent Timm Ese- man gefunden. Er begnügte sich nicht damit, neben seinem zügig und erfolgreich absolviertem Studium die Kunst des ritterlichen Kampfes zu erlernen, eine authentische Ausrüstung anzufertigen und sich in seinem Verein „Ars Militia“ mit dem Leben im 13. Jahrhundert zu beschäftigen.

Immer weiter auf den Spuren seiner Helden wandelnd, hat er es sich in den Kopf gesetzt, von Köln bis Santiago de Compostela, dem berühmtesten Pilgerziel des Mittelalters, zu reiten.

Nur mit wenigen Kleidern, einer Decke und einem Mobiltelefon ausgerüstet, wird er über Europas Landstraßen traben, Hotels

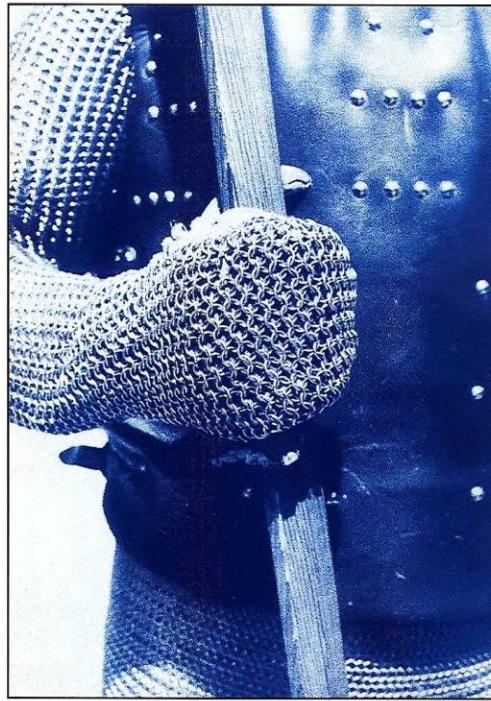
meiden und höchstens mal an einer Tankstelle halten, um sein Pferd zu tränken. In stilecht ritterlicher Manier ist ihm das eigentliche Ziel der Reise dabei herzlich egal. Ein Ritter muß schließlich vor allem sich selber überzeugen.

Daß diese Art der Existenz und Fortbewegung heute auch besonders ökologisch ist, erhöht sicher ihre Akzeptanz, gerade bei jungen Leuten. Andererseits ist es ein ungeschriebenes Gesetz, einsame Ritter nicht auf bestimmte Formen regenerierbarer Energiegewinnung anzusprechen.

Sie könnten ja auf die Idee kommen, die Windkrafträder am Horizont hätten schon immer so arrogant futuristisch auf die Vergangenheit herabgeblickt und provokativ mit den Armen gerudert. Die traurigen Konsequenzen solcher Ideen sind bekannt.

Womit wir wieder am Ausgangspunkt sind: Es kann jeden treffen. □

Nils Minkmar, 32, promovierter Historiker (Thema: „Ehre in der frühen Neuzeit“), ist Redakteur im Feuilleton der „Zeit“. Die Brom-Oldruck-Unique des Fotografen Martin Pudenz, 51, werden unter Sammlern zu fünfstelligen DM-Beträgen gehandelt.



»Jeder will wissen, wie man sich in so einem Kettenhemd bewegen kann«: Olaf Vieweg in einer Kampfausrüstung von 1260. Das Utensil ist höchst authentisch gefertigt – zumindest wenn jene Miniatur, die Vieweg als „Anleitung“ gedient hat, wirklichkeitsgetreu gewesen ist

Die Anderswelt

Auch im Internet ist Mittelalter: 125 000 Spieler aus aller Welt bevölkern die virtuellen Landschaften von »Ultima Online« – einem Fantasy-Reich für all jene, die immer schon mal Schloßherr, Gaukler oder Magier sein wollten

VON MANFRED DWORSCHAK

Sie ist nicht allein im Wald. Was ist das für ein Keckern, ein Schnauben und Schmatzen ringsum? Nicht hinhören, graben. Irgendwo hier soll eine Kiste voller Goldstücke liegen.

Dann sind sie plötzlich da. Ungeschlachte Kerle in Lendenschurzen, die aus dem Unterholz brechen. Katharina Kling* behält die Ruhe. Klickt mit der Maus ein paar mal auf den Bildschirm, und schon bebzt der Erdboden, regnen flammende Meteore auf die Kerle nieder. Die gehen auf, sie kann weitergraben.

Willkommen bei „Ultima Online“, einer Spielwelt im Internet, aufgebaut von der texanischen Softwarefirma Origin – und zwar so, wie sich die dortigen Programmierer das Mittelalter vorstellen: als wüste, wunderliche Epoche. Ein Traumreich, in dem das Wünschen hilft, wenn man die richtigen Zaubersprüche kennt. Ein Mittelalter der Fantasy-Literatur.

125 000 Spieler aus allen Kontinenten sind auf diesem riesigen Abenteuergelände bereits zu Gast – mit einem virtuellen Alter ego. Manche gehen einfach mit der Maus spazieren. Andere treten an

gegen verfressene Riesenratten, quallige Schleimgespenster oder raubgierige Fledermausmenschen. Oder marschieren hinaus in die Wildnis und bringen sich gegenseitig um.

Katharina Kling mag es lieber etwas ziviler: In einem der vielen Läden, die im Spiel Waren feilbieten, kauft die 24jährige angehende Steuerfachgehilfin gerade Mehl, Eier und einen Kürbis, um später etwas Feines zuzubereiten. Dazu wird sie in ihrer Küche das Wassersymbol mit der Maus auf das Mehlsymbol ziehen, und schon wird das Teigsymbol erscheinen. Das auf den Ofen gezogen, und ruckzuck wird das Brot gebacken sein.

Mundschenk in der Taverne

Ultima-Siedler gehen mittelalterlichen Berufen nach: arbeiten als Hufschmiede, Gerber oder Zimmerer und verkaufen die Produkte, die sie sich erklickt haben, später an ihre Mitspieler. Auf Wanderungen durch die Spielwelt treffen sie manchmal auf Handelskarawanen, deren Tragpferde beladen sind mit Eisenerz, Spinnrädern oder Hellebarden. Deren Ziel ist eine der 15 Ultima-Städte, wo die Güter losgeschlagen werden sollen.

Die Kaufleute in diesen Karawanen gehören einer der vielen hundert „Gilden“ an, zu denen sich die Bewoh-

ner von Ultima zusammengefunden haben. Die Gilden lassen sich einiges einfallen, um ihr Internet-Reich mit Leben zu erfüllen. Manche laden zu Fuchsjagden ein – ein Spieler macht den Fuchs und rennt um sein Leben. Andere Siedler sind imstande, ganze Abende lang in den Tavernen als Mundschenk zu dienen und unentwegt Getränkesymbole auf die Tische zu schieben.

Nicht immer geht es dabei friedlich zu. Oft fallen die Spieler übereinander her und versuchen, einander zu lämmen, zu rösten oder in tödliche Wolken zu hüllen. Ein ganzes Arsenal an magischen Formeln und anderen Machtmitteln steht ihnen zu Gebot – je nach dem Rang, den sie erkloppen haben.

Jeder Siedler hat in der städtischen Ordnung von Ultima seinen festen Platz – und der errechnet sich nach seinem per Mausklick erarbeiteten Konto: Jede Handlung, ob Brotbacken oder Bierausschenken, ob Schatzsuche oder Schwertkampf, bringt Punkte, über deren Anwachsen ein Zentralcomputer wacht. Wer sich an das umfängliche Regelwerk hält, kann – nach vielen hundert Stunden Aufbauarbeit – aufsteigen und es etwa vom Bauern bis zum Großmeister bringen.

Nichts ist unmöglich im Reich von Ultima. Männer laufen als Frauen herum, Banklehrlinge als Meisterdiebe, Zögerlinge als Berserker. Die amerikanische Internet-Forscherin Prof. Amy Bruckman preist Online-Rollenspiele als „Identitätswerkstätten“, in denen gefahrlos ausprobiert werden könnte, was im wirklichen Leben nicht gelingt.

Einmal ist Katharina Kling – die es bei Ultima bislang auf zehn Figuren gebracht hat – in jener Neuallwelt sogar verheiratet gewesen: mit Lord Sam, der in Wirklichkeit als Programmierer arbeitet. Hochzeiten sind in Ultima Online sehr beliebt. Man begeht sie mit großem Prunk, und die Gäste bringen als Geschenke beispielsweise gezähmte Drachen mit.

Monatlang wandelten Lady Kati und Lord Sam zu zweit durch die Flure der Spielwelt. Aber irgendwann erkannten die Eheleute, daß sie einander – ach! – nicht mehr liebten. Da gingen sie gemeinsam in eine Monsterhöhle und ließen sich von heranwallenden Scheusalen feierlich abschlachten.

Seit 1997 ist das Spiel im Netz geschaltet. Für die Siedler der ersten Stunde eine fast schon versunkene Epoche, über die sie mit Wehmut sprechen. Große Zeiten, damals. Etwa die legendäre Nackt-Demo: Kurz nach Start von Ultima war es zu Tumulten in der Cyber-Hauptstadt Britain gekommen. Die Besucher waren die

* Der Name wurde geändert: Red.

aus dem Netz

vielen Fehler in der Spielsoftware leid. Sie versammelten ihre Figuren vor dem Stadtschloß, und in den Sprechblasen über deren Köpfen erschienen grimige Parolen gegen die Programmierer. Irgendwann klickten die ersten ihrem Alter ego die Kleider vom Leib, und bald marschierte das ganze Mittelalter nackt herum. Die Texaner reagierten, und heute läuft das Spiel einigermaßen fehlerfrei.

Manche Spieler sind in der Anderswelt durch Fleiß und Glück steinreich geworden. Zum Beispiel Mirko und Manon Mihelič. Im tatsächlichen Leben wohnen der Elektriker und die Marktforscherin in einer Ein-Zimmer-Wohnung. Im virtuellen nennen die beiden ein prächtiges Schloßchen ihr eigen, in dessen Vervollkommenung sie all ihre Kraft stecken.

Und ihre realen Online- und Telefongebühren: rund

53 Mark kostet monatlich der Zugang zu den diversen Spielfeldern des Fantasy-Mittelalters. Doch können die Telefonrechnungen mancher Spieler leicht 500 Mark im Monat übersteigen.

Mirko Mihelič hat im Jenseits als Tierbändiger angefangen; er weiß noch, wie geschafft er jedesmal war, wenn er zwei Dutzend Bären hinter sich her zum Markt geschleppt hatte. Jetzt verbringt er seine Online-Tage

als Privatier. „Wir haben bei Ultima so viele Punkte auf der Bank“, sagt Manon Mihelič, „da brauchen wir nicht mehr zu arbeiten.“

Es wird eng im Cyber-Reich

Ab und zu macht sie einen Ausflug zu den Wasserfällen, um ein Schwätzchen zu halten. Oder lädt zum Gelage in ihren Speisesaal, den sie mit selbstgezupften Teppichen ausgelegt hat. Neulich drang ein Ungeheuer, ein gräßlicher Ogre Lord, ins Eigenheim ein und wollte par-tout nicht weichen – bis ein guter Geist aus Texas einschritt und ihn aus dem Programm löschte.

Aber sonst lebt es sich fein in Ultima Online. So gut, daß manche Fantasy-Gegenden bereits dicht besiedelt sind wie Schrebergartenkolonien; Neulinge finden kaum noch Baugrund. Und so sind Spieler, die es in dem Online-Reich zu was gebracht haben, auf die Idee gekommen, in der Realität ordentlich Geld zu machen – und zwar echtes: Sie versteigern ihre fiktiven Immobilien im Internet. Allein beim Online-Auktionshaus eBay ist es schon zu Hunderten solcher Transaktionen gekommen. Der Rekord steht bei gut 2000 Dollar.

Für zwei Häuser und einen Turm. □

„Ultima Online“ ist über www.owo.com zu erreichen. Andere Fantasy-Rollenspiele: „EverQuest“ (www.everquest.com), „Meridian“ (www.3do.com/meridian) und „The Middle Ages“ (www.gamebase.de).



Jede Handlung, ob Schatzsuche oder Brotbacken, bringt in der mittelalterlichen Welt von „Ultima Online“ Punkte. Wer davon reichlich sammelt, kann in der Hierarchie der Rollenspieler bis zum Großmeister aufsteigen

Der rasende Tod

1349: Seit Monaten hören Kölns Bürger von einer unheimlichen

VON CAY RADEMACHER

Messina, Sizilien, Anno Domini 1347. Es ist Anfang Oktober, als am Horizont eine genuesische Galeere erkennbar wird. Sie wird schon erwartet. Denn seit einem Jahr belagern die Tataren die Stadt Caffa am Schwarzen Meer, einen der wichtigsten dortigen Handelsposten der mächtigen Stadtrepublik Genua. Und man will endlich wissen, wie es um Caffa steht.

Doch als das Schiff sich nähert, fällt aufmerksamen Beobachtern Seltsames auf: Es scheint nicht richtig gesegelt und gerudert zu werden, schlept sich vielmehr in den Hafen wie ein halbes Wrack.

Nachdem die Galeere endlich festgemacht hat, bieitet sich ein Bild des Grauens: Auf und unter Deck, zwischen den Ruderbänken, liegen Tote und Sterbende, viele entstellt von eitrigen Beulen und schwärzlichen Hautflecken. Es stinkt nach Fäulnis und Tod. Die wenigen Matrosen, die sich, von der unbekannten Krankheit gezeichnet, noch unter Schmerzen auf den Beinen halten können, berichten, daß eine schreckliche Seuche im Tatarenheer ausgebrochen sei. Als letzten grimmigen Akt sollen die Belagerer einige ihrer Toten in die Festung Caffa geschleudert haben.

Staunend hören die Bürger Messinas diesen Bericht, mit Abscheu und Schrecken blicken sie auf die Galeere. Doch ohne besondere Vorkehrungen werden die Überlebenden ins örtliche Spital gebracht und die Toten beerdigt. Amtsleute nehmen die Berichte der Matrosen zu Protokoll und inspizieren das Schiff.

Zwei, drei Tage später stirbt der erste Einwohner Messinas, gezeichnet von Beulen, von Fieber und faulig stinkenden Körperausscheidungen. Dann noch einer und noch einer... Der Tod springt von Gasse zu Gasse. Innerhalb weniger Tage bricht das öffentliche Leben zusammen, überall herrschen Hilflosigkeit und Verzweiflung. Es ist schlimmer als im Krieg. Manche fliehen aus der Stadt, doch der Tod folgt ihnen. Ohne es

zu ahnen, haben die Bürger Messinas der schrecklichsten aller Seuchen Einlaß in ihre Stadt und damit ins christliche Abendland gewährt: der Pest.

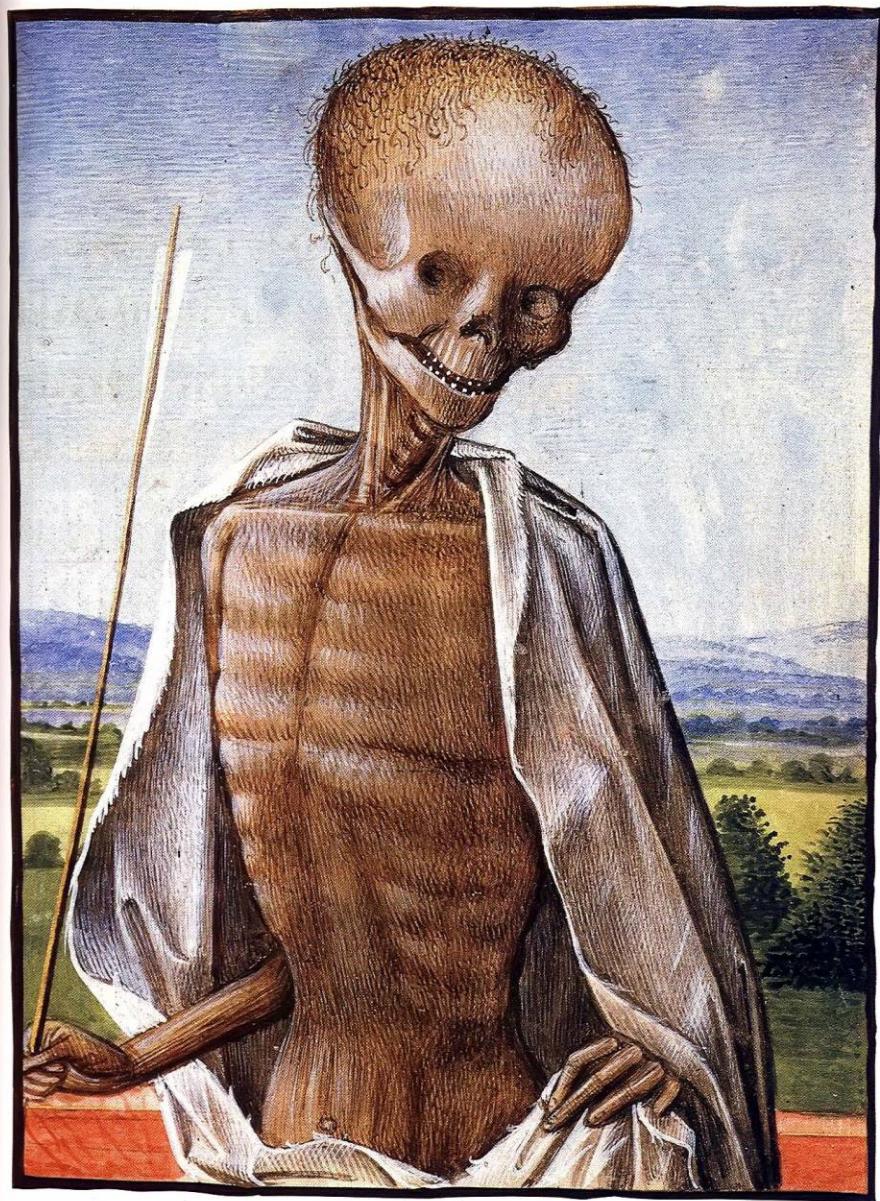
Köln am Rhein, Anno Domini 1348. Die Stadt gilt als Abbild des Himmlischen Jerusalem. Wie die verheißene, so weist die volkreichste deutsche Stadt zwölf große, turmbewehrte Tore in ihrem mächtigen Mauer ring auf. So viele Straßen führen zwar nicht aus ihr heraus, aber Kölns Bürger sind so reich, daß sie sich selbst den Luxus überflüssiger Tore leisten können.

Eine Vielzahl von Kirchtürmen ragt über schindelgedeckte Dächer. Von weitem schon erkennt ein Reisender, der sich von Süden her nähert, die größte Baustelle des Abendlandes: einen himmelstürmenden Domchor mit prächtigen Glasfenstern sowie den Stumpf eines mächtigen Turmes, der einmal mit einem zweiten, später gebauten zu den höchsten der Christenheit gehören wird.

Es ist Sommer. Reiter wirbeln auf der längs des Rheins durch wohlbestellte Felder führenden, ungepflasterten Straße Staub auf. Sie kommen aus Straßburg, 375 Kilometer südlich. Die Räte beider Städte, die reichen Handelsherren und die gelehrten Doctores aus den Dom- und Klosterschulen kennen sich, tauschen Nachrichten aus, arrangieren Bündnisse und Geschäftskontrakte. Doch diesmal bringen die Reiter schlechte Nachrichten mit, Gerüchte von einem Verbrechen, wie es die Welt noch nicht erlebt hat.

Die Straße führt durch das Severinstor, das einer kleinen Zwingburg gleicht, in die Stadt. Innerhalb der Mauern sind nur die wichtigsten Straßen so breit, daß zwei Fuhrwerke einander passieren können; die meisten anderen sind jedoch verwinkelt, eng und dunkel. Die Häuser zu beiden Seiten haben zwei bis vier Stockwerke und sind aus Stein oder Fachwerk errichtet, mit Giebeluken, aus denen die Bäume von Seilwinden

Seuche, die ganze Städte entvölkert. Dann bemerkt einer der Kölner, daß ein Flohbiss schmerzhafter ist als sonst...



Wie kann man
ins Bild setzen,
was unsichtbar
ist? Kein Mensch
im Mittelalter
weiß, wie die Pest
sich ausbreitet.
Aber die aufplat-
zenden Beulen
erscheinen den
Augenzeugen wie
Wunden, die von
unsichtbaren
Geschossen her-
röhren. Und so
stellt der Franzose
Jean Colombe im
Jahre 1473 den
Tod nicht mit der
Sense dar, son-
dern als Bogens-
chützen, der
seine Opfer mit
Pfeilen tötet

Alles könnte zum besten stehen in Köln. Doch dann

ragen. Unten sind die Lagerräume, die Weinschenken oder Läden, darüber wohnen die Menschen.

Die Straßen sind ungepflastert, eine Kanalisation existiert praktisch nicht. Schmutz und Unrat liegen überall, dazwischen streunen Hunde und grunzende Schweine. Ratten huschen umher. Es stinkt nach Verfaultem, Kot und den Laugen der Gerber und Färber.

Die Reiter passieren die Kirchen St. Georg, St. Maria im Kapitol, St. Alban und biegen dann rechts ab. Die engen Gassen vor ihnen, die dichtgedrängt stehenden Häuser unterscheiden sich kaum von anderen Stadtteilen. Doch hier sind sie durch kleine Mauern gesichert und nur durch Pforten zu erreichen. Sie begrenzen das Judenviertel. In dessen Mitte steht das „Bürgerhaus“, in dem sich Rat und Bürgermeister versammeln.

Den 15 Ratssherren gefällt der Bericht der Straßburger überhaupt nicht. Als wenn es nicht schon genug böse Gerüchte gäbe!

Dabei könnte alles zum besten stehen in Köln. Siebeneinhalb Kilometer ist die Mauer lang und beschützt über 50 000 Einwohner. Nur die reichsten italienischen Städte – Florenz, Venedig und Genua – sowie Paris sind in Europa größer als „Coelne“ oder „kolne“, wie die Bürger es nennen. Gut 30 durch den Handel mit

Badestuben finden sich in jeder größeren Stadt. Sie locken die Gäste, wie diese Illustration aus dem frühen 15. Jahrhundert zeigt, nicht nur mit heißem Wasser im Zuber, sondern auch mit frivolen Genüssen

Frankreich, England und den deutschen Landen reich gewordene Familien beherrschen die Stadt. Sie bilden die „Richerzeche“, die alljährlich zwei Bürgermeister bestimmt. Sie stellen auch die 22 Schöffen am Hochgericht, das die meisten Kriminalfälle behandelt. Und sie dominieren den Rat.

Doch Unheil hat sich über die Welt gelegt. Seit 1309 residiert der Papst nicht mehr in Rom, sondern in Avignon – was die Christenheit zutiefst verunsichert. Zusätzlich untergraben Skandale, Vetterwirtschaft und weltliche Händel das Ansehen der Kirche. England und Frankreich haben sich in einen Krieg verbissen, der ein Jahrhundert dauern wird: Söldnerheere verwüsten das Nachbarland. Karl IV. muß mit Gegenkönigen um die Macht im deutschen Reich ringen.

Seit einigen Jahrzehnten sind die Winter besonders kalt, viele Sommer naß und kurz – mit schlimmen Folgen für die Ernte. Und das schwere Erdbeben vom 25. Januar 1348 in Friaul wird nicht nur vom einfachen Volk als böses Omen angesehen.

Doch nichts scheint so schlimm zu sein wie „Magna mortalitas“, das Große Sterben.

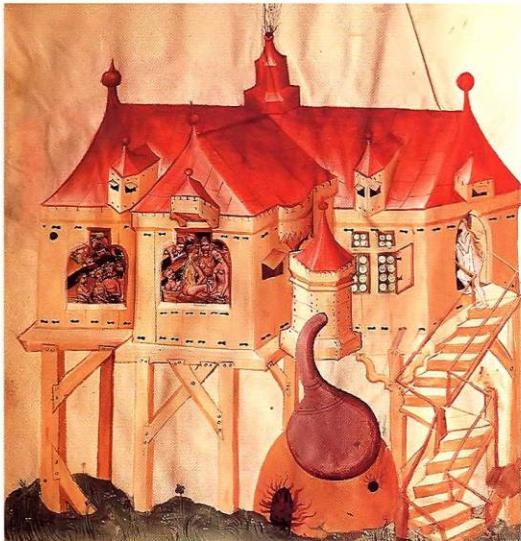
Vor zwei, drei Jahren sind in Europa erste Gerüchte von einem giftigen Regen irgendwo in Indien oder China umgelaufen, von Skorpionen, die vom Himmel gestürzt seien, von schädlichen Dämpfen, von tausendfachem Tod. Auf Zypern, in Konstantinopel, im gesamten Morgenland seien ihm die Menschen zum Opfer gefallen. Seit Ankunft der genuesischen Galeere in Messina sind die Nachrichten keine vagen Gerüchte mehr, sondern von schrecklicher Präzision.

Im Februar 1348 verheert der Tod an den „drosen“ – an den „Drüsen“ – Venedig, Florenz und Genua. Einlaufende Schiffe aus der Levante beschließt man mit Brandfackeln, um sie von Anlegen abzuhalten. Geisterschiffe mit toten Besatzungen stranden an Italiens Küsten. Auch aus Pisa, Siena und Rom wird die Seuche gemeldet.

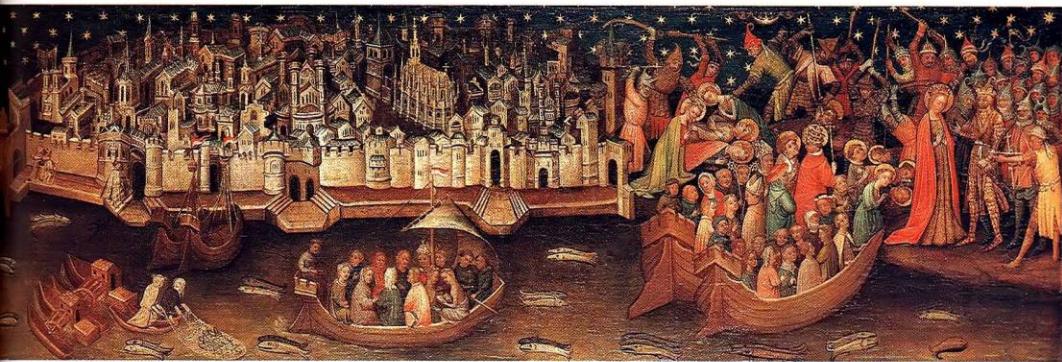
Vom Hafen Marseille aus erobert die Pest Südfrankreich – auch Avignon, wo sich der Papst auf Anraten seines Leibarztes in seinem Palast verbirgt und wo trotz drückender Hitze mit aromatischen Kräutern versetzte Kohlefeuer lodern, die die Luft reinigen sollen.

Barcelona und Valencia fallen noch im Frühjahr an den unsichtbaren Feind. Von Mai an wütet die Seuche in Paris, einen Monat später ist sie auf die britischen Inseln übergesprungen. Im Frühjahr erreicht sie Kärnten und die Steiermark.

Jetzt, im Sommer, kommen neue, beunruhigende Nachrichten: Mühldorf am Inn ist die erste deutsche Stadt nördlich der Alpen, in der die Krankheit aus-



verbreiten Boten ein schlimmes Gerücht



bricht; kurz darauf ist sie in München. Schleichend kriecht die Seuche auf Köln zu. Längst ist der Handel beeinträchtigt, mit manchen Ländern gar zusammengebrochen. Schon erreichen die ersten Flüchtlinge vor dem Schwarzen Tod die Stadt.

Und jetzt stehen dort die Reiter aus Straßburg – und behaupten, die Ursache des Übels zu kennen: Es seien die Juden. Hat man nicht schon 1321 in Aquitanien einen Aussätzigen gefasst, der gestand, im Auftrag der Juden Brunnen vergiftet zu haben? Kennt man nicht den Inhalt der Leinensäckchen, die sie ins Wasser werfen: Menschenblut, Urin, entwölte, zerstoßene Hostien und allerlei Zauberkräuter? Die Juden, so erzählen die Männer aus Straßburg, hätten das „Große Sterben“ in Europa ausgelöst.

Es ist nicht überliefert, was die Ratsherren antworten, doch sie bleiben skeptisch. Sterben nicht die Juden ebenso an der Pest wie die Christen? Und als nüchterne Kaufleute fragen sie sich: Was hätten wir von einer Judenverfolgung?

Sie können vom Ratssaal direkt in das Viertel „inter iudeos“ – „zwischen den Juden“ – hineinblicken: 86 engbeieinanderstehende Häuser, eine Synagoge, ein Spital, eine Schule, ein Backhaus. Rund 800 Menschen leben hier. Sie sind ebenso wie ihre christlichen Nachbarn „samenburger“ – waffenfähige Bürger, denen im Kriegsfall jeweils ein Abschnitt der Stadtmauer zur Verteidigung anvertraut ist.

Ihren Lebensunterhalt verdienen sie als Schneider, Bäcker, Hausierer, Ärzte, Gelehrte – allerdings ausgeschlossen von den mächtigen Gilden, die nur Christen aufnehmen. So arbeiten sie hauptsächlich für ihre Glaubengenossen. Doch manche sind auch als Geld-

verleiher reich geworden. „Dem Juden ein Pfand geben“ muß, wer einen Kredit aufnehmen will: große und kleine Herren, Herzöge und Ritter, Bischöfe, Prälaten und Priester, Händler und Handwerker.

Christen ist der Geldverleih gegen Zinsen untersagt – obwohl es seit einigen Jahren auch in Köln lombardische Bankiers gibt, die sich um dieses Verbot nicht scheren. Zivile und kirchliche Würdenträger nutzen das von den Juden geliehene Geld meist für ihre Bauwut, ihren Prunk, für Kriegszüge. Unter ihnen sind viele, die ihre Gläubiger gern loswürden.

Doch für die reichen Kölner Familien, die Overstolzen, die Gir, Scherfgin, Hardevust oder Lyskirchen, sind die von Juden vergebenen Kredite Betriebskapital ihres Fernhandels – belastet zwar mit beträchtlichen Zinsen, aber dennoch profitabel.

Und dann ist da das „Judenregal“: 800 Mark Steuern (nach heutiger Kaufkraft ungefähr 160 000 Mark) zahlen die Juden alljährlich an die Stadt, die erste Hälfte am 21. Juni, die zweite zu Weihnachten. Hinzu kommen Schutzgelder und Sondersteuern, die man ihnen auferlegen kann, wann immer es nötig ist, etwa in Kriegszeiten.

Die Ratsherren haben wahrscheinlich kaum mehr Achtung vor ihren jüdischen Mitbürgern als die ärmeren Kölner, wissen wenig von der blühenden Gelehrsamkeit in der Gemeinde, von den Rabbiniern und Schriften ihrer jüdischen Mitbürger – aber sie können rechnen. Niemand möchte diese sprudelnde Geldquelle austrocknen.

Die Reiter aus Straßburg finden wenig Gehör beim Rat. Doch sie bleiben noch ein paar Tage, nehmen sich irgendwo eine Herberge, besuchen eines der über hun-

Köln ist im 14. und 15. Jahrhundert die größte und wohlhabendste Stadt im deutschen Reich. In aller Pracht erhebt sich die rheinische Metropole auf dieser Darstellung des Martyriums von „St. Ursula und den 11 000 Jungfrauen“ von 1411. Im Zentrum, hinter der mächtigen Mauer: der ausladende Chor des unvollendeten Doms

Flüchtlinge strömen in die Stadt, der Handel bricht

dert Schankhäuser, gehen in die Badestube, auf den Markt und erzählen überall vom „grossen sterfern an den drosen“ – und von den Juden, die sich heimlich an Brunnen zu schaffen machen...

Goebel Schalant ist ein einfacher Handwerker und fürchtet sich vor den Geschichten, die man sich auf den Straßen zuflüstert: von Kometen und anderen seltsamen Himmelserscheinungen, vor einem Regen von Eidechsen, der irgendwo niedergegangen sein soll, vor dem schrecklichen Tod, der nicht einmal so mächtige und stolze Städte wie Paris und Florenz verschont. Allein dort, so munkelt man, sollen seit dem Frühjahr mehr Menschen von der Pest dahingerafft worden sein, als in Köln leben. Was soll man tun, wenn doch selbst die Ärzte der Fürsten hilflos sind? Wohin soll man fliehen?

Goebel Schalant ist sich nur zu bewusst, daß er ein Sünder ist. Sein ganzes Leben wird von strengen Geboten bestimmt: seine Geburt als ehrlich gezeugtes Kind eines rechtmäßig getrauten Ehepaars, seine Erziehung, seine Erstkommunion, die Messen und Beichte, seine Ehe, seine Pflichten gegenüber der Gemeinde, der Stadt, dem König, den Mithbürgern, den Aussätzigen, sein Tod.

Doch viele Kinder sind eben nicht im Ehebett gezeugt worden. Und wer hat nicht schon geflucht, in der Beichte irgend etwas verschwiegen. Verbotenes gegessen während der Fastenzeit? Nur die Heiligen mögen unbefleckt bleiben in solch sündiger Welt. Goebel Schalant und viele seiner Mithüberger aber fürchten sich. Wird Gott sie nun für all ihre heimlichen Sünden strafen?

Die Kirche bietet wenig Trost. Papst Clemens VI. sitzt in seinem finsternen Palast zu Avignon. Rom ist verwaist, die Rhône-Stadt dagegen, so munkelt man, ein einziges großes Bordell. In Köln ist es nicht viel besser. Erzbischof Walram ist bei den Geldverleihern höher verschuldet, als es einem Ehrenmann ansteht. Außerdem hat er sich eingemischt in den Krieg zwischen Frankreich und England – sich wankelmütig mal auf diese, mal auf jene Seite geschlagen.

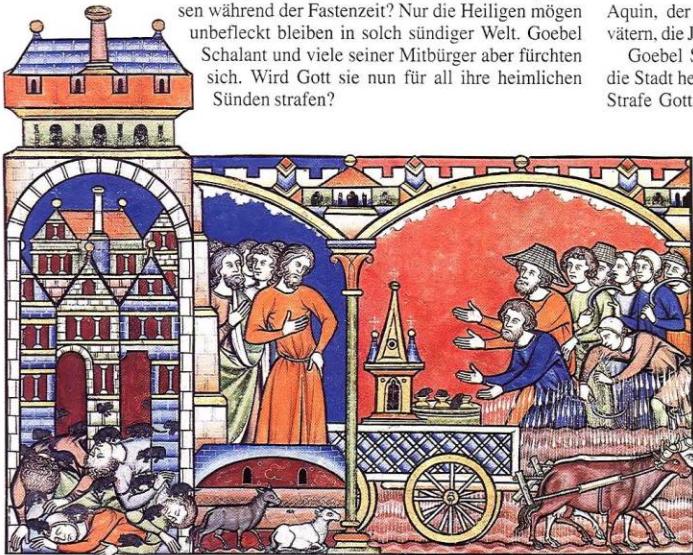
Jetzt will er sich auf den Weg nach Paris machen – angeblich, weil er der ruinierten Diözese Köln die Kosten seines und seiner Höflinge Aufenthalts nicht länger aufzubürden will. Der Ritter Reinhard von Schönau, einer seiner Gläubiger, wird Walrams Stellvertreter in weltlichen Angelegenheiten sein. Doch für den Erzbischof als geistliches Oberhaupt gibt es keinen Ersatz.

Und wenn an den Erzähllungen der Straßburger doch etwas ist? Wenn nicht die eigenen Sünden das Unheil über die Welt gebracht haben, sondern die der anderen? Hat nicht schon der heilige Augustinus die Juden als Verfeindete bezeichnet? Hat nicht Bischof Abogard von Lyon in seinem vor einem halben Jahrtausend verfaßten Pamphlet „De Iudaicorum superstitionibus“ („Über den Aberglauben der Juden“) vor ihnen gewarnt? Hat nicht der gelehrte Petrus Venerabilis sie „als ohne Verstand und Würde“ abqualifiziert – und Thomas von Aquin, der bedeutendste Theologe seit den Kirchenvätern, die Juden „Sklaven“ der Kirche genannt?

Goebel Schalant hat Angst. Am liebsten würde er die Stadt hermetisch abschließen und abwarten, bis die Strafe Gottes irgendwie vorbeigezogen ist. Nicht nur die Juden startt er mißtrauisch an, auch die Aussätzigen. Menschen mit unehrenhaften Berufen wie Dirnen, Kloakenreiniger, Gerber oder Henker, die Gaukler und das ganze fahrende Volk, überhaupt alle Fremden. Jeder scheint ihm bedrohlich zu sein.

Bedroht fühlt sich auch Joel ben Uri ha-Lewi. Er ist einer jener Männer, die Geld verleihen, zu drei Pfennig pro Mark die Woche, was einem Jahreszins von ungefähr 26 Prozent gleichkommt. Ohne Zweifel Wucher, doch viele, vor allem adelige Gläubiger, zahlen ihre Schulden nur spät – oder nie – zurück, und die Stadt Köln belegt ihn bei jedem Kriegszug, jeder Unruhe, überhaupt jedem unvorhergesehenen Ereignis mit drückenden Abgaben.

Rund ein Jahrhundert bevor der Schwarze Tod nach Europa kommt, entsteht diese Darstellung des alttestamentarischen Schreckens: Unter den Philistern, den Feinden Israels, wütet die Pest



zusammen. Jeden Tag wird die Stimmung aggressiver

Joel ben Uri hat sich daran gewöhnt, nur mit dem spitzen Judenhut auf dem Kopf auf die Straße zu gehen – so alt ist diese Diskriminierung. Doch seit einigen Jahren scheint sie schlimmer zu werden.

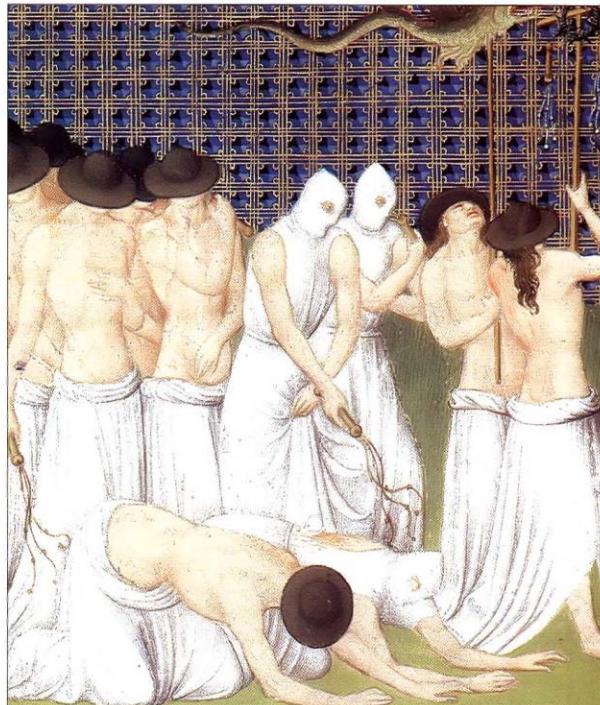
Die Juden haben kleine Mauern hochziehen müssen, um ihr Viertel besser vor nächtlichen Überfällen zu schützen; zudem war es auch der Wunsch des Rates, sie so vom Rest der Bürger besser isolieren zu können. Vor sieben Jahren haben ihnen die Stadtväter verboten, weitere Häuser zu kaufen, so daß ihr Quartier nicht mehr wachsen kann, obwohl die Gemeinde zahlreicher geworden ist. Die Zunft der Goldschmiede hat beschlossen, nicht mehr für Juden zu arbeiten. Das neue, reichgeschnitzte Chorgestühl im Dom zeigt Szenen, in denen Joel ben Uri's Glaubensbrüder auf derbe Art verspottet werden.

Und nun die Gerüchte von der Schuld am großen Sterben...

Als ob die Pestilenz allein nicht schon schlimm genug wäre! Juden in Savoyen, in Südfrankreich und in der Schweiz sind schon verhaftet und gefoltert worden. Kölns erster Rabbiner, Joseph ben Isaak Joselin, erinnert die Ratsherren immer wieder daran, daß sie der jüdischen Gemeinde den für die Steuern versprochenen Schutz gewähren müssen.

Joel ben Uri vertraut den Männern im Rat nicht. Irgendwann in den Monaten nach Ankunft der Straßburger Reiter schleicht er sich heimlich in den Hinterhof seines Hauses und vergräbt dort eine Kiste mit Silbergroschen aus Köln und Tour, mit Prager und Florentiner Gulden, Englischen Sterlingen, Goldschilden von Ludwig dem Bayern, Gulden aus der Dauphiné, Böhmen und Liegnitz – einen Schatz von insgesamt 290 Gold- und Silbermünzen.

Daß Papst Clemens VI. in einer Bulle vom 26. September 1348 die Juden vor dem Vorwurf der Brunnen-



Mit Selbstkasteiungen und Bittprozessionen erfreuen die auch in Köln auftretenden Geißler die Hilfe Gottes gegen die näherrückende „Magna mortali-tas“. Ihr Radikalismus findet im Sommer 1349 viel Anklang bei den Bewohnern der Stadt. Und der von den Flagellanten angeheizten Hysterie fallen viele hundert jüdische Bürger als angebliche Auslöser des Massensterbens zum Opfer, noch ehe die Pest Köln überhaupt erreicht hat

vergiftung in Schutz nimmt und verbietet, sie ohne Gerichtsverfahren zu töten, auszuländern oder gegen ihren Willen zu bekehren, wird von den meisten Kölnern kaum beachtet. Bald darauf hört der Rat von Gerüchten, die Stadt Bern hätte einen „geständigen“ Juden an Straßburg ausgeliefert. Sofort werden Boten entsandt. Sie sollen Genaueres herausfinden, aber auch die Skepsis des Rates übermitteln. Die sind nach wie vor gegen eine Verfolgung – vor allem, weil sie fürchten, daß die „ärgerlichsten und schwierigsten Unruhen entstehen könnten, ja sich das gemeine Volk daran gewöhnen kann, sich zusammenzurotten“ (wie es in einer späteren Übertragung heißt).

Am 19. Dezember 1348 und am 12. Januar 1349 veröffentlicht der Rat zwei Briefe an die eigene Bevölkerung, in denen er sich zum Schutz der Juden bekannt. Vergebens. Die Situation ist längst außer Kontrolle.

Im Getto geht die Angst um: Wird man den Juden die

Schon im September 1348 ermordet ein Mob in Zürich und in den Gemeinden am Genfer See Juden, brennt deren Viertel nieder, plündert – angestachelt von fanatischen Predigern, getrieben von hysterischer Angst vor der Pest, aber auch von Habgier und der Absicht, lästige Schulden mit den Gläubigern loszuwerden. Im November brennen in Stuttgart und Augsburg die Judenviertel, im Dezember in Landsberg und Linzau, im Januar 1349 in Basel, Freiburg, Speyer und Ulm; schließlich im Februar, nachdem es zuvor zu Tumulten gegen den Rat gekommen ist, auch in Straßburg.

„Judensleger“ nennt man die Täter bald überall im Anklage an die Männer, die im städtischen Auftrag streunende Hunde töten („Hundesleger“). Das Morden geht weiter: in Würzburg und Dresden, im März in Worms und Konstanz, im Juli in Frankfurt. Kaum irgendwo greifen Landesherren oder Stadträte wirkungsvoll ein. Im Gegenteil: Manchmal bereichern sie sich am Besitz der Juden, noch bevor es überhaupt zu einem Pogrom gekommen ist.

Die Kirche schweigt. Selbst der Chronist Kunrat von Megenberg, der nicht an die Legende von der Brunnenvergiftung glaubt, nimmt Stellung gegen die Juden – „sie sind unsrer Frauen veint und allen christen“. Und als trotz der Ermordung der angeblichen Brunnenvergiften das große Sterben die Städte überfällt, ändert das dort nichts am Haß auf die Juden – und auch nicht in den noch nicht betroffenen Orten.

In Bern – wo ein Jude angeblich „gestanden“ hat – bricht die Pest im Sommer aus, ebenso in Genf, Basel, Ulm. Am 8. Juli 1349 stirbt das erste Pestopfer in

Straßburg. Tausende folgen. Gleichzeitig kriecht die Pest in einem großen Sichelbogen durch Nordeuropa. Ein englisches Schiff mit einer toten Besatzung wird vor dem norwegischen Bergen angetrieben, von wo aus das ganze Land verseucht wird. Andere Schiffe bringen die Seuche in die Ostseehäfen und nach Preußen.

Späteren Generationen scheint der „Schwarze Tod“ – wie die Pest seit dem 17. Jahrhundert genannt wird – rasend schnell über Europa gekommen zu sein, doch für die Zeitgenossen ist sie ein langsam, aber unerbittlich herandrängendes Verhängnis. Von der Schweiz und vom Elsaß her erreicht die Seuche den Rhein und kriecht stromab, wobei sie sich entlang des Mains und kleinerer Flüsse auch nach Osten ausbreitet. Gleichzeitig erobert sie die Küstenstädte im Norden und dringt von dort aus nach Süden.

Anfang Februar 1349 hält König Karl IV. feierlichen Einzug in Köln. Doch hinter den prunkvollen Empfängen, den Umzügen, den Gottesdiensten im Domchor vor dem goldenen Schrein mit den Reliquien der Heiligen Drei Könige lauert die Angst.

In den Wochen darauf wird es immer schlimmer. Der Fernhandel bricht beinahe zusammen, nur aus Flandern und einigen Hansestädten an der Nordseeküste kommen noch Waren in den Rheinhafen an. Nicht mehr aber aus Frankfurt, aus Straßburg, aus London, aus Paris. Dafür strömen Flüchtlinge in die Stadt, feindselig betrachtet von den Bürgern. Die Ärmsten werden abgewiesen, manche der eigenen Bettler gleich mit hinausgeworfen.

Die Bürgermeister Heinrich vom Kusin und Richolf Overstolz entschließen sich zu einigen halbherzigen Maßnahmen. Das Haus Windeck am Alten Markt beispielsweise wird wegen extremer „Unreinlichkeit“ geschlossen. Der Rat droht jedem, der eine „Juden Schlacht“ beginnen will, mit der Todesstrafe.

Doch weder wird eine wirkungsvolle Quarantäne eingerichtet oder gar eine vollständige Abschottung der Stadt nach außen angeordnet, und schon gar nicht erhält das Judenviertel einen gehörigen Schutz.

Juden, die in den Dörfern im Umland um ihr Leben fürchten, fliehen in die Kölner Gemeinde. Manche sind aus Worms, Speyer oder Augsburg entkommen und berichten von schrecklichen Erlebnissen. Jeden Tag wird die Stimmung auch in Köln aggressiver. Rabbi Joseph ben Isaak Hoffnung schwächt. Seine Glaubensbrüder verteilen all jene Waffen unter sich, die christliche Schuldner bei ihnen als Pfänder hinterlegt haben, und versuchen, sich weitere zu verschaffen – diskret, damit der Pöbel keinen Vorwand zum Los schlagen hat.

Weil ihre Prediger Juden als Heilandsmörder diffamieren und weil sie Gebräuche wie Beschneidung und Schächtung mißverstehen, glauben viele Christen bereitwillig an die Schauermärchen von „jüdischen Rituallmorden“. Diese Darstellung von 1493 zeigt eines dieser angeblichen Menschenopfer



Schuld an der Seuche geben?



Frankreich, 1349: Bürger einer Stadt treiben die Juden als angebliche Pestverursacher mit Waffengewalt ins Feuer, ein Geistlicher sieht tatenlos zu. Die Illustration stammt aus einer um 1353 entstandenen Handschrift der Annalen des Gilles li Muisit aus Tournai. Pogrome erschüttern vor allem Städte in Frankreich, Deutschland und der Schweiz

Im Sommer 1349 entgleitet die Situation in der Stadt vollends der Kontrolle der Bürgermeister und des Rates: Die „buessleut“ sind da. Es sind Geißler – Menschen, die sich peitschen, um in der Nachahmung der Leiden Jesu Christi ihre Sünden zu büßen. Mit dem Aufkommen des Großen Sterbens sind die „geisselbodore“ populär geworden als Mahner und Todesboten der Pest. Denn sind nicht die Ärzte, die Priester, ist nicht sogar der Papst hilflos gegenüber der Seuche?

Irgendwann stehen sie vor den Toren: barfüßige Männer, gekleidet in grobes Sackleinen, aufgestellt in Zweierreihen wie bei einer Prozession. Fahnen- und Kreuzträger gehen ihnen voran, andere tragen Kerzen oder Reliquien.

Vier Geißler führen den Zug an, leiten ihre Anhänger in einem monotonen, rhythmischen Singsang, der auch in späteren Jahrhunderten populär sein wird: „Jesus Christus ward gefangen/und an ein Kreuz gehangen./Das Kreuz war vom Blute rot/wir beklagen sein Martyrium und seinen Tod./ (...) Für Gott vergießen wir unser Blut/das ist für unsere Sünden gut.“

Die Kirchenglocken läuten, als die Prozession sich in die Stadt hineinbewegt. Die Menschen stehen an den Straßen; viele beten, weinen, manche wollen sich dem Zug der „buessleut“ unverzüglich anschließen. 33 und einen halben Tag lang sollen die marschieren – einen Tag für jedes Lebensjahr Christi. Sie dürfen keine Frau anrühren und nicht betteln, müssen laut ihre Sünden

bekennen und ihren geistlichen Meistern bedingungslos gehorchen.

In Kirchen ziehen sich die Flagellanten bis auf das Unterkleid aus. Mit ihren Geißeln – einem Stock mit drei Riemeln, deren Enden mit Eisendornen gespickt sind – schlagen sie sich auf Brust und Rücken, gelegentlich so heftig, daß das Blut an die Kirchenwände spritzt. Manche umrunden den Altar, während sie sich geißeln, andere werfen sich bußfertig auf den Boden.

Längst haben die meisten Handwerker ihre Werkstätten geschlossen, die Händler ihre Läden. Das Volk strömt vor den Kirchplatz und wartet auf die Geißler, auf deren Predigt unter freiem Himmel. Manche „buessleut“ sind Mönche, die meisten zwar Laien – doch ihre Prediger sind sämtlich wortmächtig.

Ein Geißler zeigt ein Schriftstück vor und ruft: „Allen den sol wesen kunt, die diesen brief gesehent oder gehoren lesen“, und dann folgt eine Aufzählung der Orte, an denen „der dritte mensch nüt lebet“ (jeder dritte nicht überlebt): Sizilien, Zypern, Rom, Avignon, Padua.

Wird nicht die Pest schon in der Offenbarung des Johannes als eine der Plagen beschrieben, die der Ankunft des Antichrist vorausgehen? „Dann hörte ich eine mächtige Stimme aus dem Tempel, die sagte zu den sieben Engeln: „Geht und gießt die sieben Schalen mit dem Zorn Gottes über die Erde aus!“ Der erste Engel ging und goß seine Schale über die Erde. Da bekamen

Plötzlich kriechen die Ratten hervor und verenden.

alle, die das Kennzeichen des Tieres trugen und sein Standbild angebetet hatten, ein schmerhaftes und schlimmes Geschwür.“

Kann jetzt, da dieses neue Zeitalter heraufdämmert, die Kirche noch helfen? Nein! „Ja sint es etliche priester, die darumbe priester werdent, das sü wol essen und trinken wellent und gottes wort nüt bredien wellent!“ Verflucht ist, wer nicht büßen will! Verflucht, wer nicht beichten will – und zwar dem Geißler-Meister, obwohl der Laie ist! Verflucht, wer sich den Geißlern entgegenstellt!

Goebel Schalant steht in der Menge, die gebannt zuhört. Benennen die Geißler nicht den Grund für das Große Sterben? Gott straft die Sünder und markiert die Zeit des Antichrist. Und zeigen sie nicht, wie man seine Seele retten kann? Durch Buße – und durch Blut?

Es sind Fanatiker, die da vor ihm stehen. Sie liefern eine hypnotisierende Mischung aus neuesten Nachrichten über die Seuche, Bibelzitaten, Kritik an den Pfaffen, Heilsversprechen, Bußübungen – und Haßbibern. Denn auch die Geißler predigen Gewalt.

Obwohl die „buessleut“ das Volk faszinieren, mag doch nur eine Minderheit einen Monat lang in Sack und

Asche gehen und sich mit einer dornengespickten Peitsche blutig schlagen. Aber die Prediger hämmern den Menschen ein, nicht mehr darauf zu vertrauen, daß Priester und Obrigkeit etwas gegen das Böse unternehmen. Denn die Zeit eilt bis zum Beginn der Herrschaft des Antichrist. Aufgerufen ist jeder, selber gegen ihn zu kämpfen.

Das hohe Domkapitel, die Äbte und Prioren der Klöster, die Ratsherren und die beiden Bürgermeister hören die Hetze der „buessleut“ nicht gern. Denn kaum jemand gehorcht noch. Ein Chronist berichtet: „Die lüte sprochent auch zuo den pfaffen: „waz kunnent ir gesagen? dis sint leute die die worheit fürent und sagen.“

Nach den Predigten sind viele bereit, den Geißlern Obdach zu gewähren. Die zerlumpten, blutüberströmten Männer bleiben tagelang in der Stadt, überall sieht man sie bei ihren Bußübungen, überall reden sie von Sünden und der Reinwaschung durch Blut.

In diesem Sommer gleicht Köln einem siedenden Kessel, auf dem die Ratsherren kaum noch den Deckel halten können: überfüllt von Flüchtlingen, wirtschaftlich

Die Pest ist so ansteckend, daß ein Erkrankter binnen Tagen alle Menschen in seiner Umgebung infiziert. Oft werden Mann und Frau, wie in dieser Darstellung, zur selben Zeit von den Beulen gezeichnet. Die Seuche löscht ganze Familien aus



Dann stirbt der erste Mensch

schwer getroffen, hysterisiert durch die wildesten Gerüchte. Mitte August 1349 besucht der König erneut die Stadt, für ungefähr zwei Wochen. Wieder Prunk und Prozessionen, die Erregung steigt. Dann die Nachricht, daß Erzbischof Walram in Frankreich unter nicht geklärten Umständen gestorben ist. Dem Gerücht zufolge hat der französische König den Erzbischof eigenhändig erwürgt, dessen Leichnam verhöhnt und aufknüpfen lassen.

Vielleicht ist es das Bewußtsein, ohne einen geistlichen Oberhirten zu sein, das die Dämme brechen läßt: Der Mob stürmt das Judenviertel.

Ob das Pogrom geplant ist oder nicht, ob die Geißler aktiv daran beteiligt sind – nur soviel ist klar: In der Nacht vom 23. auf den 24. August 1349, der Bartholomäusnacht, dringen Männer und Frauen aus Köln und dem Umland, bewaffnet mit Schwertern, Knüppeln und Fackeln, ins Judenviertel ein. Darunter auch Goebel Schalant. Eine Mordnacht beginnt, wie sie Köln noch nie erlebt hat.

Die niedrigen Mauern sind für die Menge kein Hindernis. Sie brechen die Türen auf und stürzen in die Häuser. Verzweifelt wehren sich die Juden, doch unterschiedslos werden Männer, Frauen, selbst Kinder niedergemetzelt. Der reiche Geldwechsler Joel ben Uri wird mit seiner Familie erschlagen; Rabbi Joseph ben Isaak geht in den Kiddus ha-sem, den Märtyertod „zur Heiligung des göttlichen Namens“.

Bald brennen die ersten Häuser. Später werden Chronisten behaupten, daß sich die Juden lieber selber den Feuertod gegeben hätten, als sich taufen zu lassen. Doch selbst wenn ein Jude wirklich die Taufe als Rettung hätte wählen mögen – in dieser Nacht hätte das keine Aussicht auf Gnade verschafft.

Die Mörder plündern, zerrn weg, was ihnen wertvoll erscheint. Immer mehr Häuser brennen und werfen gespenstisches Licht auf die Gassen mit erschlagenen Menschen. Einige „Judensleger“ stürmen die Synagoge und reißen den Boden auf, weil sie Schätze darunter vermuten. Sie finden nichts. Schließlich greift das Feuer sogar auf das Rathaus über, das teilweise niederbrennt.



Ein Pestbild des »Meisters des Barfüßeraltars« aus dem 15. Jahrhundert: Trotz der Fürbitten der Heiligen läßt Gott einen Regen von Pestpfeilen auf die Menschen niedergehen, die, von aufgeplatzten Beulen entstellt, tödlich getroffen niedersinken

Am nächsten Morgen sind von dem Judenviertel im Herzen der Stadt nur rauchende Ruinen geblieben. Auch am helllichten Tag ziehen Plünderer hindurch, immer noch auf der Suche nach den sagenhaften Reichtümern der Geldwechsler. Gut eine Woche lang geht das so, dann ist Kölns jüdisches Viertel nur noch eine öde Trümmerstätte. Von den 800 Menschen, die hier gewohnt haben, sowie der unbekannten Menge von Flüchtlingen aus dem Umland konnten nur wenige in der ersten Nacht fliehen.

Währenddessen bleiben Rat und Kirche untätig. Kein Wachsoldat greift ein, kein Geistlicher stellt sich dem Mob in den Weg, kein Wort des Bedauerns danach. Fast scheint es, als wären die reichen Handelsherren und die Geistlichen froh, daß der Zorn der aufgeputschten Menge den Juden gilt und nicht ihnen.

Erst Wochen später werden der Rat und die Kurie des Erzbischofs aktiv: Sie streiten sich um die Erbschaft der Erschlagenen. Schließlich einigen sie sich auf säuberliche Teilung. Die Plünderer werden streng verfolgt, wenn sie ihre Beute nicht ausliefern. So gerät auch Goebel Schalant ins Visier der Justiz. Hingegen wird keiner der „Judensleger“ je als Mörder gehenkt.

Als die Pest am schlimmsten wütet, sind nur noch die

Auch nach dem Blutrausch schwächt die allgemeine Hysterie nicht ab. Denn die Pest wandert weiter rhein-aufwärts. Aus den Geißlern, die Blut und Buße predigen, wird zusehends ein roher, vulgäres Haufen. Manche Bußübungen gleichen orgiastischen Festen, die Vorwürfe gegen die Kirche werden immer schriller.

Schließlich wird das Geißlertum offiziell in einer Bulle vom 20. Oktober 1349 durch den Papst ver-dammt. Ziemlich rasch löst sich die Bewegung auf. In Köln werden viele „buessleut“ aus der Stadt geworfen, mitunter sogar „verderbt und gehängt“, wie ein Chronist berichtet. Am 18. Dezember 1349 wird Wilhelm von Gennep neuer Erzbischof von Köln.

Kurz danach muß es aufmerksamen Bürgern zum erstenmal aufgefallen sein, daß mehr Ratten über die Straßen huschen als früher. Viele sind offensichtlich schwach und krank und verenden schließlich...

Niemand wird je wissen, wer als erster in Köln erkrankt: ein Bürger, ein Händler, jemand vom fahrenden Volk, ein Rheinschiffer, ein Flüchtling? Irgendwann in diesem Winter mag irgend jemand bemerkt haben, daß einer der Flohbisse, unter denen praktisch jeder leidet, sich anders ausnimmt.

An der juckenden Stelle entwickelt sich ein bis sechs Tage nach dem Biß ein blauschwarzes Umfeld. Zwei bis drei Tage später schwollen die dieser Stelle am nächsten gelegenen Lymphknoten an, dann folgen nach etwa einer Woche Kopfschmerzen, Fieber und Benommenheit. Bis dahin ähnelt die Krankheit einer der üblichen winterlichen Erkrankungen.

Doch dann wird der Kranke schwach und bettlägerig, Hautblutungen treten auf, Verdauungsstörungen, große innere Schmerzen, Halluzinationen – und die Lymphknoten schwollen zu faustgroßen Beulen, und wenn sie aufbrechen, quillt daraus eine stinkende, eitrige Flüssigkeit. Spätestens jetzt werden Familie und Freunde des Kranken in Angst und Schrecken geraten sein, weil sie begriffen haben: Die Pest ist in Köln.

Der Kranke kämpft einige Stunden oder Tage gegen die Krankheit und fällt dann ins Delirium, schließlich in ein tiefes Koma und stirbt. Doch in den wenigen Tagen, die der Todeskampf gedauert hat, sind bereits weitere Menschen von Beulen gezeichnet: vielleicht Verwandte oder Nach-

barn oder eines der „fischwiever“ vom Markt, bei dem der schon fiebrige Kranke noch vor einigen Tagen eingekauft hat.

Der Pesterreger ist ein Bazillus, dessen Wirtstier die Ratte ist und der durch den Biß des Rattenfloh von Tier zu Tier übertragen wird. Ratten und Flöhe sind in dieser Zeit alltäglich – so alltäglich, daß niemand auf die Idee kommt, zwischen ihnen und dem schrecklichen Sterben einen Zusammenhang zu sehen.

Doch wenn die Pest nicht nur die Wanderratten befällt, sondern auch die Hausratten, die in Häusern, Speichern und Schiffen leben, kommen früher oder später auch Menschen mit der Krankheit in Kontakt. Der Floh kann ohne Wirtstier bis zu 30 Tage überleben, zum Beispiel versteckt in Stoff oder Strohballen.

Aus der Antike sind Berichte über verheerende Seuchen überliefert; unbekannt ist, ob es sich dabei auch um die Pest handelte. Zweifellos aber hat sie zur Zeit des Kaisers Justinian von 541 an Konstantinopel heimgesucht und ist dort bis zum Jahr 750 immer wieder aufgeflackert. Dann zog sich die Seuche für Jahrhunderte aus Europa zurück und blieb wahrscheinlich nur in wenigen Gebieten Zentralasiens – von Indien bis China – endemisch. Weshalb sie so lange verschwunden ist und ausgerechnet Mitte des 14. Jahrhunderts Richtung Westen Orient und Okzident überrollt, kann bis heute niemand befriedigend erklären.

Lückenhaft sind auch die Berichte über die ersten Tage der Seuche in Köln. Mag sein, daß sie sich zunächst langsam ausbreitete, denn der Floh fällt bei Temperaturen unter zehn Grad Celsius in Gliederstarre.

Doch bei manchen Erkrankten verwandelt sich die Beulenpest in die noch tödlichere Lungenpest – wenn Lympflüssigkeit in die Lunge eines Infizierten gelangt und das Gewebe des Atemorgans rasend schnell zerstört. Bluthusten, Nervenlähmungen und schließlich Tod durch Ersticken sind die Folgen.

Einmal akut, wird die Lungenpest durch Tröpfchen-Infektion übertragen, durch winzige Flüssigkeitsspuren in der Luft – wie eine Grippe. Sie zerstört den Körper mit schrecklicher Effizienz: Von der Infektion bis zum Tod vergehen meist zwei Tage, in manchen Fällen sogar nur ein paar Stunden. Nur eines von drei Opfern überlebt die Beulenpest und ist für eine gewisse Zeit gegen die Krankheit immun, wenn auch manchmal Schäden, etwa Lähmungen, zurückbleiben. Die Lungenpest dagegen überlebt so gut wie niemand.

Den Kölnern ist kaum bewußt, daß Beulen- und Lungenpest irgendwie miteinander zusammenhängen und daß es sehr gefährlich sein kann, einem Kranken zu

Aus dem Stundebuch des französischen Königs Karl VIII., Ende des 15. Jahrhunderts: Der heilige Sebastian stirbt unter den Pfeilen seiner Verfolger. Wegen der Art seiner Verletzungen wird der Märtyrer später zum Schutzheiligen der Pestkranken



Kirchen und Apotheken geöffnet

nahe zu kommen. Vielmehr glauben sie – jetzt, da niemand mehr die Juden beschuldigen kann – an die Pesthauch-Theorie des umbrischen Arztes Gentile da Foligno (der inzwischen selbst der Seuche erlegen ist).

Nach dieser Lehre, die von der angesehenen Pariser Medizinischen Fakultät als die allein richtige anerkannt wird, hat eine ungünstige Konstellation von Mars, Jupiter und Saturn bereits im März 1345 zu schädlichen Ausdünstungen in der Luft („aer corruptus“) geführt, die wiederum das Gleichgewicht der vier Körpersäfte im Menschen – Blut, Schleim, gelbe und schwarze Galle – durcheinanderbrachte. Es ist zu einer inneren Fäulnis gekommen, hervorgerufen durch einen Überschuss an Blut.

Einige Ärzte geben sich zwar mit dieser Erklärung nicht zufrieden und sezieren sogar Pesttoote, kommen aber auch damit dem Geheimnis der Seuche nicht näher. Die Doctores veröffentlichen eine Unzahl von Ratschlägen: von „Pestconsilia“. Manche mögen tatsächlich den einen oder anderen gerettet haben, etwa der Rat, Pestbeulen aufzuschneiden, damit die giftige Flüssigkeit den Körper verlassen kann, oder die Aufforderung, die Häuser mit Essigwasser auszuwaschen. Letzteres ist zwar nutzlos gegen die Krankheit selbst, kann aber – auch wenn die Ärzte den Zusammenhang so nicht kennen – den Floh vertreiben.

Ansonsten sind die Ratschläge ein Kompendium der Hilflosigkeit. Meide giftigen Südwind, öffne die Fenster nur gen Norden! Regelmäßiges Aderlassen mindert den fatalen Blutüberschub! Meide die giftige Luft über stehenden Gewässern! Meide zu viel direktes Sonnenlicht! Legt den Kranken auf ein Hochbett, damit dessen giftige Ausdünstungen nur die oberste Luftsicht im Zimmer vergiften und sich kein anderer anstecken kann! Nimm Mittel wie Theriak oder Mithridat!

Wirkungsvoll, aber letztlich ebenfalls ein Eingeständnis eigener Hilflosigkeit ist nur der Rat: Flieh aus der Stadt, in der die Pest wütet! Doch für die meisten Kölner gibt es keine Flucht. Wohin auch? Mit jedem wärmeren Frühlingstag greift die Seuche schneller um sich. Sie springt von Haus zu Haus, von Gasse zu Gasse, wütet aber auch in den Städten und Dörfern der Umgebung, in Klöstern und auf Herrensitzen.

Jeden trifft es: den Schmied vor dem Amboß, „sconevrouwen“ („Schönfrauen“ = Dirlen), den Arbeiter im Tretrad eines Kranz am Rheinhafen, den Bettler auf dem Domhof, den Wachsoldaten auf der Stadtmauer, den Schreiber in der Amtsstube. Manche brechen an Ort und Stelle zusammen, andere schleppen sich nach Hause, mit hühnereigroßen Beulen unter den Achseln und an den Leisten, aus denen Blut und Eiter hervorquellen, der Körper übersät mit Geschwüren und



Schon bald nach dem Aufflackern der Seuche gehörn Begräbnisprozessionen – hier eine Darstellung von 1473 – zum düsteren Alltag in den von der „Magna mortalitas“ betroffenen Städten

schwarzen Flecken, gekrümmkt von inneren Schmerzen. Atem, Schweiß, Urin, Kot – alles stinkt nach Fäulnis.

Glücklich die Infizierten, die abends noch scheinbar gesund zu Bett gehen und den nächsten Morgen nicht mehr erleben. Die meisten müssen verzweifelt mit erleben, wie ihr Anblick, manchmal nur ein erstes Symptom oder auch der bloße Ansteckungsverdacht genügen, daß der Mann oder die Frau, die eigenen Eltern, die Kinder sie fluchtartig verlassen. Viele Opfer verbringen ihre letzten Stunden in Blut, Schmutz und Qualen in gespenstisch leeren Häusern.

Besonders verheerend wirkt die Pest, wo viele Menschen auf engem Raum zusammenleben: in Hospitälern, Klöstern, dem „Turm“ (das Stadtgefängnis), in Herbergen, Siechenhäusern, auf Rheinschiffen. Nachdem der erste zusammengebrochen ist, dauert es oft nur Tage, bis niemand in so einem Haus mehr lebt.

Plötzlich beneidet man die sonst so verachteten Gerber. In deren Wohnungen und Werkstätten, abseits der

Längst ist auf dem Friedhof kein Platz mehr. Verwe

anderen wegen der schrecklich stinkenden Tierhäute, sterben weniger als in den anderen Gassen (vermutlich haben die scharfen Gerbstoffe desinfizierend gewirkt).

Notare lehnen es ab, den Kranken das Testament aufzusetzen. Auch Ärzte verweigern sich. Viele fühlen allenfalls den Puls mit vom Patienten abgewendeten Blick, einen Schwamm mit Essig vor dem Mund und oft in Begleitung von Trägern, die stark qualmende Fackeln halten. Der Qualm soll vor „schädlichen Ausdünstungen“ schützen.

Nichts aber trägt mehr zur Verzweiflung bei als die Weigerung vieler Geistlicher, den Sterbenden die Sakramente zu reichen. In den Monaten der Seuche verliert die Kirche beim Volk mehr Ansehen als in allen 13 Jahrhunderten zuvor.

Die neuen Bürgermeister Peter Schoenewedder und Werner vom Spiegel versuchen, das städtische Leben einigermaßen zu bewahren. Doch die Mitglieder der reichen Familien sind aus der Stadt geflohen – genau jene Männer, die wichtige öffentliche Ämter innehaben.

Wer geblieben ist, der leidet nicht minder als die Armen. Vier der 22 Schöffen sterben, höchstwahrscheinlich an der Pest. Bürgermeister und Rat verhängen

– viel zu spät – ein Einreiseverbot und weisen einige Bettler, Gaukler und andere Fremde aus. Die irren über die Landstraßen durch ein verödetes Land. Herden, deren Hirten irgendwann zusammengebrochen sind, zerstreuen sich, auf manchem Feld steckt gar noch der Pflug im Acker, doch der Bauer ist tot oder geflohen.

In ihren Herrensitzen haben sich die Landadeligen verschanzt. Bleiben ihre Burgen frei von der Seuche, sind sie gerettet; eine einzige Erkrankung aber macht eine Feste zur tödlichen Falle. Der Ritter Christian von Dürffenthal, ein einflussreicher Ratgeber des Grafen von Jülich, ist mit seiner Familie auf seine Burg gut 35 Kilometer westlich der Stadt geflohen – die Pest löscht das ganze Haus Dürffenthal aus.

In Köln bemüht sich der Rat derweil, die Märkte offen zu halten – die einzigen Orte, an denen die Bürger an rasch teurer werdende Lebensmittel kommen können. Die Schenken und Freudenhäuser werden geschlossen: wohl in erster Linie, um öffentlich Bußfertigkeit zu zei- gen, damit sich der Zorn Gottes legen möge.

Nicht überliefert, aber denkbar ist, daß der Rat wie in vielen anderen Städten auch das Läuten der Trauerglocken und große Trauerprozessionen verbieten läßt, um die Menschen nicht zusätzlich zu entmutigen.

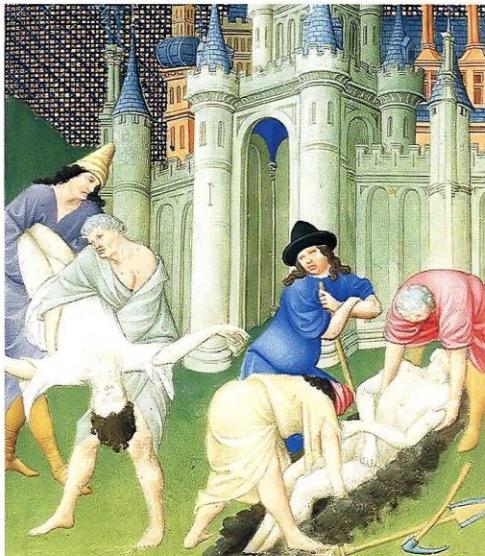
Auf dem Höhepunkt der Seuche im Frühherbst 1350 – der Zeit, in der Ratten- und Flohpopulationen am stärksten sind – ist das städtische Leben praktisch zusammengebrochen. Nur noch die Kirchen und Apotheken sind geöffnet. In den letzteren kaufen Verzweifelte Theriak und andere dubiose „Wundermittel“ und machen die Apotheker steinreich. Sofern diese die Pest überleben.

Für die Kranken, die von furchtlosen Familienangehörigen in die Hospitäler bei St. Agnes, St. Gereon oder in eines der anderen Häuser gebracht werden, bedeuten diese hoffnungslos überfüllten und schmutzigen Orte, an denen nur noch wenige Mönche und Nonnen sich um die Patienten kümmern, weil die anderen entweder geflohen oder tot sind, meist das sichere Ende.

Unablüssig rollen die Handkarren mit Leichen durch die Gassen, gezogen von verummachten Gestalten: Bettlern, Krüppeln, verwegenen Männern – von solchen, die bereit sind, diese lebensgefährliche und verachtete Aufgabe zu übernehmen.

Längst ist es nicht mehr möglich, die Opfer in der Kirche oder auf einem der 19 kleinen Friedhöfe zu begraben; ja selbst das Wachs für die Totenkerzen ist fast unbelzahlbar teuer ge-

Je mehr die Seuche sie peinigt, desto mehr verlieren die Menschen auch ihre Würde: Die Verstorbenen werden vor den Mauern der Städte hastig, anonym und ohne jede religiöse Zeremonie verscharrt. Illustration aus einem französischen Stundenbuch von 1410



sungsgeruch mischt sich mit dem Pestilenz-Gestank



Unablässig schlep-
pen die Leichen-
träger Pestopfer
zum Begräbnis.
Nur selten kom-
men sie noch da-
zu, die Toten zuvor
in Särge zu legen.
Miniatuur aus der
Handschrift eines
Zeitgenossen
der Pestepidemie,
1352

worden. Während der schlimmsten Wochen müssen in Köln, so schätzt man heute, jeden Tag etwa hundert Menschen gestorben sein.

Vor den Toren der Stadt werden hastig Massengräber ausgehoben – viele so flach, daß streunende Hunde die Leichen wieder ausgraben und zerreißen. Verwesungsgeruch mischt sich mit den üblichen Ausdünstungen der Stadt und dem Fäulnisgestank der Pest.

Wer noch lebt, reagiert unterschiedlich auf das Große Sterben. Manche haben sich in ihre Häuser verkrochen und warten verzweifelt, manche auch nur noch dumpf und teilnahmslos auf das Ende. Chronisten berichten immer wieder von der erstickenden Hoffnungslosigkeit, die die Pest begleitet.

Andere erleben die Zeit in einer Art Tanz auf dem Vulkan. Sie genießen das Leben, solange es noch geht, und stürzen sich in orgiastische Ausschweifungen. Es gibt ja genug Häuser, deren Bewohner die Seuche dahingerafft hat, so daß man in sie einbrechen und darin machen kann, was man will.

Und die Kirche? Der Klerus hat an Autorität nicht nur verloren, weil viele Geistliche vor der Seuche geflohen sind – sondern erst recht, weil Priester ihre eigene Gemeinde verlassen haben, um sich eine an-

dere, reichere zu sichern, deren Pfarrer an der Pest gestorben war. Kirchenspötter singen: „Gott geb' ihm ein verdorben jar, der mich macht zu einer nonnen.“

Doch es gibt auch Geistliche, Ärzte, Amtsleute, Bürger anderer Schichten, die nicht davonrennen, sondern unter Einsatz des eigenen Lebens den Kranken beistehen, die arbeiten und versuchen, irgendwie das Alltagsleben aufrechtzuerhalten, und die Trost in einer neuen Spiritualität finden. Um Schutz flehen sie zum heiligen Sebastian; die Pfeile, durch die er als Märtyrer zu Tode kam, werden als „Pestpfeile“ verstanden – wahrscheinlich weil die aufgebrochenen Pestbeulen Pfeilwunden ähnlich sehen.

A usgerechnet während der schlimmsten Monate organisieren einige Kölner – wie Bürger auch woanders im verheerten Europa – eine „romerwart“, eine große Pilgerreise nach Rom. Denn 1350 ist vom Papst zum „Heiligen Jahr“ erklärt worden, in dessen Verlauf vom Heiligen Stuhl besonders wirkungsvoll ein Sündenerlaß zu erreichen ist.

Erst Ende des Jahres 1350 klingt die Seuche ab. Im selben Jahr hat sie das reiche Flandern, Bremen, Lübeck, Magdeburg, Schweden und Dänemark verwüstet. Die Siedlungen auf Grönland sind durch die Pest völlig entvölkert.

Als die Seuche abklingt, ist jeder dritte Europäer an

Der Tod holt sich jeden, ob Papst oder Kaiser, Bischof oder Adeliger, Händler oder Herold, Bauer oder blinder Bettler. Mit grimmiger Lust am Makabren malte ein Baseler Künstler um 1440 diesen Totentanz des großen Gleichmachers al fresco auf die Wand der dortigen Predigerkirche

Am Karfreitag 1350 stirbt Alfons XI. von Kastilien als einziger europäischer König an der Krankheit. Das schottische Heer, das gegen das von der Seuche geschwächte, verhähte England angetreten ist, wird im Juli vom Schwarzen Tod vernichtet. Bis 1352 erobert Magna mortalitas die letzten Regionen Skandinaviens und Rußlands: Der Sichelbogen der Pest durch Europa hat sich vollendet.

Seitensamerweise bleiben einige Städte und Land schaften verschont – so Nürnberg, Mailand, Teile Böhmens. Weshalb, ist bis heute ein Rätsel. Die Pest bleibt vorerst in Europa endemisch, wütet allerdings niemals wieder so heftig wie in der Mitte des 14. Jahrhunderts.

Erst 1722, nach dem Abklingen eines letzten großen Ausbruchs in der Provence, verschwindet die Seuche vollständig aus Europa. Vielleicht haben Mutationen den Erreger weniger aggressiv gemacht oder bestimmte Veränderungen in der Umwelt oder den Lebensbedingungen der Ratten ihm die Basis genommen. An der besseren Hygiene kann es nicht liegen – die ist noch lange so miserabel, daß fast 200 Jahre später in Hamburg die Cholera nahezu ungehindert wütet. Den Erreger der Seuche isoliert der Schweizer Tropenarzt Alex-

andre Yersin erst 1894 bei der Untersuchung einer Pestepidemie in Hongkong.

Das große Sterben des 14. Jahrhunderts verdient seinen Namen: Heute schätzen die meisten Forscher, daß zwischen 1347 und 1352 ungefähr ein Drittel der damals 60 bis 75 Millionen in Europa lebenden Menschen der Seuche erlegen ist. Zum Vergleich: Dem Zweiten Weltkrieg und dem barbarischen Holocaust fielen von 1939 bis 1945 etwa fünf Prozent der europäischen Bevölkerung zum Opfer.

Auf den ersten Blick ist die Welt von 1352 der von 1347 gleich. Zwar sind manche Landstriche, Städte und Klöster für immer ihrer Bedeutung beraubt, manchmal gar völlig ausgelöscht worden. Doch die Lebensbedingungen, die sozialen Verhältnisse hat die Pest insgesamt nicht verändert.

Die meisten Menschen haben monatelang, vom ersten Auftreten der Krankheit in ihrer Heimat bis zum darauffolgenden Winter, das tägliche Sterben erlebt. In vielen Städten herrschte die Seuche auch über die kalte Jahreszeit und damit länger als ein Jahr.

Mühsam kommt das Alltagsleben wieder in Gang. Die Zünfte, früher Trutzburgen des Handwerks, öffnen sich für kurze Zeit neuen Mitgliedern, damit ihre Rei-



ihr gestorben. Der Schrecken wirkt bis heute nach

hen sich auffüllen. Die Kirche ist froh um jeden, den sie den verwaisten Gemeinden schicken kann. Es häufen sich Klagen über Priester, die nicht einmal lesen können.

Arbeit wird teuer, denn es gibt weniger Handwerker, Knechte, Tagelöhner, und diese wenigen fordern mehr Lohn. Indirekte Folge der Seuche ist eine schwere Wirtschaftskrise. 1351 nennt das Kölner Domkapitel drei Gründe dafür: Magna mortalitas, Krieg und „debititas monetae“ – Inflation. Andererseits entwachsen der gewaltigen Katastrophe auch manche Möglichkeit des Neubeginns. Produktion und Handel weiten sich allmählich wieder aus, und den Aktiven und geistig Mobilen unter den Überlebenden eröffnen sich – wie nach dem Ende größerer Kriege – prächtigste Chancen.

In der Weltvorstellung der Menschen scheint die Katastrophe sich kaum niederzuschlagen. „Die Tugend ist in der ganzen Welt geschwächt“, klagt ein Chronist. Nein, widerspricht ein anderer, sie sei gewachsen: Mangels Nachfrage würden die Hersteller von Würfelspielen jetzt Rosenkränze produzieren.

Die Kirche freilich ist im Innersten erschüttert. Sie ist immens reich geworden, weil zahlreiche Pestkranke ihr Vermögen klerikalen Einrichtungen vermachten haben. Doch den Menschen hat der Klerus

kaum beigestanden. „Was könnt ihr den Menschen predigen? Demut? Ihr seid der Stolz selbst, aufgeblasen, pompös und verschwenderisch. Armut? Ihr seid so habgierig, daß alle Reichtümer der Welt euch nicht zufriedenstellen könnten. Keuschheit? Davon wollen wir schweigen...“ So donnert Papst Clemens VI. seine Prälaten 1351 an.

Die Erfahrung, daß die Kirche nicht allmächtig und die von ihr vertretene Ordnung der Welt nicht gottgegeben und unabänderlich ist, wirkt wie ein untergründiges Beben fort, das ein Jahrhundert später eskalieren wird – ohne die Erschütterungen, die das Große Sterben der mittelalterlichen Welt zugefügt hat, ist die Reformation wohl nicht vorstellbar.

Was die Zeiten seither überdauert hat, das ist die Angst. Eine Angst, die sich so mächtig und so tief in das kollektive Unterbewußtsein Europas eingegraben hat, daß auch sechs Jahrhunderte später das bloße Gerücht vom Ausbruch der Pest irgendwo auf der Erde die alte Furcht vor dem Ende der Welt erneuert.

Was Köln angeht, so scheint die Stadt gewissermaßen „durchschnittlich“ verwüstet worden zu sein, also ungefähr ein Drittel ihrer Einwohner verloren zu haben. An ihrer Stellung im Gefüge des Reiches und Europas ändert sich nichts. Andere deutsche Städte werden härter getroffen, in Hamburg und Bremen fallen zwei von drei Einwohnern der Seuche zum Opfer.

Für einen Teil der Kölner Bürger – die Juden – hatte nicht die Pest die ärgsten Folgen, sondern die Hysterie, die ihr vorauselte. Zwar erlaubt ihnen der Rat nach dem Pogrom sofort wieder die Ansiedlung. Doch 1426 werden die Juden endgültig aus der Stadt vertrieben; sie müssen sich (wie später auch die Protestant) auf der rechten Rheinseite ansiedeln. Bis ins 19. Jahrhundert bleiben sie in Europa rechtlich und sozial deklassiert, und die Hysterie des Mittelalters wird im fanatischen Haß der Nationalsozialisten schreckliche Erneuerung finden.

Das abgebrannte Kölner Judenviertel wird nach dem Rückzug der Pest vollends niedergeissen. Eine Kapelle entsteht auf den Trümmern der Synagoge. Dort, wo früher Häuser und Geschäfte eng beieinandergestanden haben, wird ein großzügiger Platz angelegt. Erst unter den Bombentrümmern des Zweiten Weltkrieges finden die uralten Fundamente sich wieder. Und was allen Plünderern entgangen ist, das graben 1953 Archäologen aus: den Gold- und Silberschatz des Joel ben Uri ha-Lewi.

Das Zeugnis einer fernen Angst und einer vergeblichen Hoffnung. □



MÖNCHE

Die Macht der frommen Schreiber

Jahrhundertelang sind die Klöster Inseln der Bildung in einem Ozean des



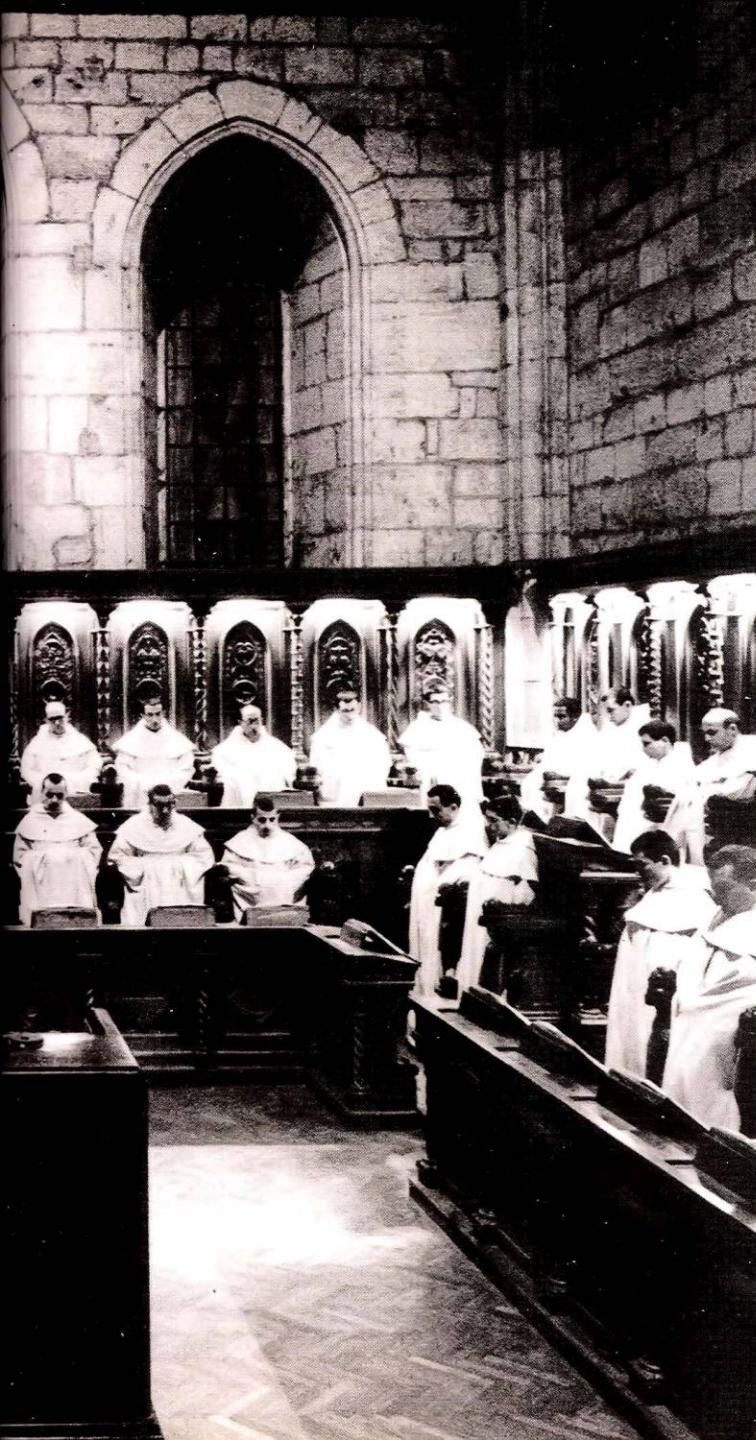
Unwissens. Nur die Mönche können schreiben – und mancher nutzt dieses Monopol, um die Wahrheit zu manipulieren



Der Amerikaner David Lees fotografierte 1965 den Alltag im italienischen Zisterzienserkloster Casamari – vor einigen Regeländerungen, die seither beschlossen worden sind. So unterscheidet sich das Leben dieser Mönchsgemeinschaft, wozu das tägliche Studium der Heiligen Schrift gehört, kaum von dem im Mittelalter



Chorgebet im Kloster Casamari: Siebenmal täglich versammeln sich die Mönche zur Andacht – zur Matutin (um zwei Uhr), zur Prim (Tagesanbruch, meist gegen sechs Uhr), zur Terz (neun Uhr), zur Sext (zwölf Uhr), zur Non (15 Uhr), zur Vesper (18 Uhr) und zur Komplet (20 Uhr)



Die Hand des Fälschers zittert. Die ersten Wörter in der ungewohnt großen, alttümlichen Handschrift sind ihm noch gut gelungen, doch je länger er schreibt, desto mehr schwindet die Konzentration. Unsicherheit schleicht sich ein, schließlich schimmt seine eigene, moderne Handschrift durch, vor allem in den Rundungen der kleinen Buchstaben „a“ und „o“. Doch was soll's? Wer wird diesen Text schon so genau lesen?

Für manche Begriffe fehlen dem Fälscher die Wörter, schließlich verfaßt er ein juristisches, angeblich über 100 Jahre altes Dokument. Er setzt andere, ihm geläufige Termini ein. Was tut es zur Sache, daß sie zur fraglichen Zeit noch gar nicht im Gebrauch waren – schließlich beherrscht ohnehin kaum jemand das Lateinische so gut wie er!

Jetzt nur noch, am unteren Rand des Blattes, das Datum, an dem die Urkunde angeblich ausgestellt worden ist. Dann die Unterschrift des Notars und das Monogramm des Herrschers, auf dessen Anweisung man dieses Dokument vorgeblich aufgesetzt hatte.

Der Fälscher weiß nicht, wie Datumszeilen früher ausgesehen haben; er kennt auch keinen Namen eines Notars aus dieser Zeit – und das Monogramm jenes Herrschers hat er nie gesehen. Also läßt er seine Phantasie spielen: das Dokument muß nur ehrwürdig, alt, ungewohnt aussiehen, anders als die aktuellen Beglaubigungen, aber ihnen doch irgendwie ähnlich.

Schließlich tropft der Mann heißes Wachs aufs Pergament, drückt ein selbstgeschnittenes Siegel darin ein, das wie ein herrscherliches aussieht – der letzte Baustein in seinem Blendwerk.

Im Chaos der untergehenden Antike entsteht

Nach Stunden ist die heimliche Arbeit getan. Der Mann verläßt das Pult. Die Fälschungen gehen ihm inzwischen gut von der Hand, schließlich hat er schon mehr als ein Dutzend fabriziert. In gewissen Kreisen sind er und seine Mitarbeiter für ihre zuverlässige Arbeit bekannt: es gibt diskrete Bestellungen, sogar aus dem Ausland.

Abt Berengoz vom Kloster St. Maximin zu Trier birgt sein Falsifikat in einer Truhe, bevor er sein Gemach verläßt, um in die Kirche zu gehen. Es ist Zeit fürs Gebet.

900 Jahre später: Jetzt erst haben historisch gebildete Fahnder Abt Berengoz überführt und auch die anderen verschwiegenen Spezialisten, die damals mit Pergament, Eisengallus-Tinte und Siegelwachs die Wahrheit zu korrigieren versuchten. Penibel geordnet, füllen die Beweise zwei gedrängte Reihen Hängebälgen: Kopien von Urkunden, die Kaiser und Könige einst angeblich ausgestellt haben, die tatsächlich aber erst Jahrzehnte oder Jahrhunderte nach deren Ableben fabriziert worden sind. Die Motive der Betrüger sind einigermaßen geklärt, ebenso die Tatorte, manchmal sogar die Identität der Fälscher.

Die Ablagen mit dem dubiosen Inhalt stehen im Historischen Seminar der Universität Bonn. Hier leitet Professor Theo Kölzer die Abteilung für Historische Hilfswissenschaften und Archivkunde. Seit 16 Jahren beschäftigt sich Kölzer vor allem mit Urkunden, die die Merowinger – die fränkischen Könige zwischen 482 und 751 – für Klöster und Bischöfe, für Grafen und an-

dere Adelige ausfertigen ließen. Oder auch nicht.

16 Jahre lang ist Kölzer vor allem in Frankreich von Archiv zu Archiv gefahren und hat dort das immer gleiche Ritual veranstaltet: Erst ließ er sich das Dokument einer Urkunde vorlegen – meist kostbares, widerstandsfähiges Pergament, manchmal Papyrus, bröselig wie trockener Teig. Dann notierte er den Urkundentext. Manche Dokumente waren noch nie veröffentlicht, andere dagegen in wissenschaftlichen Editionen nachgedruckt worden. War letzteres der Fall, verglich er das Original mit den bereits veröffentlichten Texten: möglich, daß die Herausgeber früher mehr erkennen konnten als Kölzer heute; möglich, daß Siegel inzwischen von Sammlern gestohlen, Buchstaben von Feuchtigkeit oder Mäusenfraß zerstört worden waren.

Dann die Fragen zum Inhalt: Wer hat das Dokument ausgestellt? Wann? Für wen? Wie gut beherrschte der Aussteller die lateinische Sprache, welche Wörter benutzte er?

Genauso wichtig die äußeren Merkmale: Was das Pergament unbeschädigt oder eingerissen, gar zerfetzt? Hatte sich irgendwo die Tinte verfärbt? Gab es Rasuren, hat also irgendwann jemand mit einem scharfen Messer Text getilgt, indem er die oberste Schicht des Pergaments abschabte? Wie sah das Siegel aus? Wie war es an der Urkunde befestigt?

Im Jahr 2000 sollen alle weltweit noch erhaltenen Merowinger-Urkunden in der „Monumenta Germaniae Historica“ vorliegen, jener bedeutenden Sammlung, in der seit 1819 Quellen zur deut-

schen Geschichte des Mittelalters ediert und publiziert werden – die aber noch längst nicht vollständig ist. So arbeitet beispielsweise Kölzers Münchner Kollege Walter Koch seit Jahren an den Urkunden des legendären Staufer-Kaisers Friedrich II. Andere Forscher sammeln das Material Heinrichs V. oder des letzten Staufererben Konradin. Für einige Herrscher (zum Beispiel Konrad IV.) sind die entsprechenden Projekte noch kaum über das Planungsstadium hinausgekommen.

Zu allen vorliegenden Dokumenten des ersten fränkischen Königshauses wird Professor Kölzer Kommentare publizieren – und die werden vernichtend sein. Denn der Bonner Mediävist ist davon überzeugt, daß von den 193 vorliegenden Urkunden aus der Merowingerzeit zwei Drittel gefälscht sind. Die Fälscher waren ausnahmslos Geistliche, oft Äbte und Bischöfe. Sogar ein zukünftiger Papst war darunter.

Und die Tatorte waren in den meisten Fällen Klöster.

Die Klöster entstanden in chaotischen Zeiten. Denn diese Gemeinschaften von Männern oder Frauen, die sich aus religiösen Gründen von der Welt abwandten, fanden sich in einer Epoche zusammen, in der das Weströmische Imperium durch die Invasionen zahlreicher Germanenvölker aus den Fugen ging. Im griechisch geprägten Osten des Römischen Reiches hatten sich Menschen bereits seit dem 4. Jahrhundert entschlossen, zum Gefallen Gottes ein asketisches Leben zu führen. Doch erst vom 5. Jahrhundert an ist das auch aus dem Westen überliefert.



*Kein unnützes Wort vergeuden:
Schweigend versammeln sich die Mönche der Abtei Casamari im Kreuzgang –
denn Schweigen ist eine Quelle ihrer Kraft.
Erst in der Messe erklingen ihre Stimmen zu Gebet und Gesang*

unter den Mönchen das Ideal eines gottgefälligen Lebens



Handwerk und Landwirtschaft, Kunst und Architektur:

Es muß um das Jahr 500 gewesen sein, als Benedikt von Nursia, ein junger Studienabrecher aus begüterter umbriischer Familie, an der Pforte einer dieser Asketengemeinschaften in Mittelitalien klopfte. Einige Jahre später, vermutlich um 530, zog er mit zwölf Getreuen auf den Monte Cassino, einen Berg südöstlich von Rom, und baute auf den Trümmern eines heidnischen Heiligtums ein eigenes Kloster.

Um das Jahr 540 gab er seinen Getreuen eine „Regula“ vor, eine Klosterregel, die in 72 Kapiteln detailliert festlegt, wie Mönche ein gottgefälliges Leben zu führen haben. Diese Regeln wurden – wenn auch manchmal abgewandelt oder ergänzt – zur Basis des abendländischen Mönchstums.

In dieser Zeit, vom 6. bis 9. Jahrhundert, als in den „Städten“ des Frankenreiches ein paar tausend Einwohner in Holz- und Lehmgebauten hausten, als nur wenige Überlandstraßen (unbefestigt, natürlich, und bei schlechtem Wetter oft unpassierbar) Europa durchquerten, als die Menschen die Küsten von Nordsee, Atlantik und Mittelmeer wegen der ständigen Wikinger- und Sarazenenüberfälle fast vollständig geräumt hatten – in dieser Zeit waren die Klöster weit mehr als Refugien mönchischen Lebens und Ausgangsbasen großräumiger Missionierungen: Sie waren Bastionen des Wissens, Inseln der Zivilisation in einem Ozean der Barbarei.

Die Archive der antiken römischen Verwaltung, die Bibliotheken der Latein sprechenden Provinzadligen (fast alle Bestände aus hochempfindlichen Papyri) waren un-

tergegangen: verbrannt, zerstreuht, geplündert, der Feuchtigkeit, Fäulnis und dem Rattenfraß anheimgegeben.

Es waren die ersten, die wahrhaft finsternen Jahrhunderte des Mittelalters, in denen das Wissen der Antike unterging: Große Teile der Texte von Livius oder Diodor, von Tacitus und Plutarch verschwanden für immer; von den Manuskripten der Historiker wie Appian und Polybios blieben nur zufällige Fragmente erhalten, von klassischen griechischen Philosophen nur hier und da ein Abschnitt, ein Satz, der Name.

Allein in den Klöstern gab es zu dieser Zeit noch Texte und Folianten – und Menschen, die sie abschreiben und lesen konnten.

Doch nicht nur auf den Umgang mit Buchstaben und Zahlen verstanden sich die Mönche jener Zeit, sie ragten auch in fast allen Bereichen des Wissens hervor: Sie organisierten die landwirtschaftliche Produktion nach fortschrittlichsten Maximen, sie bewahrten oder entwickelten eine reiche Tradition in Architektur, Malerei und Musik und engagierten, vom Schmied bis zum Bierbrauer, die besten Handwerker, wenn sie nicht gleich selbst Hand anlegten.

Klöster waren Herbergen und Krankenhäuser, Sterbehospize und Apotheken, Altersheime, Schulen und Nachrichtenbörsen. Den Äbten der größten Klöster wurden wie Grafen landesherrliche Befugnisse übertragen. Mönche waren Boten, Schreiber, Vertraute von Königen, die Minister ihrer Zeit.

Wissen zu erwerben und zu mehren wurde zur benediktinischen Pflicht. Bibliotheken und Skriptorien (Schreibstuben) waren vom 9. Jahrhundert in fast jedem Kloster zu finden, meist an prominenter Stelle neben der Kirche; das Amt des Bibliothekars war hoch angesehen. Nach und nach unterbanden die Ordensbrüder, die alte Quellen abschrieben, kopierten oder aus ihnen referierten, so die weitere Erosion des schriftlichen kulturellen Vermächtnisses.

Ein heroisches Unterfangen! Für den Preis des Pergaments, das für einen einzigen Codex gebraucht wurde, hätte man ein stattliches Haus bauen können; hinzu kamen die Kosten für Tinte, Farben, Schreibutensilien und die jahrelange Ausbildung.

Wochen oder Monate arbeitete ein Mönch an einem Codex. In den Bibliothekstruhen kleiner Klöster lagen kaum ein Dutzend, in denen großer vielleicht 400 Bücher. Beinahe lächerlich wenig angesichts der Lage jenseits der Pyrenäen: In der Bibliothek des muslimischen Cordoba etwa konnten Gelehrte in 400 000 Bänden forschen; und 1000 Jahre zuvor hatten es die Bibliothekare des antiken Alexandria angeblich auf 700 000 Buchrollen gebracht.

Und doch Dank der Klöster begann im christlichen Europa Wissen wieder wichtig, wieder bewahrentwert zu werden. Forscher vermuten heute, daß fast alle Werke, die bis zur Karolingerzeit noch bekannt waren, auch heute noch zugänglich sind. Und bald schon bewahrten Mönche nicht nur überkommenes Wissen, sie häuften auch neues an: historische und theologische Werke,



Ora et labora: Die eigenhändige Feldarbeit gehört ebenso zum zisterziensischen Ideal wie das Gebet vor dem gemeinsamen Mahl

Die frommen Brüder werden zu Pionieren des Fortschritts



Wissen zu bewahren wird zur mönchischen

Gedichte und Gesetze, Schriften zur Philosophie und erste zaghafte Ansätze einer neuen Naturwissenschaft.

Und je mehr geschrieben wurde, desto mehr wurde gefälscht.

Im Westen des Frankenreiches hatten Geistliche bereits in der späten Merowingerzeit begonnen, Urkunden zu erfinden. Im deutschen Sprachraum arbeiteten die Fälscherpioniere vor allem in Mainz und in den Klöstern Corvey und Fulda. Auch Bischof Pilgrim von Passau (971–991) vertraute schon früh auf die Wirkung des gefälschten Wortes. Er versuchte, mit Hilfe einer fälsifizierten Urkunde sein Bistum in den Rang eines Erzbistums zu erheben.

Die meisten der unechten Dokumente entstanden erst im 11. und 12. Jahrhundert. Es war die zunehmende Wertschätzung der Schrift, die dazu verleitete, sie auch gleich zu fälschen. Im frühen Mittelalter waren Rechtsakte symbolisch besiegelt worden: Eine Ackerkrume, die unten Zeugen von der Hand des einen in die Hand eines anderen wanderte, dokumentierte die Übergabe eines Landstückes.

Die Gültigkeit solcher Rechtsakte war allerdings nur ein Menschenalter lang zu beglaubigen. Da waren Urkunden zur Besiegelung besser geeignet. Also achteten Herrscher und Beherrschte vom 11. Jahrhundert an zunehmend darauf, daß „Brief und Siegel“ ihre Ansprüche stützten. Was aber war mit den oft riesigen Landflächen und kostbaren Privilegien, die Klöster und Bistümer seit der dunklen, nahezu analphabetischen Zeit für sich in Anspruch nahmen?

Äbte und Bischöfe setzten alles daran, sich solche alten Rechte vom gegenwärtigen Herrscher erneut zusichern zu lassen. Man legte dem König die womöglich gefälschte Urkunde eines seiner Vorgänger vor und bat ihn, sie zu bestätigen. Und üblicherweise schrieben Kaiser oder Könige die Privilegien ihrer Vorgänger einfach fort.

„Bestätigende Fälschung“ nennt Professor Kölzer solche Vorgänge und verweist auf den immensen historischen Wert der dubiosen Dokumente: Meist hatte ein Kloster die betreffenden Ländereien tatsächlich schon lange in Besitz; jener Mönch, der im 12. Jahrhundert eine angebliche 500 Jahre alte Urkunde fabrizierte, handelte also reinen Gewissens – obwohl Fälschung von Urkunden ebenso wie Falschmünzerei mit Handabhacken bestraft wurde.

Denn „korrigierte“ er nicht einfach nur einen Mißstand, ein Versäumnis aus analphabetischer Zeit? Es war doch nur gerecht, sich das zu sichern, was dem Kloster sowieso gehörte – zumal in jenen Zeiten „Wahrheit“ ohnehin nicht gleich „Gerechtigkeit“ und im Zweifelsfall das letztere wichtiger war. (Was allerdings nicht ausschloß, daß mancher Mönch einmal bei der Sache, den fraglichen Landbesitz seines Klosters um diese Quelle oder jenen fruchtbaren Acker „arrondierte“.)

Nur sehr selten schwindelten die Manipulatoren hinter den Klostermauern zum persönlichen Gewinn. Für sie galt ohnehin das Armutsgesetz. Meist forderten sie nicht einmal den Besitzstand ihres Klosters, sondern verteidigten ihn nur gegen fremde Ansprüche.

etwa denen eines benachbarten Grafen oder des Bischofs ihrer Diözese.

Auch waren Fälschungen kein Monopol der Klöster. So gab es in Rom im Hochmittelalter eine Fälschermafia, die ausschließlich für Geld der Wahrheit auf die Sprünge half. Sie war so gut, daß Papst Innozenz III. schon wenige Tage nach seiner Inthronisation am 22. Februar 1198 feststellen mußte, daß sein eben erst eingeführtes Siegel schon nachgemacht worden war. Und auch das Privileg Kaiser Friedrich Barbarossas von 1189, auf das die Hamburger ihren Hafen begründen, ist gefälscht.

Bei Auseinandersetzungen um Landbesitz galt das ältere Recht, der ältere Rechtsakt, stets mehr als der neuere. Wenn sich also beispielsweise ein Abt und ein Bischof um ein Stück Land stritten, dann bemühten sich beide, die jeweils ältere Urkunde vorzuweisen.

Folge: Die geistlichen Streiter griffen immer tiefer in die Kiste. Präsentierte die eine Seite eine angebliche Urkunde Karls des Großen (um 800), dann antwortete der Gegner mit dem Siegel eines Merowinger-Herrschers, vorzugsweise dem des im Hochmittelalter populären Dagobert I. (um 630).

Das wiederum ließ sich abwehren, wenn plötzlich ein Dokument mit dem Siegel Konstantins des Großen auftauchte, jenes römischen Kaisers, der um das Jahr 330 das Christentum zur „Staatsreligion“ erhoben hatte.

Wie war das noch zu überbieten? Zwar waren frommen Fälschern frühere Cäsaren durchaus bekannt, doch hatten

diese Herrscher einen entscheidenden Nachteil: Sie waren keine Christen.

Also mußte der HERR selbst eingreifen. Gelegentlich untermauerte ein Klosterbruder seinen Standpunkt tatsächlich mit einem „Himmelsbrief“, der angeblich direkt von oben geschickt und von einem frommen Mann an passender Stelle gefunden worden war: Jesus Christus höchstpersönlich bestätigte also die behauptete Rechtsposition. Denn das Siegel des Herrn – der Gekreuzigte – prangte ja auf dem Pergament...

Selbst Professor Kölzer und seine Kollegen können nicht genau nachvollziehen, wer diesen Urkunden damals tatsächlich geglaubt hat und wieviel „Beweiskraft“ ihnen in Streitigkeiten beigemessen wurde. Immerhin überdauerten manche Fälschungen oder verfälschte Dokumente (Originale, deren Inhalt durch Veränderungen einzelner Wörter oder durch Ergänzungen manipuliert worden waren) Jahrhunderte, ohne daß sich auch nur leiser Zweifel regte.

Andererseits bezeichneten sich Kontrahenten in inner- und außerkirchlichen Rivalitäten oft und gern der Manipulation. Verbindliche Kriterien, wissenschaftliche und kriminologische Techniken, um Fälscher zu überführen, hatten die Menschen des Mittelalters, bis

Die Lobpreisung Gottes nimmt nur einen Teil des Klosteralltags in Anspruch. Manche Abteien werden im Mittelalter zu Schulen oder Apotheken, zu Krankenhäusern oder Sterbehospizen

Pflicht. Und immer mehr auch, es durch neues zu mehren



Spurensuche nach 1200 Jahren: Welcher Abt fälschte die

auf einige vergleichsweise primitive Ansätze der päpstlichen Kurie, nie entwickelt.

Dabei wäre es in vielen Fällen auch schon früher sehr einfach gewesen, den Bluff zu entlarven.

„Wir schreiben anders als unsere Großeltern“, sagt Professor Kölzer. Dazu deutet er auf Urkunden aus verschiedenen Jahrhunderten: Jede Handschrift ist anders. Obwohl die Karolingische Minuskel (eine Handschrift ausschließlich aus Kleinbuchstaben) vom 9. Jahrhundert an lange als offiziöse Schrift für Papst-, Kaiser- und Königsurkunden benutzt wurde, änderte sich doch im Verlaufe der Jahrzehnte ihre Form, von den sehr unterschiedlichen Schriftstilen früherer Zeiten ganz zu schweigen. So können Spezialisten wie Kölzer Handschriften oft schon wegen auffälliger Ober- und Unterränder bei einem „d“ oder „p“ auf wenige Jahrzehnte genau datieren.

Und das reicht in der Regel, um eine Fälschung zu erkennen. Die Autoren nämlich bemühten sich meist nur darum, „Protokoll“ und „Eschatokoll“ – die in auffällig großer Handschrift gehaltenen Eingangs- und Schluszeilen einer Urkunde – in alttümlichem Stil nachzuhahmen (siehe Kasten rechts). Den „Context“, den eigentlichen Inhalt des Dokuments, schrieben sie meist in ihrer gewohnten, nicht annähernd dokumententypischen Handschrift.

Neben solchen schriftlichen Anachronismen fallen aber auch in nachgeahmten alttümelnden Zeichen bestimmte Indizien ins Auge. So verlangt

beispielsweise eine verstellte Handschrift dem Schreiber höchste Konzentration ab – eine Leistung, die er oft nur für wenige Zeilen aufbringt. Ist der Text länger, tritt seine eigene Handschrift bei manchen Buchstaben immer deutlicher hervor.

Doch nicht nur die Schrift kann einen Fälscher verraten. Merowingische Siegel sind beispielsweise vergleichsweise klein, mit Durchmessern bis zu drei Zentimetern. Eine „Merowingerurkunde“ mit großem Siegel ist demnach definitiv nicht authentisch. Zudem kam der Brauch, auf manchen Urkunden Siegel nicht mehr direkt auf das Pergament zu drücken, sondern mit Bändseln anzuhängen, erst im Hochmittelalter auf. Also muß eine Urkunde Dagoberts I. mit angehängtem Siegel garantiert gefälscht sein.

Und dann ist da noch das Latein. Zwar war es im Mittelalter für niemanden mehr „Muttersprache“, doch immer noch das Idiom der Kirche, der Gelehrten und der hohen Politik. Es war noch keine „tote Sprache“, keine, deren Vokabular und Grammatik erstarrt sind. Vergab der Herrscher einen königlichen Hof, so hieß das Gut im 7. Jahrhundert „curtis“, im 12. aber „curia“.

Anhand solcher sprachlichen Subtilitäten sind viele Manipulationen von Kölzer aufgedeckt worden. Denn der Bonner Professor kann besser Latein als so mancher Mönch des Mittelalters.

Fast schon unverschämt war der Versuch, vor rund 900 Jahren dem Nonnenkloster Oeren in Trier eine Urkunde

Dagoberts I. zuzuschreiben, sorgfältig datiert auf den 26. August 646 – da war der Merowingerkönig bereits seit mehr als sieben Jahren tot.

Hin und wieder fühlt sich Professor Kölzer wie ein Detektiv in einem guten Krimi: Je mehr er herausfindet, desto größer werden die Abgründe, die sich vor ihm auftun. Am Ende weiß er fast alles und hat manchmal gerade das Wesentliche doch nicht beantworten können.

So geht es ihm zum Beispiel mit Abt Berengoz aus dem Kloster St. Maximin bei Trier. Mindestens 32 erfundene und drei modifizierte Königs- und Papsturkunden kommen aus dieser Fälscherwerkstatt, in der die Wahrheit nicht nur zum Eigenbedarf verbogen wurde. Vielmehr beliebte sie, wohl auf diskrete Anfrage, auch fromme Brüder in Fulda, Werden oder Metz mit zweifelhafter Ware. Aber wer genau war der verschwiegene, lange Zeit anonyme Spezialist?

Berengoz, zunächst Mönch im Kloster Fulda, wurde im Jahr 1106 oder 1107 in Trier zum Abt gewählt. Noch in Fulda hatte er für Kaiser Heinrich V. eine echte, mit seinem Namen als Schreiber versehene Urkunde angefertigt.

In Trier hatte er als Abt Zugriff auf kostbare Pergamentvorräte – und nutzte das für Fälschungen großen Stils. Es war seine markante, für die Zeit einmalige Handschrift, die ihn verrät: Professor Kölzer erkannte sie wieder, als er ein Foto der echten, von Berengoz für Heinrich V. geschriebenen Urkunde neben die Fälschungen hielt: Die Handschrift stimmte mit der von 15 Trierer Fälschungen überein.

Berengoz starb 1125/26, ohne daß bis dahin eine einzige seiner Fälschungen vom Kloster genutzt worden war. Der Abt muß, so vermutet Kölzer, die heiße Ware in seinen Privaträumen versteckt und seinen Mitbrüdern gewissermaßen als Vermächtnis hinterlassen haben – denn die haben manches Dokument später bei Streitigkeiten vorgelegt.

Warum aber vergeudete der Abt kostbares Pergament, Tinte, Siegelwachs und nicht zuletzt seine Zeit für ein Hobby im stillen Kämmerlein?

Noch bizarre: In drei Urkunden ließ sich Berengoz von diversen Herrschern zum Erzkapellan der jeweiligen Kaiserin oder Königin erklären: zu einem Mann also mit herausragender Stellung am Hof. Doch so leicht- und urkundengläubig die Menschen im Mittelalter auch gewesen sein mögen – diese absurdse Selbstdförderung (niemals hatte ein Abt von St. Maximin eine derartige Stellung bekleidet) hätte niemand Berengoz abgenommen. Die Fälschung war das Pergament nicht wert, auf das sie geschrieben war – und höchstwahrscheinlich wußte der Abt das auch. Warum also?

Vielleicht weil der Trierer Erzbischof, ein Rivale des Abtes von St. Maximin, tatsächlich eine vergleichbar herausragende Stellung am Kaiserhof innehatte? Reagierte Berengoz auf diese Weise Minderwertigkeitskomplexe ab?

Waren die Fälschungen möglicherweise nicht viel mehr als zweckfreie Fingerübungen eines brillanten Schreibers, sozusagen l'art pour l'art? Oder war Berengoz gar ebenso vorausblickend wie optimistisch und hoffte, daß Jahrhunderte

Urkunde des Karolingerkönigs?

nach seinem Tod die Urkunden für echt gehalten und er wenigstens postumen Ruhm erringen würde?

Noch rätselhafter ist der Fälscher von Le Mans. In der Mitte des 9. Jahrhunderts hat ein genialischer Schreiber des dortigen Episkopats einen „unterwirbaren Knäuel“ (Kölzer) pseudomerowingischer Dokumente geknüpft. Er fälschte nicht nur Urkunden, sondern ein komplettes Œuvre histo-

rischer Schriften, Viten und anderer Werke. Ein vernetztes System der Un- und Halbwahrheit, in dem Dutzende von Querverbindungen und Verweisen, Zitaten und Hinweisen von einer Fälschung auf die nächste deuten, in dem die eine Täuschung die andere zu bestätigen scheint.

Weder Kölzer noch anderen Forschern ist es bis jetzt gelungen, ein Motiv für dieses wahrscheinlich in jahrelanger

Mühsal entstandene Blendwerk zu finden: Weder der Bischof von Le Mans noch sonst irgend jemand im Frankenreich des 9. Jahrhunderts hätte davon profitieren können. Schiere Fabulierlust? Oder ist den Historikern etwas Entscheidendes entgangen?

Professor Kölzers Enthüllungen werden vermutlich eine Generation von Doktoranden mit Themen versorgen –

außerhalb der Fachwelt aber folgenlos bleiben. Kein Kloster wird auch nur einen Quadratmeter Land zurückgeben (an wen auch?). Kein Eintrag in irgendein Grundbuch Europas wird ihretwegen gelöscht – wie die Erfahrung mit anderen Falsifikaten zeigt.

Das „Privilegium maius“ vom Winter 1356, das Österreichs Sonderrolle innerhalb des Deutschen Reichsverbandes begründet? Eine Fälschung, wie schon Petrarcha (1304–1374) vermutete. Doch die österreichische Geschichte muß deshalb kaum umgeschrieben werden.

Die Konstantinische Schenkung, in der der erste christliche Kaiser dem Papst angeblich die Stadt Rom und den Westteil seines Reiches anvertraut? Die Erfindung einer römischen Fälscherwerkstatt, vermutlich aus dem 8. oder frühen 9. Jahrhundert. Doch ohne die „Schenkung“ würde es den Vatikanstaat womöglich heute nicht geben.

Die um 850 entstandenen pseudo-isidorischen Dekretalien, die rund 10000 Exzerpte aus echten Quellen (Schriften der Kirchenväter, Konzilsbeschlüsse, Papstbriefe) mit unzähligen Erfindungen zu einer verwirrenden Sammlung des Kirchenrechts verschmelzen? Seit dem 16. Jahrhundert als Erfindung entlarvt – was aber Papst Johannes XXIII. nicht hinderte, sich auf eben diese „Gesetze“ zu berufen, als er 1962 das Zweite Vatikanische Konzil einberief, dessen Beschlüsse bis heute für alle Katholiken verbindlich sind.

Die Zeit heiligt eben die Fälschung. □

Die Fälscher von Werden und ihr prominentes Opfer



Im Kloster Werden an der Ruhr erfand im 11. Jahrhundert ein Mönch eine Urkunde Karls des Großen. Darin soll der Kaiser am 26. April 802 dem Bischof Liudger erlaubt haben, das Kloster zu gründen, er schenkt ihm zugleich eines seiner Güter. Das fingierte Gründungspatent war freilich nicht besonders gut gemacht: Zwar wird im Eingangsprotokoll Karls Name genannt, „sein“

Siegel prangt unter dem Text. Doch ist der Context, der eigentliche Inhalt des Dokuments, in einer nicht der Zeit entsprechenden Handschrift verfaßt. Der Fälscher nahm sich wahrscheinlich eine Urkunde Karls III. (876–888) zum Vorbild; das Siegel schnitt er sich nach einem Original Ottos II. (973–983) zurecht. Am auffälligsten aber ist: Liudger wurde erst 805 Bischof, drei Jahre nach jener angeblichen Schen-



Urkundenforscher Kölzer

kung. Und doch erwies sich das Dokument als wertvoll: Fast 200 Jahre nach der Fälschung nutzten es die Mönche von Werden als „Beweismittel“ in einem Rechtsstreit um Besitzungen in Flandern. Von den 262 überlieferten Urkunden Karls sind wahrscheinlich 104 umecht. Bei den Merowinger-Urkunden, die Professor Kölzer untersuchte, sind es sogar zwei Drittel.

David Lees, Jahrgang 1917, war lange Fotograf für das legendäre US-Magazin „Life“. Er lebt in Florenz.

Ein Millionengrab

Das Gemäuer ist märchenhaft, die Reihe der illustren Vorbesitzer ehrfurchtgebietend. Der bizarre Alltag eines Burgherrn von heute aber erfordert Phantasie und praktisches Denken. Wie etwa schafft man ein Sofa die steile Serpentine hinauf?

VON CHRISTOPH REUTER

Nahzu uneinnehmbar war die Feste einst gebaut: einen Felssporn am Rhein zu krönen, dem Anspruch der Herrschaft auf Zollgebühren von durchriesenden Schiffern und Händlern Nachdruck zu verleihen, den Bauern die herrschende Ordnung von Macht und Ohnmacht zu demonstrieren.

Vor 1000 Jahren, vielleicht auch 1100 oder nur 900, hieß die Burg nahe der Loreley Faitsburg, dann Vogsburg Rheinstein. Sie gehörte Kaiser Otto II., dann Kuno von Falkenstein, schließlich örtlichen Lehnsherren, dem preußischen Königshaus und um ein Haar der Hare-Krishna-Sekte. Bis der vormalige Opernsänger Hermann Hecher 1975 den Altbau sah und kaufte.

Doch soviel Zeit auch vergangen sein mag: Manches Grundsätzliche hat sich nicht verändert, nur die Rollen wurden neu verteilt: Nun läßt die Burg nicht mehr fahrende Händler arm werden – sondern ihre Besitzer. Im Rittersaal sitzen nicht mehr mächtige Herren wie einst, sondern Schuld knechte der Banken und Sklaven der Denkmalschutzbörde.

Ziemlich uneinnehmbar ist die Feste bis in unsere Ta-

ge geblieben. Bloß daß heute keine feindlich gesonnenen Ankommelinge unten vor Steilpfad, Halsgraben, Zugbrücke und Fallgitter stehenbleiben. Sonder Umzugs-Lkws, Lieferanten, Autos jeder Art – mit Ausnahme von Hechers schmalem Trecker. Und den können auch bloß drei Leute den 300 Meter langen Serpentinengang herauffahren, denn man muß ihn bei jeder Kurve austarieren.

Privatkapelle mit Gruft

„Das sind immer schöne Telefonate mit Möbelspediteuren.“ Markus Hecher, Sohn des einstmaligen Käufers, ist heute Herr der Burg. „Die fragen jedesmal nach Straße und Hausnummer, aber sowas haben wir gar nicht. Burg Rheinstein, das ist unsere ganze Adresse. Und keiner glaubt mir dann, daß hier kein Auto hochkommt – bis sie ratlos vorm Hang stehen.“ Jeder Tepichkauf wird somit zum Drama.

Für 360 000 Mark hat Hermann Hecher die Burg damals gekauft, und bis heute, sagt sein Sohn, „hat sie ungefähr sechs Millionen gekostet.“ Das Geld ging nicht etwa drauf für echte Gobelins, zeitgenössische Ritterrüstungen und goldene Wasserhähne – sondern eher dafür, daß es irgendwann überhaupt Wasserhähne gab.

Bis in die siebziger Jahre hinein verharrete der Wohn-

standard im ehrwürdigen Natursteinbau auf authentisch mittelalterlichem Niveau. „Wir hatten im Haupthaus weder fließend Wasser noch Strom noch Heizung“, erzählt Markus Hecher, ein heiterer Stoiker, und lächelt unerschöpferlich.

Da weder Wasserwerke noch Energiekonzerne ihre Leitungen kilometerweit durch die Wildnis verlegen mochten, gruben die Burgherren zwei alte Quellen wieder auf und ließen sich für die Heizung einen voluminösen Gastank in den Burghof legen. Zu dessen Montage mußte extra die B 9 gesperrt werden, damit der größte Kranwagen der Gegend überhaupt anrücken konnte.

Andererseits: Wer verfügt schon über eine Privatkapelle mit Gruft samt Sarkophagen mit drei königlich-preußischen Toten? Über kilometerweiten Panoramablick ins Rheintal? Und ein eigenes Verließ mit rostigen Ketten an der Wand?

Wer kann schon in einem Rittersaal vor mittelalterlichen Rosettenfenstern tafeln und besitzt eine derart für kindliche Versteckspiel geeignete Immobilie, daß sich selbst Erwachsene zwischen all den Treppchen, Gängen und Terrassen leicht verirren?

Seit seine Sprößlinge in der Pubertät seien, habe de-

ren Begeisterung fürs romantische Ritterleben leider nachgelassen, bedauert Herr Hecher. Denn was zu Kindergeburtstagen noch ultimative Thrill verhieß (Ritterturnier, Burgfräuleinbefreiung), ist nicht mehr wirklich cool, wenn man als 14jähriger nur wegkommt, sofern Papa einen fährt.

Das Burgherrendasein ist in unserem bürgerlichen Zeiten einfach nicht mehr, was es mal war: Man kann keine Reisenden mehr überfallen, keine Dörfer mehr plündern, und auch mit der Vergabe von Lehen ist die Kasse nicht aufzubessern.

Fast alle der mehreren Dutzend privaten Burgherren in Deutschland haben ihr privates Heim deshalb nach britischem Vorbild zum Ausflugsziel gemacht – was das Leben, insbesondere das berühmter Hausherren, nicht einfacher macht. So verkaufte in England Lord Mountbatten kürzlich seinen Herrensitz, weil er mit den Nerven am Ende war: Alle Gäste der Schloßveranstaltungen wollten partout von ihm persönlich unterhalten werden.

Gelage nur im Rittersaal

Der umgekehrte Versuch allerdings, das Familienwesen ausschließlich mit den Erträgen etwa des eigenen Weinguts halten zu wollen, ist gleichermaßen riskant: Weil er mit Wein und Schloß Konkurs gegangen war, erlebte sich 1997 Graf Erwein aus dem fast 900 Jahre alten Geschlecht derer von Matuschka-Greiffenclau.

- aber mit Zinnen

Die Familie Hecher vermietet, aller adeligen Eitelkeit abhold, eine Ferienwohnung und ein romantisches Turmzimmerchen, die Kapelle für Hochzeiten (eigener Pfarrer ist mitzubringen), den Rittersaal für Gelage („Minnesänger und Gaukler können wir besorgen“), betreibt Museum und Café, produziert eigenen Wein vom winzigen Hang – und kommt so eben gerade über die Runden.

Allein 130 000 Mark im Jahr machen die laufenden Kosten für Versicherungen,

Reparaturen, Gas aus, dabei bleiben Café und Rittersaal winters geschlossen, denn „mittelalterliche Natursteinmauern kriegen Sie mit einer Heizung nie warm“. Und Renovierungsarbeiten sind völlig unberechenbar.

Alpinist für Reparaturen

Denn die Burg, deren Wohnfläche in Quadratmetern Hecher erst nach zwei Minuten langen Zählns auf „ungefähr 650“ veranschlagt, ist ein Kompendium unterschiedlicher Stile, quer

durch die Jahrhunderte. Und wäre wahrscheinlich nur noch Ruine, hätte Preußens Prinz Friedrich Wilhelm Ludwig 1825 nicht in romantischer Begeisterung den damals maroden Bau gründlich und neogotisch wiederhergerichtet.

„Darüber sind wir einerseits sehr froh“, so der Burgherr, „andererseits ist die mittelalterliche Bausubstanz unserer Erfahrung nach die weniger problematische.“

Denn die kommt ohne Schnickschnack wie Fenster, Putz und Regenrinnen aus.

· Unerlängst etwa mußten die Sammelstutzen der Regenrinne, Mitte des 19. Jahrhunderts als Tribut am moderne Wohnkultur montiert, ausgewechselt werden. Doch wie an die schier unerreichbar hängenden Konstruktionen herankommen, ohne ein Gerüst erst den Berg heraufzuschleppen und dann im Innenhof aufzubauen? Ein Hobby-Alpinist seile sich von einer Zinne ab – „den kennen wir schon, der kommt immer, wenn an den Mauern was zu machen oder der Efeu zu kappen ist“.

Für die drei aus Düsseldorfer Kirchen stammenden Fenster der 1844 errichteten Burgkapelle rückte ein Expertenteam für mittelalterliche Kirchenfenster aus Aachen an. Und die Sandsteinarbeiten mußte ein speziellierter Steinmetzbetrieb aus Bamberg übernehmen.

„Wir dachten, die Fenster schlagen zusammen vielleicht mit 10 000 Mark zu Buche – jetzt sind es 60 000 geworden“, sagt Hecher etwas wehmüdig. Die ganze Kapelle wird nach ihrer Restaurierung mindestens 600 000 Mark gekostet haben – von denen allerdings zwei Drittel das Land trägt.

Sicher ist immer nur eines: DIN-Normen oder streng-deutschen Baustandards entspricht hier oben garantiert gar nichts. „Mit solchen Sachen“, sagt Hecher, und sein Lächeln bekommt den leichten Zug eines schwer Geprüften, „kommt man hier nicht weit.“ □



Die Vogtsburg Rheinstein thront hoch über dem Strom. Die Aussicht ist unbezahbar – die Handwerkerrechnung meist auch

Der Herr des Wilden Westens

Mit ein paar tausend Panzerreitern und wenigen schreibkundigen

VON DIRK LEHMANN;
ILLUSTRATIONEN: ALEX BARBIER

Wie eine Standard übertragen die Staubwolke die Kolonne, die sich langsam vom Hohen Venn herab Aachen nähert. Der Troß ist über die alte Römerstraße gekommen, die Soissons mit Köln verbindet, dann durch den finsternen Kohlenwald und die ruppigen Ardennen führt, vorbei an Lüttich, und die bei Herstal an einer breiten Furt die wilde Maas überquert. Doch ist diese wichtige Verkehrsader in miserablen Zustand, an vielen Stellen un gepflastert und überall von Löchern nur so übersät. Immer wieder geraten Mensch und Tier ins Straucheln, die groben Räder der Ochsenkarren rumpeln. Es scheppten die Rüstungen der Panzerreiter.

In langer Prozession kommen Hunderte von Menschen zu Tal. Wer einem hohen Stand angehört, reist zu Pferd. Die Reiter tragen schwere eisenbeschlagene Ledermonturen, mit lederbezogenen Holzschilden und übermannshohen Lanzenspitzen aus dunklem Eschen-

holz; an Gurtgehängen bau meln Schwerter mit verzieren Griffen. Im matten Eisen bricht sich das Licht.

Die Niedrigen laufen. Ein unsortierter Haufe mit Bögen und Pfeilen, Speeren und Keulen, Knüppeln und Spießen. Doch nicht nur Kämpfer bilden den seltsamen Zug, auch Priester, Bäcker und Mundschenke, Gelehrte und Kämmerer, Frauen und Sklaven. Ein Hofstaat auf Reisen. Die Kleider der Menschen sind grau vor Staub, starr vor Schweiß und zerschlissen wie Lumpen.

Es ist der Juli des Jahres 801. Die Sonne steht hoch am Himmel und brennt auf den Frankenkönig Karl, der soeben mit seinem Gefolge von einer Dienstreise zurückkehrt. Fast ein Jahr ist er in Regierungsangelegenheiten unterwegs gewesen, hat wie üblich Versammlungen ein-

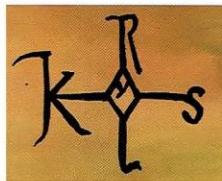
berufen, Verräter zum Tode verurteilt und feindlich gesinnte Nachbarn geplündert.

Doch eines war anders, war unerhört neu im abgelaufenen Amts jahr: Am Weihnachtstag hat der Papst ihn in Rom zum römischen Kaiser gekrönt.

Der antike Herrschertitel ist keine leere Zierde, sondern Rückgriff auf alte Ideale und Vorrang auf neue Ziele zugleich. Er ist politisches Programm: Karl ist im noch ziemlich wilden Westen Europas zum Nachfolger der römischen Imperatoren geworden und zum Beschützer der Kirche. Der daraus abgeleitete Herrschaftsanspruch ist theoretisch grenzenlos: Aus dem König eines (zugegebenen mächtigen) Germanenvolkes wird der Kaiser, der oberste Herrscher der Christenheit.

Doch davon ist im Moment nur wenig zu spüren. Späteren Beobachter wären überrascht, könnten sie sehen, wie sich der Lindwurm der karolingischen Macht auf Aachen zuschlept, den Außenbezirk mit Friedhof, Markt und Holzhäusern durchquert und schließlich in die Königspfalz rumpelt.

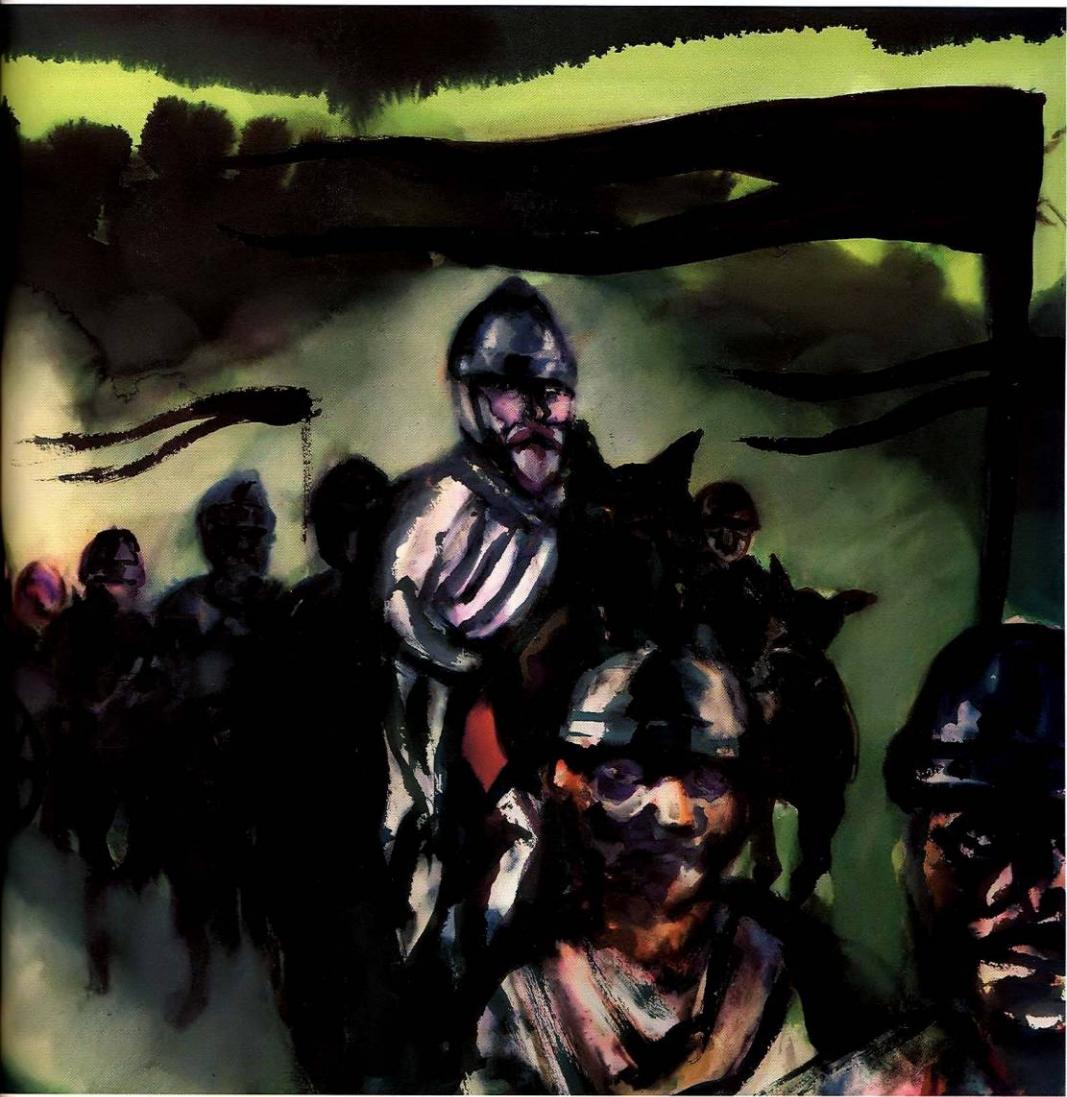
Das also ist er, der mächtigste Mann der Welt: In



Das Monogramm
der Macht: »KAROLUS«
in Kreuzform



Mönchen gewinnt der kriegerische Franke um 800 ein Großreich und ordnet an, es zu zivilisieren



*Wie ein Lindwurm quält sich Karls Heerzug durch das
kaum erschlossene Frankenreich. Eine Hauptstadt gibt es nicht, der Kaiser
zieht mit 1000 Getreuen von Pfalz zu Pfalz*

KARLS REICH ERSTRECKT SICH VON DER ELBE BIS BIS NACH MITTELITALIEN

Wams und Wadenwickeln wirkt er wie ein abgerissener Habenichts. Und seine Streitmacht, die gefürchteten Panzerreiter? Ein Pulk abgekämpfter und schmutziger Kerle, die alles andere als gefährlich aussiehen, eher hungrig und erbarmungs würdig.

Der Herrscher im Sattel wird zweimal um den Erdball reiten

Regieren ist harte, körperliche Arbeit. Während seiner gesamten Regentschaft gab es kaum ein Jahr, in dem Karl nicht mit seinen Getreuen ausgezogen ist. Denn er ist zum Nomadendasein verdammt – schließlich er-

streckt sich sein Reich am Ende seines Lebens von der Elbe bis zum Ebro, von den friesischen Inseln bis zum Fuß des Monte Cassino in Mittelitalien. Ein 1400 mal 1600 Kilometer großer Flikkenteppich aus Grafschaften, Völkern und Sprachen.

Diese Welt läßt sich nicht regieren, indem man in einem fernen Ort auf seinem Thron hockt. Die Menschen gehorchen nur dem, den sie sehen. Auch wenn viele Untertanen den König nie persönlich zu Gesicht bekommen werden, ist das Reich dort, wo sich sein Herrscher gerade aufhält. Um sich an möglichst vielen Stellen zeigen zu können, hat Karl eine Kette von Herrscherstilen,

die Pfalzen, eingerichtet: steinerne Repräsentanzen in einer Welt der Holzhütten.

Tausende von Kilometern stecken dem 54jährigen bereits in den Knochen. Später werden Wissenschaftler ausrechnen, daß ihn der Ritt seines Lebens – und sein Leben ist tatsächlich nichts anderes als ein einziger, endloser Ritt – gut zweimal rund um den Erdball geführt hätte. Nicht Thron und Zepter sind die Insignien fränkischer Herrschaft, sondern Sattel und Zaumzeug.

Doch sieht sich Karl, den man nicht zuletzt wegen seiner Körperlänge von sieben „eigenen Fuß“ „den Großen“ genannt, zu Höherem berufen. Sein Regierungsprogramm

trägt das Motto „Renovatio imperii Romanorum“ – die Erneuerung des Römerreiches. Er will den Glanz vergangener Zeiten wiederbeleben.

KAUM HAT SICH hinter Karl das Tor der Aachener Königspfalz geschlossen, wird er vom Rücken seines Gaus rutschen, sich seiner Kleider entledigen und in das riesige Becken mit dem warmen Quellwasser gleiten. Entspannung für die verkrampten Muskeln, Labsal für die geschundenen Knochen.

Vor sieben Jahren hat er beschlossen, dem Nomadentum seines Lebens einen Dreh- und Angelpunkt zu geben. Als erster fränkischer



Einzug in die Aachener Pfalz: Seit 794 verbringt Karl einen großen Teil des Jahres in der Residenz in der Nähe heißer Quellen

AN DEN SPANISCHEN EBRO, VON FRIESLAND

Herrsscher hat er sich eine Hauptresidenz erwählt und einen Regierungspalast errichten lassen. Vom Rand des gut 400 Quadratmeter großen Schwimmbeckens kann er es sehen, sein neues Rom.

Die Entscheidung für Aachen fiel nicht etwa, weil der Ort das geographische Zentrum in Karls Welt ist, sondern weil er zum Kerngebiet des alten karolingischen Familienbesitzes gehört und auf den Kreuzungslinien seiner größten Leidenschaften liegt: Karl liebt die Thermalquellen, in denen sich schon römische Legionäre von ihren Strapazen erholt haben. Und er liebt die Jagd in den Wäldern rund um Aachen.

Abends rotieren erlegte Rehkitze und Frischlinge über den Feuern der Küche. Für gegrilltes Fleisch würde der König so manchen Frevel begehen. Dabei ist der Genuss desselben schon Frevel genug – später werden ihm seine Ärzte den Genuss von Braten ganz verbieten.

Eine imposante Erscheinung – aber mit Fistelstimme

Doch Karl hält nichts von derlei Ermahnungen und beklagt sich gern und lauthals darüber, daß ihm die Diäten der Ärzte nicht bekämen. Und jeder, der auch nur ein wenig vertraut ist mit dem Leben bei Hofe, weiß genau, daß in den Küchen häufig Wild brät.

Die Aachener Pfalz ist insgesamt zwei Hektar groß. Ihre Gebäude sind aus Stein er-

baut und liegen hinter einem mächtigen Tor; sie sind angefüllt mit Schätzen aus Gold und Silber, die Wände verzieren mit Teppichen und Gemälden.

Langobardische Gastarbeiter aus Oberitalien haben die prachtvolle Residenz erstellt, mit einer achteckigen Kapelle, die wie rund erscheint. Kostbare Säulen aus Rom und Ravenna – darunter acht aus rotem Porphyrr – tragen das Kirchengewölbe, so hoch, daß 20 Mann sich aufeinander stellen müßten, um das Mosaik zu berühren. Die Kuppel ist eine der höchsten und größten des Reiches.

Ein 110 Meter langer Holzgang verbindet die Kapelle mit den Privatgemächern des Königs. Im Wohnturm hat Karl drei Zimmer für sich. Eine Heizung sorgt dafür, daß es dort selbst im Winter warm ist und er sich seiner Kleider entledigen kann, ohne zu frieren. So etwas gibt es nirgendwo sonst im Reich! Und ebenso großartig: die luxuriöse Latrine – mit Wasserspülung.

Direkt an die Gemächer des Kaisers grenzt die Aula regia, die Königshalle mit dem Thronsaal im Obergeschoss. Wer in ihn tritt, schreitet zunächst durch einen fast 20 Meter breiten, mehr als 40 Meter langen Saal. Im Licht, das durch die schmalen Fenster dringt, schimmern einige Stücke aus jenem legendären Schatz, den Karls Männer vor fünf Jahren dem Volk der Awaren abgenommen haben. 16 Ochsenkarren waren nötig, um die unvorstellbare Men-

ge Gold zu transportieren. Auch um diesen Reichtum zu sehen, kommen hohe Besucher aus aller Welt nach Aachen.

Die meisten Gäste verlangsamten unwillkürlich ihren Schritt, wenn sie sich der Apsis im hinteren Teil der mehr als 50 Meter langen Aula nähern. Denn da, erhöht auf seinem Thron, sitzt Karl.

Er ist eine stattliche Erscheinung, der Herrscher der Franken. Wenn er bei den Seinen steht, übertragt der 1,82 Meter große Mann sie um Haupteshöhe. Wie er auf seinem Herrschersthron thront, wirkt sein kräftiger und breitschultriger Körper so imposant, daß Besucher vermeinen, die Aura der Macht zu spüren, die von dem Karolinger ausgeht. Haar und Bart trägt Karl lang. Seine Augen sind groß und lebhaft.

Nur die Fistelstimme will nicht recht zur statlichen Erscheinung passen. Ebenso wenig die Tatsache, daß der König zur Geschwätzigkeit neigt – er redet unablässig.

Der König ist umgeben von einem Stab enger Vertrauter. Da sind zuerst die fränkischen Adligen, mit denen Karl seine Kriegstaktik bespricht. Aus allen Teilen des Reichs und darüber hinaus kommen die Lehrer der Sieben Freien Künste; sie unterrichten Grammatik, Dialektik und Rhetorik, lehren Geometrie, Arithmetik, Astronomie und Musik. Bis vor kurzem lebte sogar Alkuin, der größte Gelehrte seiner Zeit, am Hof des Königs. Er hatte Karls Hofschule aufgebaut, ein neues Zentrum

des Wissens im Reich der Krieger.

Längst schon, so wird erzählt, beugt sich Alkuins Nachfolger Einhard des Nächts in seinen privaten Gemächern außerhalb der Pfalz über die Biographie seines Gönners, „des trefflichen und hochberühmten Königs Karl“.

Ihn treibt eine tiefe Sehnsucht nach Kultur

Ständig wird in dieser Runde debattiert. Und zwar in der Weltsprache Latein, die all die hohen Herren beherrschen, auch wenn sie Schotten sind oder Spanier.

Die Gespräche drehen sich um Politik, Bildung und Religion. Hier entstehen jene Neuerungen, die spätere Generationen von der „karolingischen Renaissance“ werden schwärmen lassen.

Erst unter Karl wird wieder politisches Programm, was unter seinen Vorgängern bestenfalls zufällig gelang: Kultur zu retten und neu zu erschaffen. Reichsweit werden Mönche rekrutiert, um noch erhaltene Werke der Antike abzuschreiben – von der Philosophie bis zur Liebeslyrik. Zugleich entstehen neue Werke, etwa die Abhandlung „De substantia nihili et tenebrarum“ des Gelehrten Fridigius, ein Essay über die Substanz des Nichts und der Finsternis. Langsam vergrößern sich die Klosterbibliotheken.

Die Gesetze, bei den Franken und anderen Germanenvölkern jahrhundertelang nur mündlich überliefert,

Hat Karl der Große Deutschland geschaffen?

Vielleicht war die Sprache der mächtigste Feind Karls des Großen. Er herrschte über Dutzende Völker. Doch wurde die Größe des Imperiums zu seinem Verhängnis – von schwächeren Herrschern war es nicht zusammenzuhalten. 843 wurde es von seinen Enkeln aufgeteilt: in ein Ostreich (aus dem sich Deutschland entwickeln sollte), ein Westreich (dem späteren Frankenreich) und ein mittleres Reich, von Flandern über Lothringen bis Norditalien. Doch während die beiden Erstgenannten im Prinzip noch heute existieren, brach das mittlere Reich schnell auseinander – ihm hatte eine gemeinsame, einigende Sprache der Untertanen gefehlt.

Schon lange vor Karl hatten die Menschen nach Regionen geschiedene Sprachen gesprochen. Doch erst unter den Karolingern wurde beispielsweise die Frühform des Deutschen wichtig genug genommen, um sie in Urkunden schriftlich festzuhalten. Das Wort „theodiscus“, aus dem sich das Adjektiv „deutsch“ entwickelte, war wahrscheinlich im 8. Jahrhundert in Italien aufgekommen und bedeutete ursprünglich: „dem Volk zugehörig“. Erst Karls Eroberungen einten den Raum, in dem später Deutsch gesprochen wurde. Und gaben ihm eine Struktur durch Gründung von Grafschaften und Städten, durch Gesetzesammlungen und Mission. Hatten die meisten „Deutschen“ des Frühmittelalters zunächst noch auf dem kulturellen Niveau der vorrömischen Eisenzeit gelebt, so konnten sie dank des Karolingerreiches nun auf dessen proto-staatliche Institutionen zugreifen. Einer von Karls Enkeln wurde später Ludwig „der Deutsche“ genannt, und er ließ bereits in der „theutonica lingua“ schwören.

911 wählten die deutschen Adeligen Konrad zum König – also keinen Karolinger mehr. Etwa zur gleichen Zeit wurde für das Gebiet der einstigen ostfränkischen Herrschaft die Bezeichnung „Regnum Theutonicum“ gebräuchlich: Deutsches Reich. Karls Imperium hatte einen zivil-satorischen Rahmen geschaffen, in dem sich einige der wichtigsten europäischen Nationen so schnell entwickeln konnten, daß sie eben dieses Reich letztlich sprengten. Doch ohne die Errungenschaften des ersten fränkischen Kaisers hätte das Abendland nie zu dem ebenso mächtigen wie geistig vielfältigen Kontinent werden können, zu dem es sich später entwickelte.

werden erstmals kodifiziert. Die Schrift bewahrt das Recht nicht nur vor dem Vergessen, sondern jetzt lassen sich Gesetze auch vergleichsweise einfach und allgemeinverbindlich ergänzen oder ändern.

Zum erstenmal widmen die Sprachgelehrten ihre Mühen nicht nur dem Latein, sondern auch den Volkssprachen. An Karls Hof werden sogar die Monate fränkisch umbenannt, der (lateinische) Iuanuarius zum „uuentarmanoth“ – dem Wintermond, der Julius zum „heuuiamanoth“ – Heumond, der Decembrius zum „heilagmanothon“ – Heilsmond.

Karl wird von einer tiefen Sehnsucht nach Kultur getrieben. Begeistert von den Schilderungen ferner Metropolen wie Konstantinopel oder Bagdad, überwältigt von der großartigen Vergangenheit Griechenlands und Roms, will der Kaiser ein Reich schaffen, das die Epochen ebenso überdauern soll. Und tatsächlich beginnt mit ihm ein Zeitalter kultureller Blüte.

Karl eilt von einem Sieg zum anderen

Wie kein Frankenkönig vor ihm fördert der Karolinger die Künste und die Wissenschaften. Und er versteht sich als Wegbereiter des Christentums in einer Welt der Barbaren. Um die zu bekehren, scheut er auch vor barbarischen Methoden nicht zurück – der göttesfürchtige König ist ein aggressiver Missionar. Vor al-

lem in dem mehr als eine Generation währenden Krieg gegen die Sachsen verbindet er Eroberung und Bekämpfung. Den Sachsen bleibt nur, Christen zu werden – und damit zugleich Karls Untertanen. Oder als Heiden Land und Leben zu verlieren.

So läßt Karl beispielsweise als Rache für einen der zahlreichen Aufstände der Sachsen mehr als 4500 Rebellen enthaupten. Deren Anführer Widukind flüchtet zu den Nordleuten nach Dänemark. Frieden wird es erst im Jahre 805 geben, nachdem 10 000 Angehörige des aufmüpfigen Stammes deportiert worden sind.

Erfolglos ist dagegen sein Versuch, die Muslime von Al-Andalus auf den rechten Weg zu führen: nach wie vor herrscht das Emirat Córdoba fast über die gesamte Iberische Halbinsel. Dafür aber hat Karl Awaren und Bretonen, Langobarden und Wenden besiegt.

SEIN VATER PIPPIN hatte das Königreich der Franken im Jahre 768 den Söhnen Karlmann und Karl vermacht. Zum Kampf um das Erbe war es nur deshalb nicht gekommen, weil Karlmann 771 verstarb. Seither hat Karl keine Gelegenheit ausgelassen, das fränkische Imperium auszudehnen – bis es schließlich seinen Umfang verdoppelt hat.

Krieg gehört dazu. Schon als Kind zog Karl mit seinem Vater in die Schlacht. Der Junge lernte zunächst das Kämpfen, dann erst ein paar höfische Sitten – so ist es

IST EIN ERNEUERER.

gute Tradition bei den Franken (die Genugtuung darüber empfinden, wenn ein Dreijähriger mit seinen Spielzeugwaffen auf ein Rehkitz einschlägt). Auch Karl wird seine Söhne später vor allen anderen in den Künsten der Jagd und des Kämpfens unterweisen lassen.

Seine liebsten Möbelstücke nimmt er auf die Reise mit

Karl ist ein hervorragender Feldherr und ein vorbildlicher Kämpfer. Er weiß die Rüstung eines Gegners aufzuschlitzen, als wäre sie nicht mehr als die Schale eines rohen Eis. Und er ist ein gewiefter Taktiker. Immer wieder setzt er in Schlachten seine „Scarae“ ein: gepanzerte Reiter, die – selbst fast unverwundbar – über die Feinde hinwegsetzen und deren Reihen zerschlagen.

Diese Reiter sind schneller und beweglicher als bewaffnete Fußsoldaten. Und sie bilden die neue Elite des Reiches. Das Prestige, einer der ihnen zu sein, kostet viel Geld: etwa 40 Schillinge – so teuer sind 20 Küh – für eine Ausrüstung mit Pferd und Schwert, Schild und Lanze, Lederhelm und Beinschienen. Das mit Eisenbeschuppen bedeckte Lederhemd kostet zwölf Schillinge extra.

Jedes Jahr ruft Karl seine Getreuen zur Heerschau und Beratung auf dem „Maifeld“ zusammen: die Großen mit deren Gefolgschaft; die Lehnsherrn mit deren Aftersassen; die schwere und

DER MANN AUF DEM THRON UNTER SEINER REGIERUNG KOMMT ES ZU REFORMEN IN BILDUNG, POLITIK UND KRIEGSWESEN

leichte Reiterei; das Fußvolk und die Troßwagen mit Waffen, Proviant und Kleidern (Uniformen gibt es nicht). Es herrscht Anwesenheitspflicht. Wer nicht rechtzeitig kommt, bekommt exakt so lange weder Fleisch noch Wein, wie er sich verspätet hat. Wer gar nicht kommt, muß mit hoher Strafe rechnen.

Krieg ist ein schmutziges Geschäft, und das vielleicht 10 000 Mann umfassende Heer Karls des Großen ist gefürchtet. Zwar dürfen die Kämpfer erst im Feindesland plündern. Doch damit sie auch auf den langen Reisen zum Schlachtfeld nicht Hunger leiden, müssen ihnen die Bauern unterwegs Getreide

liefern (und es ist ihnen ausdrücklich verboten, Selbstjustiz an plündernden Kriegern zu üben).

Kein Wunder, daß den einfachen Menschen Karls Heer wie ein Wolfsrudel kommt, das in ihre Welt einfällt, die Ernte stiehlt, Schafe, Schweine und Rinder schlachtet. Noch schlimmer verhalten sich die Krieger im Feindesland: Sie finden jedes versteckte Schmuckstück, alle Männer und Frauen, die sich verborgen halten. Die kann man auf den Sklavenmärkten verkaufen.

Selbst wenn Karl nicht in den Krieg zieht, reitet der Troß des Königs unablässig von Pfalz zu Pfalz. Aus rund 1000 Menschen besteht der

reisende Hofstaat Karls. Er umfaßt die engsten politischen und geistlichen Berater, die Leibwachen und Schreiber, den Kämmerer und den Mundschenk, die Ehefrau, die Konkubine und die Töchter.

Karl hat immer alles dabei, was ihm lieb und teuer ist, sogar Möbel, Teppiche, Geschirr und seinen Goldschatz. Mensch und Material sind die Insignien der Macht, Zeichen für die Präsenz des Herrschers.

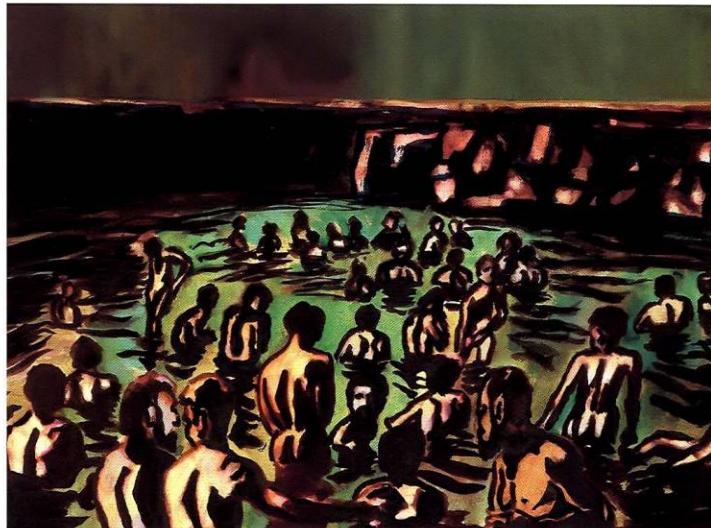
Ihm voraus reiten die Mansionarii, die das Erscheinen ihres Herrn verkünden und dafür sorgen, daß er gebührend empfangen wird. Für jeden Edlen und jeden Bischof ist es eine große Eh-

re, den König und dessen Troß zu beherbergen. Auch wenn der oft schon in wenigen Tagen die gesamten Vorräte verbraucht.

Es wird viel gehungert im Reich der Franken

Vor allem zu den Reichsversammlungen erscheinen alle kirchlichen und weltlichen Großen des Reiches, einige hundert Würdenträger. Laut palavern sie in der Aula regia, die es in jeder Pfalz gibt, und beraten über die Capitulariae, die königlichen Rechtsverordnungen.

Natürlich hat die Stimme des Herrschers besonderes Gewicht. Aber Karl kann die



Bad in der Menge: Karl liebt es, gemeinsam mit vielen Getreuen in das von Thermalquellen gespeiste Schwimmbad der Aachener Pfalz zu steigen

DER GOTTESFÜRCHTIGE HERRSCHER IST EIN AGGRESSIVER – UND MISSIONAR

Leute allein auch mit seinen Reden begeistern.

Um die Königsgastung zu gewährleisten, hat Karl eine Verordnung für jene Krongüter erlassen, die die Pfalzen zu versorgen haben. Darin ist detailliert festgelegt, daß Kühle, Schweine, Schafe, Ziegen und Böcke zur Versorgung des Trosses gehalten werden müssen, dazu Hühner und Gänse, Fasane und Tauben.

Des Königs Wille bestimmt auch, daß Bohnen und Erbsen, Knoblauch und Porree anzupflanzen sind, Kresse und Minze, Kürbisse und Melonen. Daß es Äpfel, Birnen und Pflaumenbäume zu geben hat, Bier, Most und Wein. Brennholz und Kien-

span, Matratzen, Bettzeug und Federkissen.

Die „Tafelgüter“ sind das wirtschaftliche Fundament des karolingischen Herrschaftssystems. Und weil Karl argwohnt, daß sich die Verwalter an seinen Krongütern bereichern, werden die Amtleute verpflichtet, über alle Ausgaben und Einnahmen Buch zu führen. Am Ende des Jahres müssen sie Inventur machen, mit einer detaillierten Auflistung, wie es um Wälder und Felder bestellt ist, um Viehställe, Fischteiche und Keller: „Damit wir wissen, was und wieviel wir von den einzelnen Dingen besitzen.“

Mißtrauen ist begründet, denn die Zeiten sind wahr-

lich schlecht. Eine Naturkatastrophe folgt der anderen – Frost, Dürre, Überschwemmungen, Viehseuchen. Es wird oft gehungert. 784 soll in Teilen des Frankenreiches ein Drittel der Bevölkerung der Not zum Opfer gefallen sein.

Über die Not von 793 heißt es in den Chroniken: „Menschen äßen Menschen, Brüder ihre Brüder, Mütter ihre Kinder.“ Für die meisten Untertanen ist das Leben ein unablässiger Kampf ums nackte Überleben. Und ihre Chancen stehen miserabel.

Im Frankenreich leben die Menschen überwiegend von der Landwirtschaft. Sie hausen in ärmlichen Hütten, tragen ärmliche Kleidung und

essen ärmlich dünnen Suppen. Sie bestellen meist mit unzureichenden Geräten winzige Äcker. Ein bis zwei Drittel der Ernte werden für die Aussaat im nächsten Jahr gebraucht. Vom kläglichen Ertrag geht auch noch ein Teil an den Grundherren.

Die Bauern sehnen sich nach ein paar Jahren Frieden

Die fränkischen Bauern kennen noch nicht den Wendepflug, mit dem sich Unkraut, Getreidestoppel und Dünger unterpflügen lassen; ihnen fehlt noch das Wissen um die Dreifelderwirtschaft, die verhindert, daß die Erde auslaugt; ihnen fehlt die Er-



Karls Panzerreiter kommen wie ein Sturm
über ihre Feinde – schließlich auch über die Sachsen, die sich lange
erfolgreich gegen die Eroberung wehren

MANCHMAL BARBARISCHER –

fahrung der Züchter, die erst in den kommenden Jahrhunderten Nutzpflanzen und -tiere ertragreicher machen werden (dann wird das Mastgewicht der Schweine um ein Vielfaches über dem liegen, was ein Tier im Jahre 801 hergibt). Schweine sind so teuer, daß sich viele der ärmsten Bauern keines leisten können.

Denn die meisten Landbewohner sind nicht einmal Herr ihrer selbst. Zu Karls Zeit, und auch schon davor, tauschen immer mehr Bauern Freiheit gegen Schutz: Sie begeben sich mehr oder weniger freiwillig in die Grundherrschaft – verkaufen ihre Arbeitskraft und ihr Land für das Recht, es bis ans Ende ihres Lebens bewirtschaften zu dürfen. Dabei verlieren sie manche Freiheiten – etwa die, ihr Land jederzeit verlassen zu dürfen.

Doch gewinnen sie die unschätzbare Sicherheit, vom lokalen Potentaten nicht mehr vertrieben oder vollständig ausgeplündert zu werden, weil dieser sich damit fortan auch selbst schaden würde. Außerdem liegt es nun in seinem Interesse, sie gegen Räuber und Plünderer zu schützen.

Der König weiß vom Elend der Bauern. Und ändert die Heerpflicht: Nur wer mindestens vier Hufen Landes sein eigen nennt – je nach Bodengüte zwischen 15 und 25 Hektar –, muß selbst in den Krieg ziehen. Wer weniger besitzt, darf sich mit drei anderen zusammentreten, und dann einen von ihnen in den Kampf schicken. Doch

die verehelichten Bauern sehnen sich nach ein paar Jahren Frieden.

Die Menschen auf dem Land leben in ständiger Bedrohung: Räuber bestehlen sie, Krieger hacken ihnen die Hände ab. Wer nicht Hungers stirbt oder an einer Grippe oder an Zahntinzindungen, den raffen Krankheiten wie das Antoniusfeuer dahin, eine Vergiftung durch den Getreideparasiten Mutterkorn. Wer 755 geboren wurde, ist nun längst ein Greis und steht am Ende seines Lebens. Und deshalb nimmt ein freier Bauer sofort Reißaus, wenn er einen Troß unter Waffen herbeireiten sieht.

JETZT JEDOCH IST alles wieder in den Kammern der Aachener Königspfalz verstaubt. Auch die Geschenke, die Karl während seiner letzten Ausfahrt erhalten hat, der Krönungsreise. Sie hat den König nach Rom geführt, wo der Papst ihm am Weihnachtsabend die Kaiserkrone aufs Haupt gesetzt hat.

Natürlich war Karl gerührt von der Ehrbezeugung in der antiken Metropole – auch wenn Rom sich inzwischen in einem eher trostlosen Ort verwandelt hat, in dem sich gerade mal 20 000 Menschen zwischen den großartigen Bauten einer grandiosen Vergangenheit verlieren.

So sehr sich Karl über die Kaiserkrönung auch freut – politisch bringt ihn der neue Titel eher in Schwierigkeiten. Werden jetzt nicht alle sagen, die Krone sei nur eine billige Belohnung für jene Hilfe gewesen, die das Geschlecht der Karolinger den

Päpsten gewährt hat – fast so etwas wie Korruption?

Wie wird sich der Herrscher von Byzanz verhalten, der sich bisher als einziger Kaiser genannt hat (und der mit Sicherheit der Meinung ist, daß es auch nur einen Kaiser geben kann)?

Selbst nachts entscheidet Karl über Streitfälle

Im Bad zieht Karl eine weitere Bahn durch das warme Wasser. Und dreht sich nach seinen Getreuen um. Es ist eine Marotte des Königs, gemeinsam mit vielen Freunden ins Bad zu steigen. Manchmal wird das Wasser in dem Becken außerhalb des Palastes von bis zu 100 Menschen aufgewühlt, so daß es dort brodelt wie in einem Geysir.

Für den König ist der Aufenthalt in seiner Pfalz Arbeit und Erholung zugleich. Schon früh morgens, manchmal sogar noch mitten in der Nacht, läßt er sich vom Pfalzgrafen Streitfälle vortragen, die seines Machtwortes bedürfen.

Mal rät er zum Zweikampf, mal verdammt er die Streithähne zur Kreuzprobe: Sie haben sich voreinander zu stellen und ihre Arme vom Körper abzuspreizen. Wer sie zuerst sinken läßt, hat verloren.

Nach dem Mittagessen legt sich Karl normalerweise für zwei bis drei Stunden ins Bett zu einem Verdauungsschlaf. Jetzt darf man ihn nur in dringenden Fällen stören: Die Mittagsruhe ist dem Herrscher heiliger als der

Aufstieg und Glanz eines Kaisers

Karl hat Talent und Willen zur Macht – und das Glück, lange genug zu leben, um sie zu konsolidieren

747: Am 2. April wird Karl als Sohn des Frankenkönigs Pippin III. d. J. (des Kurzen) und der Gräfin-tochter Bertrada geboren.

768: Nach dem Tod Pippins III. wird das Erbe unter dessen Söhnen Karl und Karlmann geteilt.

771: Karlmann stirbt. Karl zieht das gesamte Frankenreich an sich – unter Mißachtung des Erbanspruchs der Söhne Karlmanns.

772: Karl beginnt den 33 Jahre dauernden Krieg gegen die Sachsen.

773/4: Karl setzt den von seinem Vater begonnenen Kampf gegen die Langobarden fort, erobert deren Hauptstadt Pavia und macht sich zum König der Langobarden.

774: Erstmals zieht Karl nach Rom und übernimmt dort die Schutzherrschaft über den Kirchenstaat, das sogenannte Patrimonium Petri.

785: Der Sachsen-Anführer Widukind unterwirft sich und läßt sich taufen.

788: Karl setzt den Bayernherzog

Tassilo III. wegen angeblicher Konspiration mit Awaren und Eidbrüchigkeit ab und macht das Herzogtum zur fränkischen Provinz.

791: Krieg gegen die Awaren, der nach Feldzügen 795 mit der Ausdehnung des fränkischen Einflußgebiets bis zum Plattensee endet.

800: Am 25. Dezember krönt Papst Leo III. Karl in der Peterskirche zum römischen Kaiser.

813: Karl läßt seinen Sohn Ludwig (den Frommen) in Aachen zum Mitkaiser erheben.

814: Am 28. Januar stirbt Karl der Große in Aachen. Sein Sohn Ludwig erbittet das Reich.

840: Ludwig stirbt. Das Reich wird aufgeteilt auf die drei überlebenden Söhne.

842: Straßburger Eide: Ludwigs Söhne Ludwig (der Deutsche) und Karl (der Kahle) verbinden sich gegen den Bruder Lothar, den Erben der Kaiserkrone.

843: Vertrag von Verdun: Karl wird darin der Besitz von Westfranken (praktisch Frankreich), Ludwig der von Ostfranken (praktisch Deutschland) bestätigt. Lothar erhält das Mittelreich, das sich von Friesland bis Italien erstreckt.

DER KAI SER HOLT SICH BEIZEITEN GELEHRTE SCHREIBER AN VEREWIGEN WERDEN

Nachtschlaf. Am Nachmittag begibt er sich auf die Jagd. Die Treiber hetzen ihm Reh vor den Bogen.

Am Abend wird das Wildbret serviert. Vorleser treten auf und tragen Passagen aus dem „Gottesstaat“ von Augustinus vor. Musiker spielen auf der Lyra, Gaukler mühen sich mit Späßen um die Unterhaltung der Tischgesellschaft.

Große Tafeln sind an Kö nigshäusern nichts Unge wöhnliches. Bemerkenswert an Karls Hof aber ist die Vielzahl an Prinzessinnen. Weil der eifersüchtige Vater seine Töchter keinem anderen überlassen will, leben fast alle noch bei Hofe und tutzeln wie „gekrönte Tau ben“ durch den Palast. Und weil sie für ihre Unkeusch heit bekannt sind, hat schon der gelehrte Alkuin keine Gelegenheit ausgelassen, seine Schüler vor ihnen zu warnen.

13 Kinder hat der König der Franken bis zum Jahr 801 als die seinen anerkannt – acht Mädchen und fünf Jungen. Die meisten leben am Hofe und begleiten den Herrscher auf seinen Fahrten durch das Reich; die Söhne müssen mit in die Schlacht, die Töchter bleiben in den Pfälzen.

Karl liebt die Frauen – und die Frauen lieben ihn

Doch der große König kann auch sehr ungnädig sein. Noch lange wird man sich bei Hofe an die unleidliche Affäre um die Tochter des Langobardenkönigs De-

siderius erinnern. Sie war Karls Gemahlin, wurde aber 771 schon nach einem Jahr Ehe von ihm verstoßen – ohne Rücksicht auf die diplomatischen Folgen. Karl hatte sich nämlich in eine 13jährige namens Hildegard verliebt. Als sie 783 im Alter von 25 Jahren starb, war sie in zwölf Ehejahren fast ununterbrochen schwanger gewesen und hatte dem König neun Kinder geboren.

Karl liebt die Frauen, ist viermal verheiratet gewesen und hat mit mindestens sechs Konkubinen das Bett geteilt. Und die Frauen lieben ihn, den großen Mann, den in seiner Selbstsicherheit und Macht eine besondere Aura umgibt. Karl hat gern Menschen um sich und ist interessiert an Besuchern aus aller Welt. Einhard, inzwischen ein enger Vertrauter, beklagt sich hin und wieder über die vielen fast lästigen Ausländer.

Doch Aachen blüht auf, entwickelt einen Glanz, der weit in die Welt hinausstrahlt und das Zentrum des Frankenreichs zu einer Art Macht macht.

So läßt Karl aus Byzanz Meister kommen, die hier die erste Orgel des Abendlands bauen. Nach Aachen reisen Gesandte des Papstes wie der muslimischen spanischen Stadtfürsten, sarazische Besucher aus Nordafrika und Perser aus dem Orient.

Mit ihren fremden Kleidern und ihrer dunklen Haut bereichern die Gäste aus aller Welt das Pfalzleben ebenso wie mit ihren Geschenken. Die Gesandten bringen

Gold und Silber, Gewürze und Indigo, Pelze und Leder. Aber auch Löwen, Bären und Affen, Panther, Tiger und Nashörner, Schlangen und Krokodile werden zum Hof geschleppt.

Häufig schrecken die Bewohner Aachens nachts in ihren Betten zusammen, wenn die fremden Tiere brüllen. Doch das lauteste wird noch erwartet, ein Geschenk des Kalifen Harun al-Rashid aus Bagdad: ein weißer Elefant.

IN KARLS RIESENREICH sind enorme Distanzen zurückzulegen. Es geht durch weite Wälder, große Sumpfgebiete und schroffe Gebirge. Eine einsame Welt, mit selten mehr als durchschnittlich zwei Menschen auf einem Quadratkilometer.

Die Untertanen des Kaisers leben dicht zusammen – gedrängt auf Inseln der Zivilisation – etwa in und bei den Klöstern –, die wie Halligen aus der wilden Natur emporragen.

Üblicherweise verbringen in einem Kloster etwa hundert Mönche ihr gottgefälliges Dasein, selbst in größeren Leben kaum mehr als 500 Menschen. Große Städte wie Paris mit 4000 oder Köln mit 10000 Einwohnern sind allenfalls Bollwerke der Kultur gegen die Schrecken der Natur.

Reisende leiden unter diesen Unbillden und unter räuberischen Überfällen. Nicht einmal Gesandte des Königs reisen sicher, obwohl Karl mehrfach Gesetze gegen das Räuberunwesen erläßt, wovon nach sogar demjenigen die

Todesstrafe droht, der die Raubgesellen unterstützt.

Ohne durchschlagenden Erfolg. Um 850 warnt ein Briefeschreiber vor weiten Reisen, da sich nichts so sicher wiederhole wie „Gewalttätigkeit und Plündereien“.

Ein System von Kurierdiensten hilft, die Macht zu erhalten

Für Karl sind die Räuber mehr als nur eine lästige Plage. Sie gefährden seine Regierung. Weil er nicht überall gleichzeitig sein kann, hat er ein System von Gesandten geschaffen, die seine Botschaften und Gesetze an seine Untertanen übermitteln helfen. Fast täglich sind die Kuriere des Königs unterwegs.

Doch die Nachrichten sind immer nur so schnell wie die Menschen, die sie überbringen – ein flinker Reiter kann 50 bis 60 Kilometer am Tag zurücklegen.

Es dauert also seine Zeit, bis der König von Ereignissen am Rande seines Reichs erfährt. Bis nun wiederum die Menschen in den Provinzen auf seine Anweisungen reagieren können, vergehen oft kleine Ewigkeiten: Der König mit seinem Troß schafft kaum einmal 30 Kilometer am Tag.

Das ist schnell genug für Vergeltungsschläge gegen fremde Potentaten. Zur Bekämpfung von Räuberbanden aber viel zu langsam.

Durch schriftliche Übermittlung will der König die Trägheit des eigenen Apparats überwinden. Gesetze,

DEN HOF, DIE SEINEN RUHM

Befehle und Verordnungen, von den Missi dominici übermittelt, sollen Karls Willen in den letzten Winkel des Frankenreichs tragen.

Doch abgesehen davon, daß viele Königsboten korrupt sind – und nur die wenigen Untertanen des Le-sens mächtig –, kann sich niemand vorstellen, daß es für Karl einen Stellvertreter geben könnte. Also nimmt man die Boten oft nicht sehr ernst.

Sein riesiges Reich hinterläßt der Kaiser bei seinem Tod im Jahre 814 als zusammengestückeltes Gebilde, das sich kaum verwalten läßt, mit einem Reichsgedanken, der von wenigen geteilt wird, und mit Ludwig dem Frommen einen Thron-

folger, dem es nicht gelingt, das Erbe seines Vaters zu konsolidieren. Unter den Enkeln zerfällt Karls Patchwork-Imperium.

Er sieht sich als Wegbereiter einer besseren Zeit

Dennoch. An seinem Lebensende wird der Franken-kaiser viele Reformen auf den Weg gebracht, Gewichte, Maße und das Geldwesen des Reiches geordnet und das Kriegswesen reformiert haben. Karl sieht sich als Wegbereiter einer besseren Zeit. Hat er sich nicht mit den größten Gelehrten seiner Zeit umgeben, um Bildung nach Aachen zu bringen?

Nach seinem Tod soll über all das in den Büchern nachzulesen sein. Die Schreiber in Aachen duplizieren Wissen, archivieren Wissen, verteilen Wissen. Und in der karolingischen Minuskel, einer einfachen, klar lesbaren Handschrift, werden Mönche für Jahrhunderte in emsiger Fleißarbeit Tausende von Büchern kopieren.

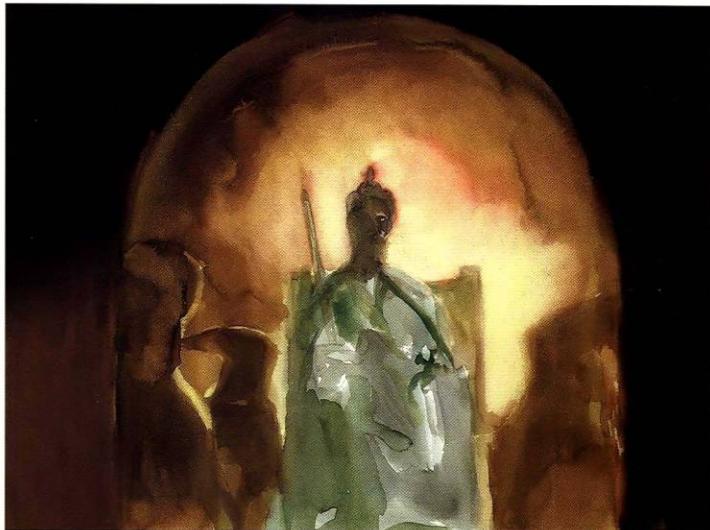
NACHT. In der Aachener Pfalz ist es ruhig geworden. Nur hinter einem Fenster brennt noch ein schwaches Licht. Karl sitzt in seinem Bett, in der Hand eine Tafel. Mit Kreide zirkelt er weiße Zeichen auf schwarzen Grund. Nur unter großer Anstrengung entstehen ungefü-

ge Buchstaben. Schließlich stopft der König die Tafel entnervt unter sein Kissen und bläst die Kerze aus.

Denn der Erneuerer des Römischen Reiches, der Begründer der karolingischen Renaissance, der Förderer der Künste und der Wissenschaften, der mächtigste Mann des gerade entstehenden Europa – hat das Schreiben nie erlernt. □

Dirk Lehmann, 38, studierter Historiker, lebt als freier Reporter in Celle. **Alex Barbier**, 49, arbeitet als Illustrator – und Wirt der Dorfkneipe – in einem kleinen Dorf in den französischen Pyrenäen.

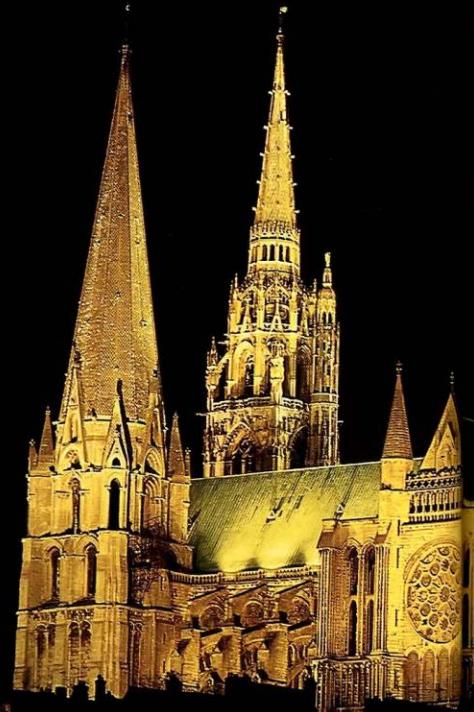
Bis zum 1. 11. 1999 läuft in Paderborn eine große Ausstellung über „Kunst und Kultur der Karolingerzeit“. Stadt. Galerie am Abdinghof, Museum in der Kaiserpfalz und Erzbischöfliches Diözesanmuseum. Öffnungszeiten: Mo – So; 9 – 20 Uhr. Info über Tel. 05251-581999.



Karl auf seinem Thron: Der Erneuerer des Römischen Reiches und Begründer der karolingischen Renaissance wird zum mächtigsten Mann Europas

Das inszenierte Paradies

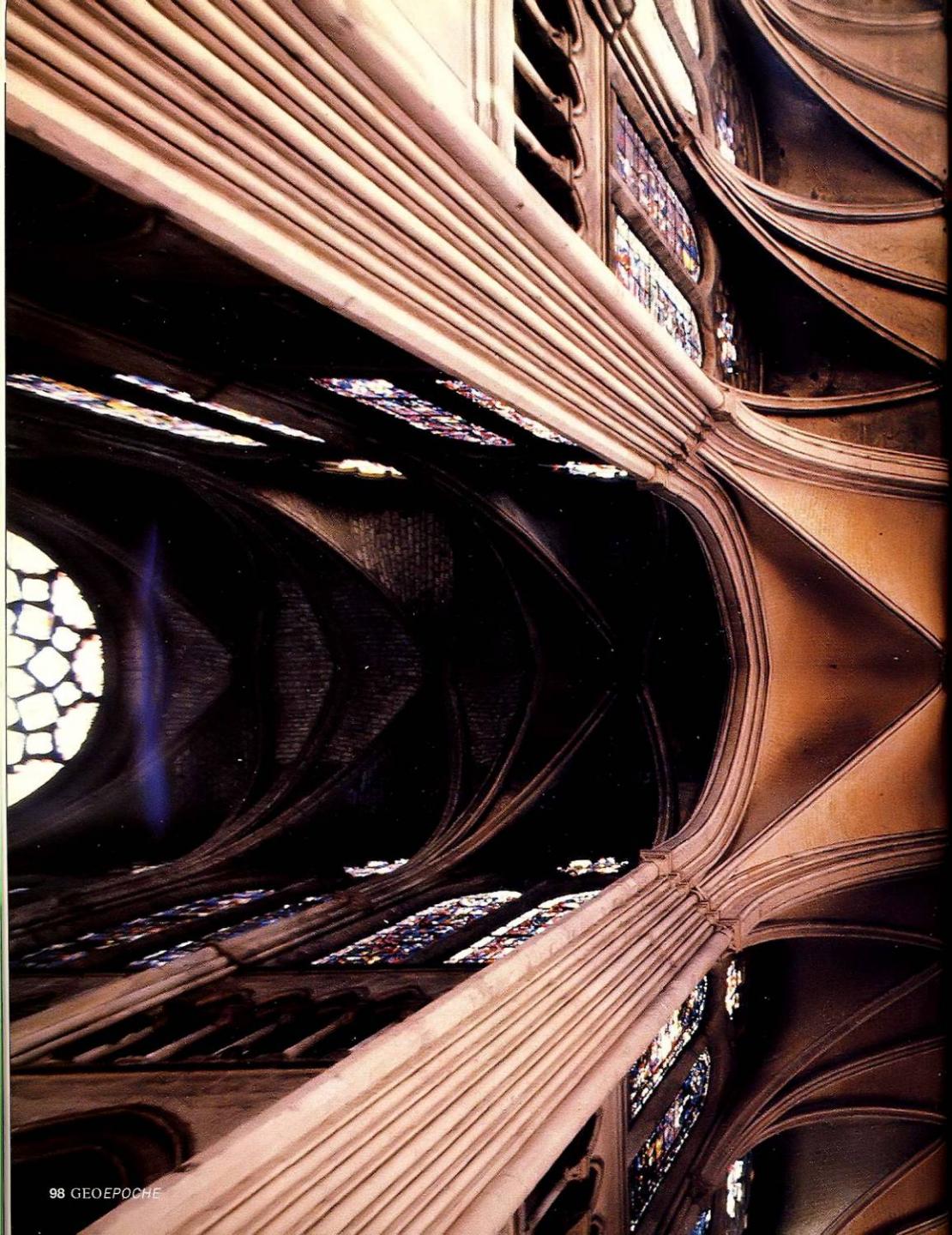
Wie alle Kathedralen erhebt sich der Dom von Chartres über die Dächer



stadt, als gälte es, alles Irdische unter sich zu lassen: steingewordene Sehnsucht nach der Herrlichkeit des Himmels

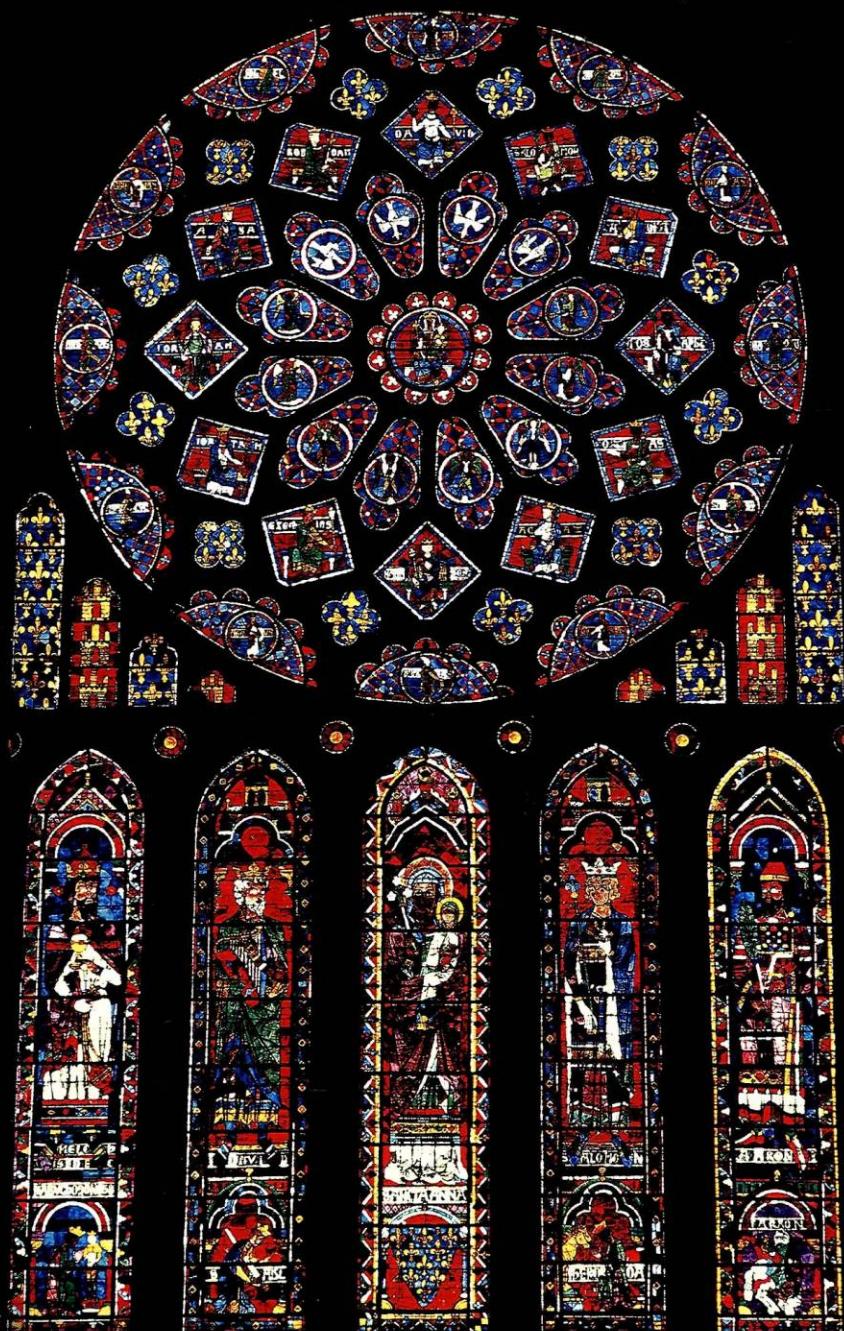


*Fortsetzung des Glaubensschauspiels mit anderen Mitteln:
Erst die Lichttechnik des 20. Jahrhunderts verwandelt das Münster von Chartres
(geweiht 1260) in einen nächtlich leuchtenden, erhabenen Riesenkristall*





*Auf den Himmel gerichtet ist alles Tun. Damit die
Glaubigen dies nicht vergessen, werden ihre Blicke nach oben gezogen,
hinauf bis in die Kreuzung der Gewölberippen*





*Es werde Licht! Niemals zuvor wurde das Immaterielle so zelebriert
wie in den gotischen Kathedralen. Es strahlen die Fenster (wie die Rosette im Nordquerhaus
des Doms von Chartres), es leuchtet sogar der Stein*

Sehen Sie heute eine Produktion aus dem Jahr 1210: „Joseph und seine Brüder“. Träumen Sie mit Joseph – in Farbe! – dessen Traum vom Aufmarsch der Gestirne! Seien Sie Zeuge der brüderlichen Verschwörung! Stürzen Sie mit Joseph in den Rachen der Erde!

Leiden Sie mit Joseph im Kerker des Pharaos! Erleben Sie seinen wundersamen Aufstieg zum Statthalter Ägyptens, schämen Sie sich nicht Ihrer Tränen beim Happy-End: Josephs alter Vater Jakob trifft den lang vermissten Sohn; ein Bild der großen Gefühle. „Und da er ihn sah, fiel er ihm um den Hals, und weinte lange an seinem Halse“, heißt es im Skript (1. Mose 46, 29). Wir wünschen gute Unterhaltung.

Die Vorstellung beginnt im Dunkeln. Die Pupillen, noch eng vom Licht der Straße, öffnen sich allmählich dem Wunder. Stimmen versickern in der Finsternis. Die Zuschauer bilden eine zufällige, aber nicht willkürliche Gemeinschaft. Vereinzelt sind sie und doch vereint. Vereint in einem Raum, der jetzt die Welt ist.

Das Außen ist verschwunden. Alles Licht strömt nun aus den Bildern, die sich in harten Schnitten reihen. Achten Sie auf die Details: das Mienenspiel der Brüder zwischen Skrupel und finsterner Entschlossenheit; das rubinrote Funkeln des Kerkerchlunds; das Saphirblau der Himmel, das von Bild zu Bild heller wird.

Vielleicht bewundern Sie jetzt das smaragdgrüne Gewand des Heilands, der über allem Geschehen thront; aber übersehen Sie nicht die Hinweise auf unsere 43 Sponso-

ren, die diese Vorstellung insgesamt ermöglicht haben: Achten Sie auf den Herrn mit der Waage im Bildrahmen unten links, die blauen und goldenen Münzen unten rechts – dieses Drama wurde Ihnen präsentiert dank der Zunft der Geldwechsler.

Wie ein KINOBESUCH müssen den Gläubigen des 13. Jahrhunderts die Darstellungen auf den Buntglascheiben der Kathedrale Notre-Dame de Chartres ergriffen haben. Denn ein gotischer Dom wie dieser ist ein Medium – vielleicht das führende Medium des noch jungen zweiten Jahrtausends.

Ein Medium, das exakt die Definition erfüllt, die der kanadische Theoretiker Marshall McLuhan erst Mitte des 20. Jahrhunderts finden wird: Das Medium ist die Botschaft.

Notre-Dame de Chartres, 1260 geweiht, ist ein Prototyp des neuen Mediums. Gegenüber der Fülle der von ihr aufgebotenen Daten ist eine CD-ROM einsilbig. Hier spricht jeder Stein, jede Glasscherbe, jeder Funken Licht; jeder Farbwert, jedes Maß, jede Zähl.

Dieser Bau steht im Zentrum der Stadt Chartres, anders als die einsiedlerischen Klosterkirchen der Romanik, und sagt: „Denn wo zwei oder drei versammelt sind in meinem Namen, da bin ich mitten unter ihnen.“ Weithin sichtbar thront er auf dem Hügel: „Und ich sah und siehe, das Lamm stand auf dem Berge Zion.“ Scheinbar gegen die Naturgesetze wachsen dünne Streben zum 37 Meter hohen Kirchenhimmel, als trügen sie ihn ganz allein. „Wer überwindet, den will machen ich zum Pfeiler in meines Gottes Tempel“, zitieren sie die Offenbarung.

Die Wände sind keine starken Mauern mehr, wie sie

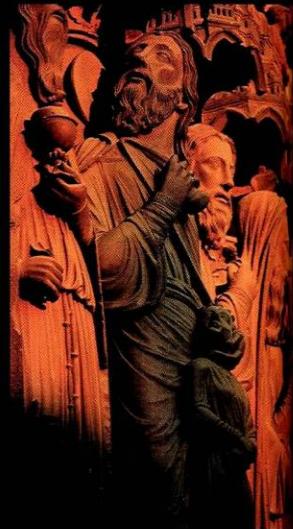
romanische Kirchen wehrhaft umschlossen. Sie sind aufgelöst, gegliedert und durchbrochen: offen zum Gespräch.

Bunte Fenster, sieben, acht Meter hoch, ersetzen Steinmassen; farbiges Glas mit der schweren, tiefen Glut von Juwelen. Licht erfüllt den Innenraum wie einen Kinosaal, ohne ihn zu erhellen: „Das Licht“, sagt der Evangelist, „scheint in der Finsternis.“

Das Himmlische Jerusalem, wie Propheten und Offenbarung es ausmalen – in Chartres ist es zur Erde hinabgestiegen. Die Kathedrale ist selbst eine Stadt; eine reich gegliederte Steinlandschaft mit Türmen wie Wolkenkratzer. In Etagen steigen die Glasfenster zum Gewölbe hoch; jeder Rahmen eine Wohnung, in der der bleigefasst ein Heiliger lebt. Vor ihnen legt der Fromme unverwandt den Kopf in den Nacken und sieht, wie einst der Apokalyptiker, das neue Jerusalem „herabkommen von Gott aus dem Himmel, bereit wie eine geschmückte Braut“.

Nicht nur auf den etwa 180 Glasfenstern, bevölkert von rund 10 000 Helden aus Bibel, Legenden und Zeitgeschichte, nicht nur auf den rund 2000 Steinfiguren an Fassade und Portalen – überall walzt das Gesetz der großen Zahl.

So umranken den steinernen Heiland am Haupteingang, dem Königsportal, nicht nur die geflügelten Symbole seiner Evangelisten, sondern himmlische Heerscharen. Eine Taube schwebt über seinem milden Haupt, 14 Engel umringen ihn wie auch die „vier und zwanzig Ältesten“, von denen die Offenbarung spricht. Zu seinen Füßen die zwölf Apostel, dazu Henoch und Elias. Über dem rechten Seitentor Maria mit





*Totale und Detail: Der himmelstrebende Raum soll überwältigen.
Die Figuren sind steinerne Bilderzählungen mit biblischen Szenen – etwa
jener von Abraham, der seinen Sohn Isaak opfern will*

dem Kind, Ochs und Esel, Hirten mit Hund und Panflöte; darum winden sich üppige Kränze aus Musern und Prominenten. Über dem linken Seitenportal Cicero über Aristoteles, Ptolemäus über Pythagoras, dazu zehn Vertreter des Tierkreises und zwölf Bauern, beschäftigt mit Arbeiten der Saison.

Patriarchen, Propheten, KÖniginnen und Könige aus dem Alten Testament, einst 24 an der Zahl, hüten in länglicher Würde die drei Tore des Königsports. Und auf dem Kapitellfries stellen neben den Protagonisten rund 200 Hohepriester, Ammen, Könige,

Drama vor dem Jüngsten Gericht zu beschwören.

DABEI IST ALL DAS nur der Trailer für den Hauptfilm, der hinter der Holztür geboten wird: „Was im Innern ist“, verspricht eine Inschrift am Portal des Doms von Saint-Denis, der als Mutter der gotischen Kathedralen gilt, „zeigt hier die steinerne Pforte.“

Ist es ein Wunder, daß die steinernen Greise am Königsportal von Chartres „wie aus den Logen eines Theaters“ auf die Göttliche Komödie blicken, wie der Kunsthistoriker Willibald Sauerländer bemerkt hat; nicht mehr romanisch, „außer sich und

Seitenwunde legen konnte, und nicht die Himmelfahrt Mariens, bis sie ihm ihren Gürtel zuwarf.

Das Medium Kathedrale wurde die Schnittstelle, das Interface zwischen Gottes Plan und Menschenauge.

Eine neue „Schausehnsucht und Schaulust“, wie der Kunsthistoriker Hans Sedlmayr konstatiert, hatte um das 12. Jahrhundert die Gläubigen ergriffen. Die „Elevation“ zum Beispiel, das Erheben der Hostie und des Weinkelches bei der Konsekration, wurde jetzt zum Höhepunkt des Gottesdienstes. Bald wurden auch die Reliquienschreine

se Verschwendungen von Sinn. Denn was, wundert sich etwa Hans Sedlmayr, kommt ein religiöses Traktat zehn bis 30 Meter über den Köpfen der Betrachter? „Hier sind wir im Himmel“, erinnert er uns, „und nicht so sehr Belehrung erwartet uns hier als Erleuchtung.“

Keine Kirche zuvor hat der Lichtregie einen derartigen Apparat zur Verfügung gestellt wie die Kathedrale von Chartres: 3000 Quadratmeter farbige Fenster! Ihre Pixel füllen die Dämmerung, lösen den Stein auf, machen die Architektur körperlos wie eine Diaprojektion.



Altag, Glaube, Aberglaube auf den Fenstern von Chartres (von links): Verkündigung an die Hirten, ein Kellermeister, Christi Geburt

Soldaten, Schriftgelehrte, Teufel, Schergen und Jünger in einem überlangen Film aus Stein die Biographien Jesu und Mariens nach.

In Vorschauen und Rückblenden setzt sich der Film über Nord- und Südfassade fort. Erzählt am „Portal der Verherrlichung der Jungfrau und der Kirche“ die Schöpfungsgeschichte gleich aus zwei Perspektiven. Schwebt auf einer Säule am „Portal des Neuen Testaments“ detailfroh im Horror der Martyrien: Sankt Lorenz auf dem Rost; der heilige Theodor, vom eisernen Rechen zerfleischt. Bietet schließlich Massenszenen von Engeln auf, um das

wie in Verzückung“, sondern „als aufmerksame, von würdevoller Verehrung erfüllte Zuschauer“?

Die Kathedrale – ein Ort der Anschauung; ein Ort für Leute, die einst *sehen* sollen, um zu glauben, und die das auch wollten. Ein Ort für Zweifler wie den Apostel Thomas, der im Innenraum auf gleich drei Fenstern erscheint; der auch am Südportal steht, den Nimbus im Nacken, mit müdem, allwissendem Blick. Viel hat er gesehen; da wollte er die Auferstehung des Herrn erst dann glauben, als er die Hand in die

geöffnet. Schließlich wagten die Gläubigen sogar, Jesus Christus – der zuvor in der Liturgie von Priestern nur symbolisch verkörpert worden war – im Osterspiel lebhaft aufzutreten zu lassen, dargestellt von einem Schauspieler.

Und die Wände der Kirchen brachen auf, wurden Bild, wurden Glas, deren psychedelischer Schein den Raum erfüllt; das von selbst zu leuchten scheint wie jene Batterien von Bildschirmen, die in George Orwells totalitären Utopien die Architektur überziehen.

Eine gewalttätige Übermacht der Bilder, ein Overkill der Sinne – und eine grandio-

DER MENSCH in seiner Geringfügigkeit nimmt auf den heiligen Monitoren in all ihrer Bedeutungsfülle zunächst nur himmlische Testbilder wahr; Futter für frommes Zapping.

Schärfer als die Figuren brennen sich die Blitze ins Hirn, die das Auge beim Schwenk von Saphirblau zu Rubinrot durchzucken. Wer erleuchtet werden will, muß sich dem Medium ausliefern: Von außen ist die Westrose nur ein stumpfes Loch. Wer aber die Schwelle überschreitet und von drinnen zur Rose emporblickt, den beginzt ein Sternenhimmel.

In der Mitte thront Christus, der Richter, in einer blaurot

Sonne. Auf konzentrischen Umlaufbahnen kreisen Apostel als Planeten durch tiefstes Schwarz; Engel und Teufel, Selige und Verdammte als Trabanten, Kometen, Meteoriten.

Ein Strudel aus Licht: ein kosmischer Sog, wie ihn Abt Suger gespürt haben mag, der Erbauer der Kathedrale von Saint-Denis: Ihm gaukelte das Gefunkel seiner Kirche vor, er sei „in einer seltsamen Region des Weltalls, die weder ganz in dem Schlamm der Erde existiert noch in der Reinheit des Himmels“.

Tatsächlich ist es eine virtuelle Realität, die im Medium Kathedrale erzeugt wird; eine

skop-Kosmos, der die erdfarbene Bodenschwere der Romanik weit hinter sich läßt.

Das Medium Kathedrale ist keine Ergänzung der Welt, sondern ein Paralleluniversum; eine vollkommene Ersatzwelt in 3D. Es umschließt den Menschen wie ein Datenanzug, bombardiert sein Stammhirn mit Sinnesreizen und saugt den Körper in die Höhe.

Es spielt ihm Bilder vor, die sich um Chronologie nicht kümmern – in denen etwa lebende Märtyrer das Werkzeug ihrer Hinrichtung umarmen – und kappt so seinen Kontakt zur Zeit. Es macht ihn zum Teil der Inszenierung und duldet keine Distanz: „So seid ihr nun nicht mehr Gäste und Fremdlinge, sondern Bürger mit den Heiligen und Gottes Hausgenossen“, zitiert Abt Suger, der Gotik-Propagandist, nachdrücklich den Brief des Paulus an die Epheser.

SOBALD ABER der User den Cyber-Raum verläßt und auf den Platz vor der Kirche tritt, fällt er vom Himmel auf die Erde zurück. Unversehens steht er unter seinesgleichen; zwischen zweistöckigen Häuschen und in beschämend menschlichem Maß. Er findet seinen Platz und reibt sich die Augen.

Und wenn er dann zum Fluß Eure hinabsteigt und hochblickt zum Hügel, wo der Bau mit seinen beiden Türmen im abendlichen Gegenlicht thront, dann sieht er da oben das Himmlische Jerusalem stumm und fremd, schwarz und sperrig mit seiner Doppelantenne – ein riesiges, abgeschaltetes Fernsehgerät. □

Jörg-Uwe Albig, 39, ist Schriftsteller und regelmäßiger GEO-Autor. Gereiste ist im Verlag Volk und Welt sein erster Roman erschienen: „Velo“.

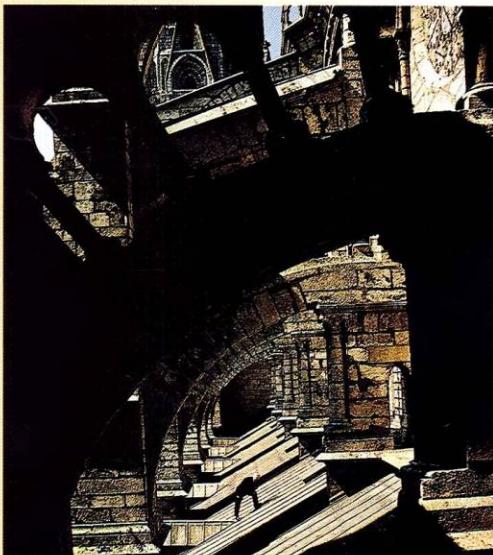


Dombauermeister, Tierkreiszeichen

Welt ohne Naturgesetz und Materie. Das Gewölbe schwebt gem Himmel und läßt ein Vakuum zurück; einen Unterdruck, der die Seelen mit sich emporreißt. Last und Schub fließen über Strebebögen und Strebepeiler nach außen ab. Alles Irdische bleibt vor den Toren.

Die Fenster leuchten, im Winter wie im Sommer, mittags wie in der Dämmerung. Kaum läßt sich das Wetter ahnen; so wasserdicht ist diese zweite, wahre Wirklichkeit aus Licht und Stein, mit dem die Kathedrale den Gläubigen umhüllt. So abgeschlossen dieser bunte, zersplitterte und doch einheitliche Kaleido-

Die ganze Stadt hat mitgebaut



Wagemut: Ohne komplizierte statische Berechnungen setzen die Baumeister Strebebögen auf das Dach der Seitenschiffe, und sie gleichen tatsächlich die Zugkräfte aus

Erfunden wurde die Gotik im Nordfrankreich des frühen 12. Jahrhunderts, und schon 300 Jahre später gab es kaum eine wichtige Stadt nördlich der Alpen und im normannischen England ohne eine Kirche in diesem himmelregenden Stil. Allein in Frankreich prägte er 80 Kathedralen und etwa 500 größere Gotteshäuser. Auch in Spanien, selbst in Italien, wo die neue Bauweise zunächst als barbarisch galt, wuchsen gotische Kirchen, Rathäuser, Paläste. Dieses atemberaubende Erbe verdankt Europa einer singulären wirtschafts- und geistesgeschichtlichen Konstellation: Mit der Hochkonjunktur des 12. Jahrhunderts verbesserten sich die Verkehrsverbindungen, so daß auch mehr Bauhandwerker auf Reisen gingen. Fast alle bedeuten-

den Kirchenleute studierten damals in Paris – und sie und die Männer vom Bau verbreiteten den „französischen Stil“ über die Städte Europas. Realisiert werden konnte er aber nur deshalb in solchem Maße, weil sich damals Bürgerstolz mit opferbereiter Frömmigkeit paarte: Zwar regten meist Kleriker den Dombau an und investierten darin erheblich, doch die Milliarden nach heutigem Geld, die manche Kathedrale am Ende verschlang, wurden von den Bürgern – bereitwillig und über Jahrzehnte, ja über Jahrhunderte – zur höheren Ehre Gottes und zum Ruhm ihrer Stadt gespendet. Was sie nicht hinderte, ihre Dome oft als Freizeitarena, Versammlungsstätte, Nachtsaal oder Weimarkt zu nutzen: Gott und die Welt waren damals eben weit kompatibler, als viele Skeptiker von heute glauben.

Nach 1000 Stunden

Wie kommen die Ritter von heute zu einer gepflegten Rüstung? Manche versuchen sich ihren Harnisch selber zu basteln. Die anderen rufen Detlef Mohr in Lauenburg an

VON HARALD MARTENSTEIN

Das Schlimmste ist die Hitze. In diesem Punkt sind alle sich einig, die jemals in einer Ritterrüstung gesteckt haben. Potzblitz! Du schwitzt, wie du noch nie geschwitzt hast.

Unserseits hat immer gedacht, das Schlimmste für einen Ritter wäre, wenn er plötzlich, mitten in der Schlacht, dringend mal müßt. Aber das stimmt überhaupt nicht. Hinten und vorn an der Rüstung gibt es zwei praktische, leicht abnehmbare Teile, und sie wurden von den Rittern die „Toiletten“ genannt.

So benutzt der deutschsprachige Mensch bis auf den heutigen Tag einen Schlüsselbegriff der ritterlichen Kultur und weiß es nicht mal.

Ein austrainierter Ritter braucht zum Anlegen seiner Rüstung mit Hilfe des Kappen etwa drei Minuten. Dann darf der Feind kommen. „So ein Rittertreffen ist im Grunde nicht viel anders als ein Motorradtreffen“, sagt Detlef Mohr. „Bei den Motorradfahrern gibt's ja auch immer ein paar Verrückte. Bei uns hauen die Verrückten in den Schaukämpfen zu, als ob's um Leben und Tod geht.“ Und dann? „Nach der ersten Verwundung werden die meisten ruhiger.“

Etwa 2000 Ritterrüstungen befinden sich in Deutschland in Privatbesitz. Die meisten

Harnische sind alt und stehen herum. Erbstücke. Familienbesitz. Ein paar aber sind neu und werden fleißig benutzt. Viele der neuen Rüstungen hat Detlef Mohr gemacht. Bei der Arbeit trägt der Lauenburger Schmied Jeans und Baseballkappe. Mohr ist ein Fan des Mittelalters, speziell des Rittertums, seit er als kleiner Junge eine Spielzeugburg geschenkt bekommen hat.

Inzwischen gilt Mohr als führender deutscher Rüstungs-experte und verlangt 25 000 Mark pro Stück. Das klingt lukrativ. Aber in so einer Rüstung stecken tausend Arbeitsstunden, nicht gerechnet das Material. Mohr spielt den „Harnischfeger“ aus Liebhäberei. Richtiges Geld verdient er mit so unromantischen Gegenständen wie Balkongittern oder Anhängerkupplungen.

Eine gute Rüstung wiegt 40 Kilo, sie drückt nicht und zwickt nicht, sondern sitzt wie eine zweite, allerdings ziemlich schwere Haut. Die Gelenke quietschen nicht, sondern rascheln, fast wie Papier. Öl ist überflüssig. Messing auf Eisen, das gleitet auch ohne Schmiermittel. Unter der Rüstung trägt ein Ritter ein gestepptes Wams, zur Not tut es auch Ski-Unterwäsche. Ein Ritter sollte jedoch unbedingt auf sein Gewicht achten. Wer ein paar Kilo zu- oder abnimmt, der kann mit der schönen 25 000-Mark-Rüstung nicht mehr viel anfangen: Umzuschneidern ist das Ding nur in bescheidenem Umfang.

Braucht der Ritter von heute einen Waffenschein? Nein, sagt Mohr, der Schmied. Aber die Treffen der mittelalterlichen Recken werden immer wieder von Polizei und Ordnungsbehörden mißtrauisch beäugt. Vor ein paar Jahren ist sogar der Verkauf von Schwertern auf dem größten Ritterturnier der Welt in Kaltenberg verboten worden.

Warum? „Weil sich seit dem Mittelalter kaum etwas geändert hat: Der gemeine Mann soll kein Schwert besitzen dürfen – heute wie damals!“ Detlef Mohr ärgert sich.

Billigimporte aus Polen

Denn ausgerechnet der gemeine Mann ist es, dessen Herz heutzutage am leichtesten für ritterliches Brauchtum entflammt. Sicher, Mohr hat auch ein paar Adelige unter seinen Kunden, Schloßbesitzer, aber vor allem: einfache Leute. Sogar Arbeiter. „Die lassen den Urlaub ausfallen und sparen statt dessen auf die Rüstung.“

Bei Barbara Bräuer ist es genauso. Die promovierte Volkswirtin betreibt im Berliner Bezirk Prenzlauer Berg einen Laden für historische Kleidung – bei ihr gibt es den Gugel, eine Art Zipfelmütze, oder die Houppelande, ein mantelähnliches Übergewand, beides aus Filz. Die Vorlagen holt sie sich aus der historischen Fachliteratur. Wichtig

ist, daß es nicht zu viel kostet – 40 Mark für einen Gugel, 200 Mark für ein mittelalterliches Gewand aus Seide oder ein Rattenfängerkostüm sind schon hart an der Schmerzgrenze.

Stephan Fritz hat einen Laden für mittelalterliche Produkte in Berlin-Kreuzberg. Schnabelschuhe, Helme, Pestmasken. Er ist jung, und zu ihm kommen viele junge Kunden. Viel Geld haben auch die nicht. Die Grenze zwischen den Fans des echten, des historischen Mittelalters, und den Fans von Fantasy sind fließend, sagt Fritz. Die jungen Leute begeistern sich halt für Hexen und Zauberer, für romantische Rittermärchen, für Filme wie das Tafelrundenspektakel „Excalibur“.

Früher hat Stephan Fritz auch Kettenhemden verkauft. Zehntausende kleiner Metallringe, die in Handarbeit miteinander vernietet werden. Das kostete vier Wochen Arbeit und 1000 Mark, ein Spottpreis in Anbetracht des Aufwands. Aber der Markt für Kettenhemden aus deutscher Produktion ist zusammengesbrochen. Das Import-Kettenhemd aus Polen oder Tschechien beherrscht die ritterliche Szene. Die Handwerker dort machen es noch billiger.

Vor dem ersten Kampf sollten Neuritter auf jeden Fall einen Kurs belegen, rät Stephan Fritz. Einer seiner Freunde hat bei einem Schaukampf ein Auge verloren. In voller Rüstung vom Pferd zu fallen ist auch keine schöne Sache. So etwas kann selbst ohne Feindeinwirkung leicht passieren, weil man ja unter dem Helm kaum etwas sieht, außer den Ohren des Pferdes.

sitzt das Eisen



Der Chic des 14. Jahrhunderts: Für eine Modeproduktion steckte der Fotograf Olaf Martens sein Modell in die eiserne Herrenkleidung von einst

Als ritterliches Trainingsprogramm empfiehlt Detlef Mohr: „Viel umherlaufen.“ Das tut der Schmied denn auch. In Lauenburg kennen sie ihn schon: Seine Rüstung ist von weitem zu sehen, weil sie so schön glänzt. Sie ist aus rostfreiem Edelstahl. Zur Pflege nimmt man am besten Autopolitur, aber Herdputzmittel geht auch.

Immer droht der Hitzschlag

Woher kommt die Faszination für das Mittelalter, besonders für das Rittertum? „Es war eben eine romantische Zeit“, antwortet Barbara Bräuer. Und Mohr sagt: „Jeder kannte damals seinen Platz.“ Das Mittelalter war zwar keine heile Welt, aber eine überschaubare, und es gab feste Regeln.

Sogar im Krieg. Einem besiegteten Ritter, der um Gnade bat, wurde das Leben geschenkt. Die Ritter wollten einander in der Schlacht nicht unbedingt umbringen, schon weil im europäischen Adel jeder mit fast jedem über ein paar Ecken verwandt war.

Ihre Zeit ging zu Ende, als besoldete Landsknechte auf den Schlachtfeldern auftauchten, ein gemeines Volk, anfangs meistens Schweizer, mit langen Spießen, die sich an keinerlei Vorschriften hielten und egal welche Gegner ohne viel Federlesens totmachten.

Nein, die Ritter waren keine Killer. Wenn sie auf dem Schlachtfeld blieben, dann häufig als Opfer eines Unfalls. Sehr viele, erzählt Fritz, starben ganz unromantisch an Hitzschlag. □

Vom Alltag der leidenden Mehrheit

Ohne die tributpflichtigen Bauern gäbe es weder Kathedralen noch

Professor Dr. Ludolf Kuchenbuch, 60, leitet den Bereich *Altere Geschichte* an der Fernuniversität Hagen.

GEOEPOCHE: Herr Professor Kuchenbuch, wie viele Bauern lebten etwa um 1300 im Deutschen Reich?

KUCHENBUCH: Genau kann das niemand sagen, auch nicht, wie viele Menschen auf dem Lande lebten – nicht einmal, wie groß die Bevölkerung insgesamt war. Erstens, weil die Grenzen des Reiches gar nicht exakt festgelegt waren, zum anderen, weil es weder einen generellen Zensus gab noch präzise Definitionen von Berufsmerkmalen. Und wenn irgendwo überhaupt gezählt wurde, dann wurden durchaus nicht alle Leute gezählt. Es gab eben welche, die waren zähレンswert, und welche, die waren es nicht.

So beruhen alle heutigen Angaben auf groben Schätzungen?

Ja. Aber mit einiger Sicherheit ist davon auszugehen, daß gegen 1300 in Mitteleuropa etwa acht bis zehn Millionen Menschen lebten, über 90 Prozent von ihnen auf dem Lande.

Und das waren sämtlich Bauern?

Durchaus nicht. Adelige und geistliche Grundherrschaften sind abzuziehen.

Wie alt wurden damals die Bauern?

Nur jedes zweite ihrer Kinder überlebte die ersten Jahre.

Und das hatte dann die Chance, im Schnitt rund 40 bis 50 Jahre alt zu werden. Das weiß man verlässlich aus Knochenfunden – auch daß der Mann vom Lande von etwas kleinerer und gedrungenerer Statur war, als wir es heute sind. Er war auch viel „beschädigter“. Denn während die Chirurgen uns heute meist wieder herrichten können, blieb damals ein Bauer, den etwa ein Huf getroffen hatte, krumm sein Leben lang. Überdies konnte er unter Skorbut und anderen Mangelkrankheiten leiden. Ein jeder war vom Leben äußerlich gezeichnet.

Sein Speiseplan war wohl nicht der beste?

Nein, nach heutiger Erkenntnis ganz gewiß nicht. Meist aßen die Landleute Brei, Müsli oder Suppe aus Getreide. Fleisch kam recht selten auf den Tisch. Als Gemüse kamen sie allenfalls Kohl, Rüben und einige Lauchsorthe, auch wurden Pilze und wilde Beeren gesammelt. Brot kam bei Leibe nicht täglich auf den Tisch, denn oft gab es nur einen einzigen Backofen für ganze Dorf. Getrunken wurde, neben Wasser, selbstgebräu tes, meistens dünnes Bier.

Und wenn einer zum Arzt mußte?

Ärzte gab es für die Landbevölkerung nicht. Aber man hatte mehr oder weniger heilkundige Verwandte oder

Nachbarn. Die diagnostizierten und therapierten schlicht: Heißes muß gekühlt, Kaltes gewärmt werden. Und dafür nutzten die Menschen die grüne Apotheke in Wald und Feld und Garten. Sie wußten sehr wohl, wozu etwa Johanniskraut oder Beifuß diente. Den Heilkräutern wurde vielfach durchaus Eigenartiges beige mischt – etwa scharfer verrotteter Kot oder frischer

Urin, der als Desinfizienz diente.

Und wie war man gekleidet?

Die Leute trugen normalerweise ponchoähnliche Umhänge, Ärmel sind erst viel später aufgekommen. Den Kopf bedeckten sie mit aus Wolle gehäkelten Kappen, die über heißem Wasser verfilzt, also regendicht gemacht wurden waren. Zudem wurden über oder um manche Körperstellen Lappen gewickelt, gegürtet oder gekordelt und am Bein oder am Gesäß auch mit Leder besetzt. An kalten Tagen hüllte man sich zusätzlich in Decken. Wer es sich lei-



sten konnte, trug Schuhe aus Leder oder einfacher aus Stroh und Holz – oder Töppen, höhere Schuhe, die im Matsch ganz praktisch waren.

Und wie stand es mit der Hygiene?

Das ist relativ zu sehen. Schon zu Schauzwecken wurden die wollenen oder leinenen Kleider gewaschen, etwa wenn ein Festtag dies erforderte. Es gab die großen Waschtagte der Frauen am Brunnen oder am Bach. Sicher wird man sich auch die Hände gesäuert und den Schweiß aus dem Gesicht gespült haben. Aber den ganzen Körper regelmäßig zu

waschen, das gehörte nicht zum Anstand.

Wie sahen ihre Häuser aus?

Im Frühmittelalter waren das im Boden verankerte Pfostenbauten. Sie zählten zur sogenannten Fahrhabe: weil der Bauer, wenn er umzog, mitnehmen konnte, was vom Haus weiter zu gebrauchen war. Vom 12. Jahrhundert an wurden Häuser mit Ständerwerk üblich: Auf planiertem,

mit Steinen befestigtem Grund wurden hölzerne Ständer gestellt. Die Verfeinerung der Zimmermannstechnik, die auch von besseren Schmiedetechniken profitierte, führte zum Fachwerkbau – zu Häusern aus einem mit Mist, Lehm oder Steinen ausgefüllten Holzgerüst. Es gab zwar schon den Mehreck-Hof mit separaten Ställen und Scheunen, doch häufiger den Einhaus-

Hof, wo Mensch, Vieh, Geräte und Vorräte unter einem Dach vereint waren. Hühner, Hunde, Katzen, Schwalben tummelten sich meist bei den Menschen; Rinder und Schweine allerdings hatten außen vor zu sein: Der Stall im Haus war abgeteilt, hatte auch seinen eigenen Eingang.

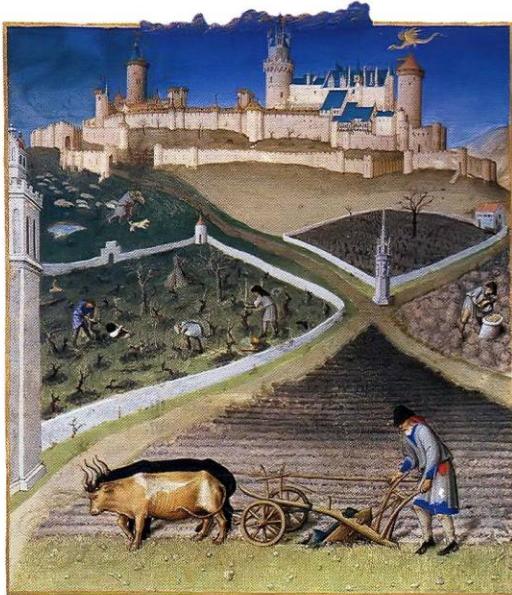
Viel Privatheit wird einer da nicht für sich gehabt haben?

Privatheit hängt vermutlich mit der Entwicklung zusammen, die der Gebrauch des Feuers im Hause genommen hat. Bis ins hohe Mittelalter rauchte ja stets das Haus – und nicht der Schornstein: Der

Die um 1416 entstandenen «Très riches heures» illustrieren die Lebenswelt des Herzogs Jean von Berry. Dieses «Stundenbuch» idealisiert das Oben und Unten: Die Adeligen genießen unbeschwert den Luxus, den die Bauern (die keineswegs so gut gekleidet waren) hart erarbeiten müssen



FEBRUAR



MÄRZ

Mancher Landmann hatte fünf Herrschaften zu dienen

Qualm stieg von einer offenen Feuerstelle auf und entwich durch das sogenannte Eulenloch im First. Alle Hausbewohner saßen und schliefen um den Herd herum. Mehräumigkeit ist erst eine spätmittelalterliche Erscheinung, die mit der Verbreitung des Kamins zu tun hat – einer Erfindung, die dem Kulturoziologen Philip Ariès zufolge die Entstehung des Privaten überhaupt erst ermöglichte: Ohne Kamin – das heißt: einzeln zu beheizende Zimmer – kein Privatleben.

Wo aber verkehrten Mann und Frau in kaminloser Zeit miteinander? Coram publico?

Dafür gab es vor Einführung des Schlafzimmers sicher ganz unterschiedliche Gewohnheiten, von denen wir nur wenig wissen. Dennoch wird das Bett der Hauptort der Lust gewesen sein – das zeigen viele Bilder. Von ungarischen Dörflern wissen wir, daß die Frauen bei der Feuerstelle schliefen und die Männer beim Vieh. Wollte der Mann mit der Frau intim werden, so hängte er seinen Gürtel an einen bestimmten Haken neben der Tür.

In welchem Alter fanden sich Mann und Frau zur Ehe zusammen?

Meist waren beide schon über 20. Zum einen gab es dafür religiöse Gründe – die Kirche predigte ja massiv gegen das Ausleben der Fleischeslust. Zum anderen mußten die beiden den Hof auch tatsächlich führen können. Die Frau hatte zu melken, zu buttern, das Groß- und Kleinvieh zu pfe-

gen, Herd und Haus zu hüten. Der Mann mußte hinter dem schweren Wendepflug mit vier Ochsen gehen und mit allen Schneidegeräten in Wald und Feld zu hantieren verstehen – vom Messer bis zur Säge und Axt. Unerfahrene, unreife Jugendliche schafften das einfach nicht. Aber natürlich hat die Jugend das Miteinander-schlafen auch ausprobiert, und die Knechte sind in „Eselspuff“ gegangen.

Wie wurden die Ehen geschlossen?

Normalerweise machten die Väter die Heirat ihrer Kinder untereinander ab. Das Paar konnte heiraten, sobald Konsens mit der lokalen Herrschaft erreicht war. Die Eheschließung selbst verlief nach örtlichem Brauch. Ein Beispiel aus dem braunschweigischen Land: Die Braut wurde in Hochzeitstracht auf einem geschmückten Wagen mit ihrem Hausstand zum Bräutigam gefahren – vielleicht unter Gesängen mit Pauke und Fidel, begleitet von Hochrufen oder anständigen Redensarten. Dann stieg die Frau in das Bett des Mannes, und die Gäste warteten, bis gemeldet wurde: „Die Ehe ist vollzogen.“ Vom 13. Jahrhundert an fuhren Braut und Bräutigam hier und da zuvor auch zur Kirche, und der Pfarrer segnete ihre Ehe ein. Zum Normalfall wird das aber erst im Zuge der

Reformation und Gegenreformation.

Und wenn der Bauer die Magd schwängerte?

Dann war das üblicherweise keine Katastrophe. Auf Bauernhöfen war die heutige Kleinfamilie von Vater, Mutter und den Kindern der beiden unbekannt – schon allein, weil jede zweite Ehe durch den Frühtod eines der Partner zu weiteren Ehen führte: Wie

viele Frauen starben allein im Kindbett! Da gab es legitime Kinder, Halbgeschwister, Wechselbälger – Grimms Märchen strotzen von untergeschobenen Kindern oder Kindern früherer Ehen. Was zählte, war vielmehr der Haushalt. Die „Moral“ hatte sich nach den Unterhaltszwängen zu richten. Die Kirche – also der Gemeindepfarrer – drückte beide Augen zu. Und im Dorf entstand so lange kein Gerede, wie man's nicht übertrieb.

Gab es ein strenges Inzestverbot?

Erstens deckte sich die Menge der Dorfbevölkerung nicht mit



der Menge der möglichen Heiratskandidaten. Denn Wochen-, Jahr- und Viehmärkte waren immer auch Heiratsmärkte. Ebenso die Tavernen, die Pfarrkirchen und Festplätze im eigenen Dorf wie in der Nachbarschaft. Und zweitens kam es darauf an, was die Leute für Inzest hielten. So klar es war, daß man seine Geschwister nicht berühren oder gar ehelichen konnte, so dehnbar war alles „weitere“. Ein typischer Fall wäre ein reicher, ohnehin schon benedeter Bauer. Der will die Witwe seines ebenfalls reichen Bruders heiraten. Da könnten die anderen

sagen: „Nein, das geht nicht; ihr seid miteinander verwandt.“ Denn sonst würde ein Großbauer entstehen, der das soziale Gefüge im Ort erschüttert.
Was haben wir uns zu jener Zeit unter dem sozialen Gefüge im Dorf vorzustellen? Vom 12. bis zum 14. Jahrhundert entwickelt sich eine neue soziale Differenzierung im Dorf. Von da an kann man

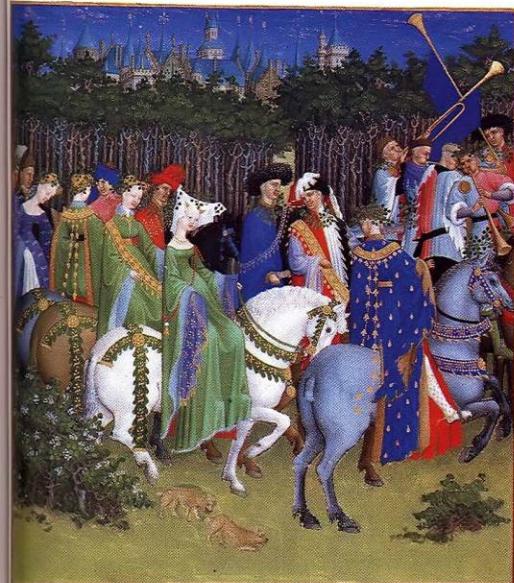
nicht mehr von „den Bauern“ schlechthin sprechen, sondern von Vollbauern und Kättern, von Knechten und Kostgängern und wie sie alle heißen. Bis ins 11. Jahrhundert hingen war die ländliche Bevölkerung qua Geburt gespalten in Freie und Unfreie – das waren die Nachfahren der Ackerkslaven, die in der Antike auf den Gütern arbeiten mußten. Ein bedeutender sozialer Vor-

gäng im frühen Mittelalter war, daß diese Landlosen von ihren Herren auf eigene ländliche Einheiten, die „Hufen“, angesiedelt worden sind.

Und damit verschwand der angeborene Unterschied zwischen frei und unfrei?

Ja, wenn auch nur allmählich. Wie gering er aber schon in der Mitte des 9. Jahrhunderts war, zeigt eine Passage aus einem Abgaben- und Frondienstregister des Klosters St-Maur-des-Fossés bei Paris. Auf einem Fronhof hatte es Streit zwischen einem freien und einem unfreien Bauern gegeben über einen Fron-

*Über 90 Prozent
der Menschen leben auf dem
Land – das dem Adel (und
dem Klerus) gehört. Der Bauer aber
muß es roden und beackern –
und auch noch zahlreiche
Abgaben leisten*



MAI



JUNI

Ein geschickter Herr bittet den Bauern, bevor er ihn zu Diensten zwingt

dienst: die Düngung des herrschaftlichen Ackers. Schließlich wurde bestimmt, daß der freie, besser ausgestattete Bauer sich mit Ochs und Wagen zum Misthaufen der Mönche zu begeben habe. Dort sollte der unfreie Bauer warten und den – sehr schweren – Mist aufladen. Der freie Bauer hatte dann den Mist auf den Herrenacker zu fahren und der Unfreie ihn dort abzuladen. Der eine schaufelte, der andere karrete – das war der Unterschied.

Mehr nicht?

Für die Leute damals war das essentiell: die Berührung des Drecks als Ehren-Sache.

Daß ein Acker gedüngt werden mußte, wußte man folglich schon damals?

O ja, Düngung ist eine uralte Kulturtechnik. Aber gerade in Sachen Ackerbau und Viehzucht waren die Landleute des Mittelalters höchst innovativ; damals entstand so etwas wie das Produktprofil unserer ländlichen Welt. Beim Getreide waren Roggen und Dinkel die Favoriten. Revolutionär wirkte sich bereits vom 8. Jahrhundert an die gezielte Verwendung von Sorten aus, die entweder im Herbst oder im Frühjahr auszusäen waren. Die Kombination von Wintersaat, also Weizen und Roggen, und Sommersaat, Hafer und Gerste, erlaubte eine ökologisch und ökonomisch bessere Nutzung des Ackers. Sie machte die Dreifelderwirtschaft möglich: ein Jahr Sommergetreide, ein Jahr Wintergetreide, ein Jahr Brache. Ein weiterer Sprung nach vorn war

der vermehrte Anbau ergänzender Pflanzen im hohen Mittelalter: Hülsenfrüchte wie Erbse, Wicke, Bohne, die den Boden mit Stickstoff anreichern und so zusätzlich dünnen, wurden im Wechsel mit dem Getreide angebaut.

Und worin lag der Fortschritt beim lieben Vieh?

Dank immer besserer Züchtungen wuchs nicht nur das Großvieh an Größe und Masse, sondern bei Rind, Pferd, Schwein, Schaf, Ziege wurden auch andere erwünschte Eigenschaften stärker entwickelt. Am meisten erreichte man wohl, seiner Wolle wegen, beim Schaf – bis hin zu regionalen Rassen, denken Sie an die Heidschnucke. Die wichtigste – ungewollte – Neuerung war übrigens das Kaninchen. Es stammt aus Spanien und hat seit dem 13. Jahrhundert relativ schnell ganz Europa erobert.

Sind Neuerungen systematisch entwickelt worden?

Es gab zwar Agrarexperten wie die Zisterzienser, die Innovationen bewußt gefördert haben – so Fischteiche und Mühlenbetriebe. Sonst wäre ich da eher vorsichtig. Meist versuchte man, aus dem Land herauszuholen, was es eben hergab. Das konnte aber auch danebengehen, insbesondere auf Neuland. Typisch ist die Erfahrung, die deutsche Kolonisten im 14. Jahrhundert in

der Uckermark machten. Sie hatten dort die Slawen verdrängt, große Waldflächen gerodet und dann mit dem tiefgehenden Wendepflug beackert. Nach zwei Generationen waren die Äcker puren Flugsand. Denn die Wälder hatten auf glazialen Sandern gestanden. Und die Slawen waren gewohnt, den schlichten Ritzpflug zu verwenden, der die Krume nur öffnet, aber nicht

wendet und so den Sand nach oben hebt.

Man lernte also ausschließlich durch Erfahrung?

Nicht nur. Auch Reisende, die erzählen, was sie erlebt und gesehen hatten, spielten eine wichtige Rolle – etwa die Pilger, aber auch die von Ort zu Ort ziehenden Bänkelsänger. Man kann sogar nachverfolgen, wie sich neue Kunstfertigkeiten die Straßen entlang, über Kneipen, Märkte und Residenzen ausbreiteten.

Welche Sorgen hatte ein Bauer im Oktober 1299?

Die Ernte wird er bereits in der Scheuer gehabt haben, und



wenn sie schlecht ausgefallen war, dann waren seine Sorgen gewaltig. Stand es schlecht um den Hafer, dann mußte er um die Pferde bangen. War die Gerste nicht gut gekommen, würde es mit dem Bierbrauen schwierig werden. Die Frage war auch, was die Buchen an Eckern und die Eichen an Eicheln trugen, ob also die Schweine im Wald fett werden konnten. Waren die Erträge überall miserabel, dann brachte das auch die Herrschaft in Kalamitäten. Die aber konnte sich auf das sogenannte Winterfütterungsgebot berufen, brauchte ihr Vieh notfalls

nicht selber zu versorgen, sondern konnte es bei dem Bauern aufstellen. Darum mußte der Herr den Bauern allerdings bitten...

Der Herr mußte etwas erbitten?

Ja. Nicht der Befehl, sondern die Bitte war die wichtigste Institution im friedlichen Verkehr zwischen Herrn und Untertanen. Sie galt als höfliche Form der Darlegung des Not-

wendigen, abgeschlagen werden konnte sie jedoch in der Regel nicht.

Gab es dafür rechtsverbindliche Formen?

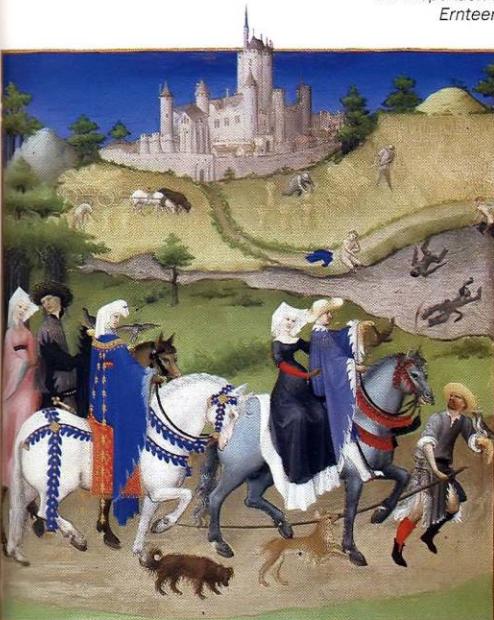
Ein bestimmter Ritus war einzuhalten: Der Herr mußte sein Vorhaben ankündigen und zum angekündigten Zeitpunkt präsent sein. Wenn er etwas von seinen Bauern haben wollte, etwa Geld – sei es im Kriegsfall, bei einer Fehde

oder anlässlich einer Hochzeit –, dann war ihnen dies angemessen darzulegen; nur so konnten die Landleute alles in Würde akzeptieren. Auch bei der Bewirtschaftung der Felder hatte der Herr die Bauern zu fragen.

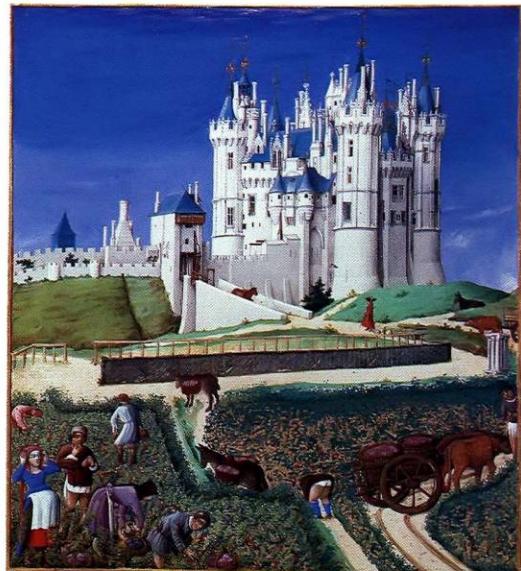
Wie lief das genau ab?

Die Verständigung darüber war ein Frage-und-Antwort-Ritual. Der Herr fragte: „Was ist Recht an diesem Ort?“ Dann erklärten die Bauern, wann etwa eine Mühle von wem in welcher Reihenfolge benutzt werden dürfte. Ihr örtliches Wissen war das „Kapital“ der Bauern; der Herr

*Im Sommer erste
Erkenntnisse: Wie gut ist die Ernte,
wieviel Wolle kann gesponnen,
wieviel Wein gekeltert werden? Ein herzog-
licher Ausritt zur Jagd kann so
zur Inspektion des wahrscheinlichen
Ernteertrags werden*



AUGUST



SEPTEMBER

Wintersaat, Sommersaat, Dreifelderwirtschaft – die Landleute waren überaus innovativ

konnte es nur erfragen. Diejenigen, die Auskünfte gaben, waren die Alten, die sagen konnten: „seit Großvaters Zeiten“. Sie verwalteten also die soziale Erinnerung. Die reichte in der Regel 30 Jahre zurück.

Welche Herrschaft bestimmte beispielsweise an der Ruhr?

Einer der großen Grundherren war das Kloster Werden, ein anderer das Stift Essen. Auf den Burgen saßen viele kleine Adlige und darüber die Grafen von der Mark und der Bischof von Münster, der Erzbischof von Köln und schließlich der Kaiser beziehungsweise König. Daneben hatten sich seit längerem auch die Patrizier der Reichsstadt Dortmund als Grundbesitzer etabliert. Alle diese Herrschaften waren keine geschlossenen Gebilde, sondern bestanden mal aus diesem, mal aus jenem Hof, dann kam mal ein halbes Dorf dazu oder auch nur ein bestimmtes Recht – wie das Marktrecht darin oder die Vogtei, der Vorsitz im Gericht. So mußte ein Bauer womöglich fünf Herren dienen, hatte etwa die Roggenabgabe an das Kloster Werden zu entrichten, den Zehnten an den Pfarrer, das Marktgeld an den Grafen von der Mark und so weiter.

Wie wurden die Abgaben regstriert?

Die Verwalter und Meier notierten auf Pergamentzetteln oder Wachstafelchen, was eingekommen war, und am Jahresende wurde daraus ein Rechtsdokument erstellt. In der Regel nahmen die Herrschaften nur zwei Drittel und weniger

von dem ein, was sie beanspruchten. Vieles wurde nicht auf Pergament festgehalten, sondern auf Holz: Das Kerbholz war der Schuldstock des Mittelalters – ein gespaltenes Stück Holz, über dessen zwei Teile Kerben ließen, die sich exakt wieder zusammenfügen ließen. So konnten Gläubiger und Schuldner sehen, wer wieviel „auf dem Kerbholz“ hatte. Auch der Schmied machte jedesmal, wenn er für den Bauern ein Pferd beschlug oder einen Pflug reparierte, Kerben und kassierte am Jahresende für soundso viele Kerben so und soviel Sack Getreide, sei- nen Jahreslohn.

Bezahlte der Bauer stets mit Naturalien?

Sicher zog er das vor. Aber er kannte auch Geld, er besaß höchstwahrscheinlich sogar welches – besonders für Zahlungen an die Herrschaften, etwa für Zins und Zoll. Geprätes Geld war im übrigen wohl das einzige „Schriftstück“, das er jemals in der Hand gehabt hat, und insoweit darf es als das wichtigste Schriftstück des Mittelalters gelten.

Aus dem Mittelalter sind zahlreiche Baueraufstände bekannt. Waren drakonische Abgaben die Ursache?

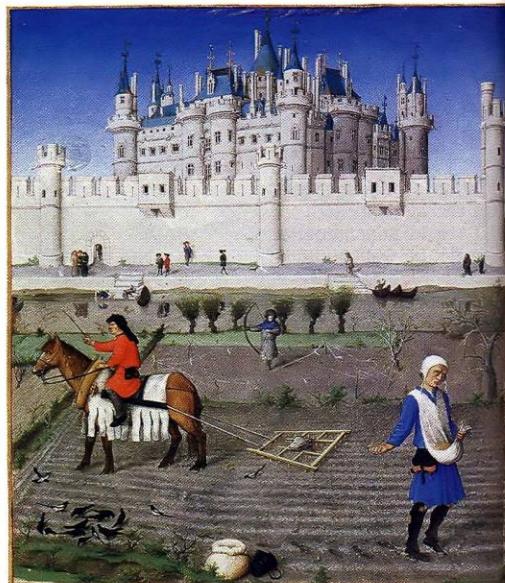
Meistens ja. Zu hohe Abgabenforderungen konnten die Bauern so belasten, daß sie befürchten mußten, nicht durchs Jahr zu kommen. Aber

nach einer Freiheit im Sinne moderner bürgerlicher Subjekte, sie wollten den Trott, den sie zu bewältigen gelernt hatten, erhalten wissen.

Was wußte der Landmann von der Welt? Hat er je sein Dorf verlassen?

Bauer und Bäuerin waren keineswegs immer in einem winzigen Lebenskreis gefangen. Und paßte jemand vom Gesinde irgend etwas nicht, dann ging der zum nächsten Jahrmarkt und besorgte sich dort eine neue Anstellung. Im übrigen zog man regelmäßig zum Gericht und zum Markt, oder man wallfahrtete zu einem

Aufstände konnten auch ausbrechen, weil der Herr das Wasser abgegraben, den Wald eingezäunt oder auch eine Fehde miserabel geführt hatte, so daß den Bauern jeglicher Schutz fehlte. Überliefert sind auch subtilere Gründe – etwa Beleidigungen, die die gewohnte Balance des Oben und Unten zerstörten. Es gab eben auch eine Ehre der Niedrigen. Die Bauern strebten aber nicht



nahen Heiligenbild: alles Orte im Umkreis von mehreren Tagesmärschen. Und dann gab es – beispielsweise, wenn ganze Dörfer niedergebrannt worden waren – die großen Fluchtbewegungen. Eine wichtige Rolle spielten auch die Siedlungsprozesse im Zusammenhang mit der hochmittelalterlichen Ostbesiedlung.

Hatte der Bauer eine Chance, gesellschaftlich aufzusteigen?
Ja. Wer für seinen Herrn Botendienste verrichtete und das Glück hatte, oft gute Nachrichten zu überbringen, der konnte in das Gefolge des Herrn aufgenommen und ent-

sprechend eingekleidet werden. War der Mann auch noch ein pfiffiger Ratgeber, dann trug er eines schönen Tages vielleicht Waffen, und schon war er ein Berittener. Karrieren waren für schlaue Bauernsöhne auch als Kleriker möglich.

Und wie weit konnte ein Landmann aufsteigen?

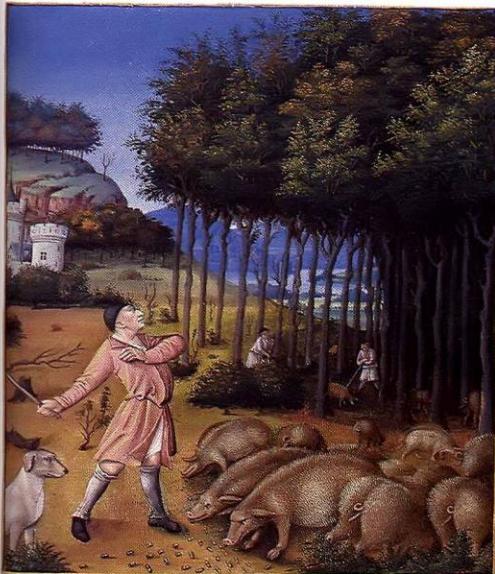
Die höchste Stufe im Dienste einer Herrschaft war der Sta-

tus eines Ministerialen – eine spezifische Erscheinung im Deutschen Reich, dessen Feudaladel eine andere Struktur hatte als in anderen Ländern. Es gab sogar Ministeriale, die wohlhabender waren als ihre Herren. Aber sie waren stets mit der Frage konfrontiert, ob sie diesen Status auch halten könnten. Denn letztlich ging es dabei nicht um Geld und Gut, sondern um Standesprivi-

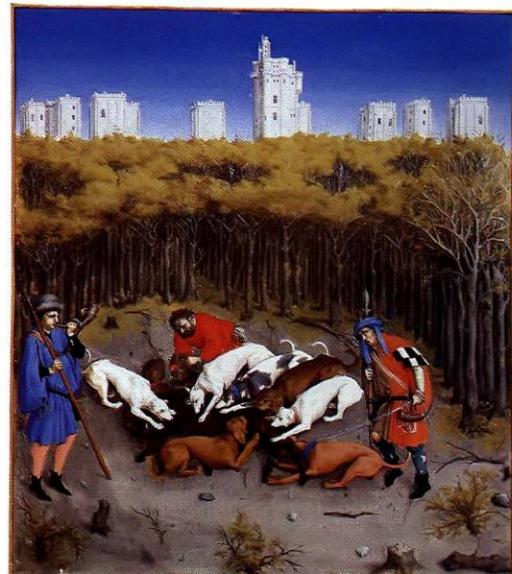
legien. Und die gewann im Mittelalter ein Bauer nur selten. Vergessen wir schließlich den wichtigsten Aufstiegsprozeß nicht: die Wanderung in die Stadt – und damit ein Aufstieg ins gewerbliche Leben ebenso wie in die Kaufmannschaft. Jedenfalls aber bleibt festzuhalten: Stets haben die „armen Leut“, die dem Boden beharrlich abrangen, wozu er taugte, für das Wohl aller anderen gesorgt. □

Auch vorm Pariser
Louvre ackern die Bauern – dort
wie auch anderswo mit immer
neuen Methoden: Sie
entdecken die Dreifelderwirtschaft,
züchten neue Getreidesorten,
pflanzen Hülsenfrüchte an

Ein Schwerpunkt der Forschungen Professor Dr. Ludolf Kuchenbuchs ist die Geschichte des bäuerlichen Wirtschaftens im Mittelalter. Cay Rademacher und Christoph Reuter haben mit dem Wissenschaftler gesprochen.



NOVEMBER

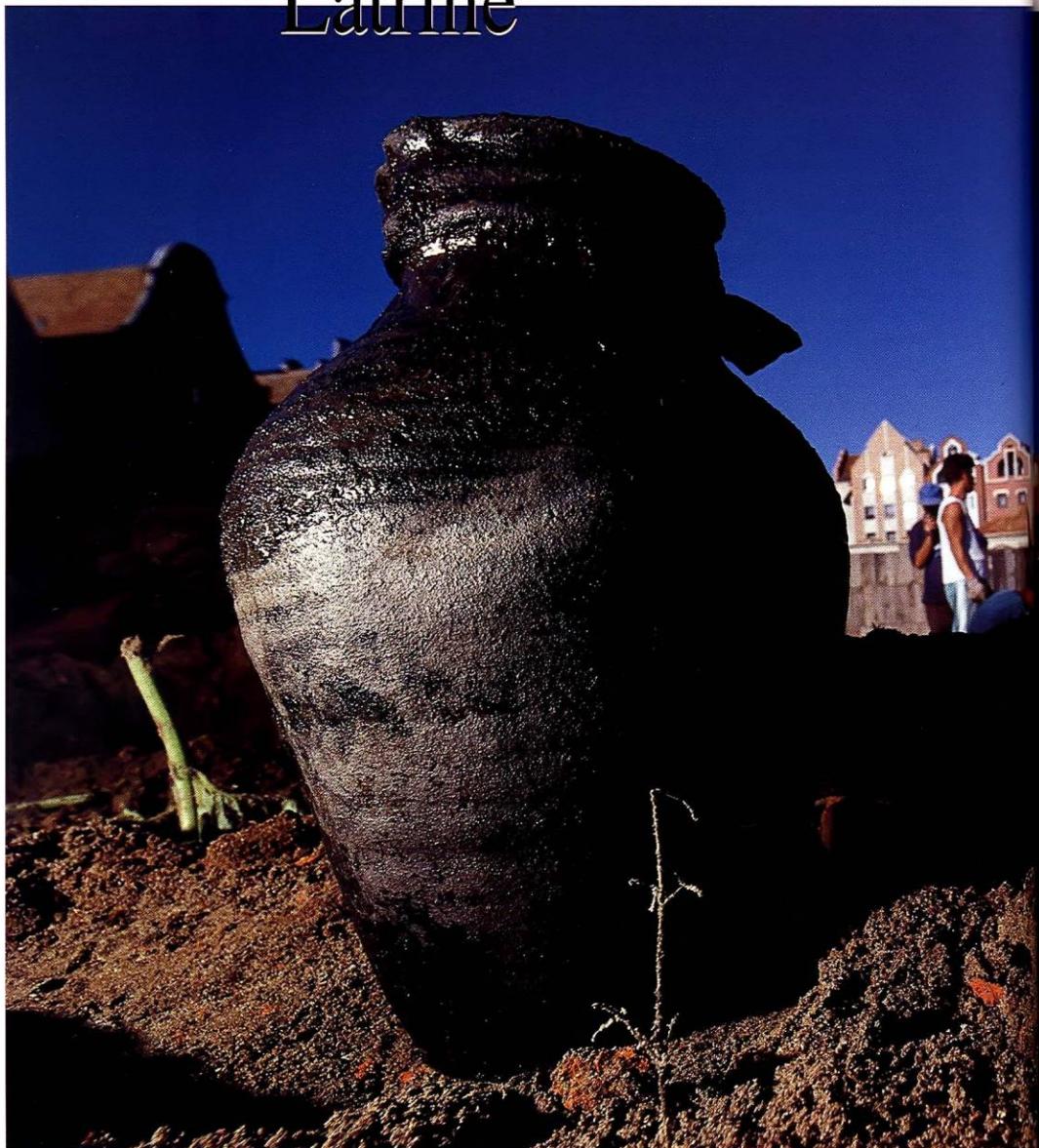


DEZEMBER

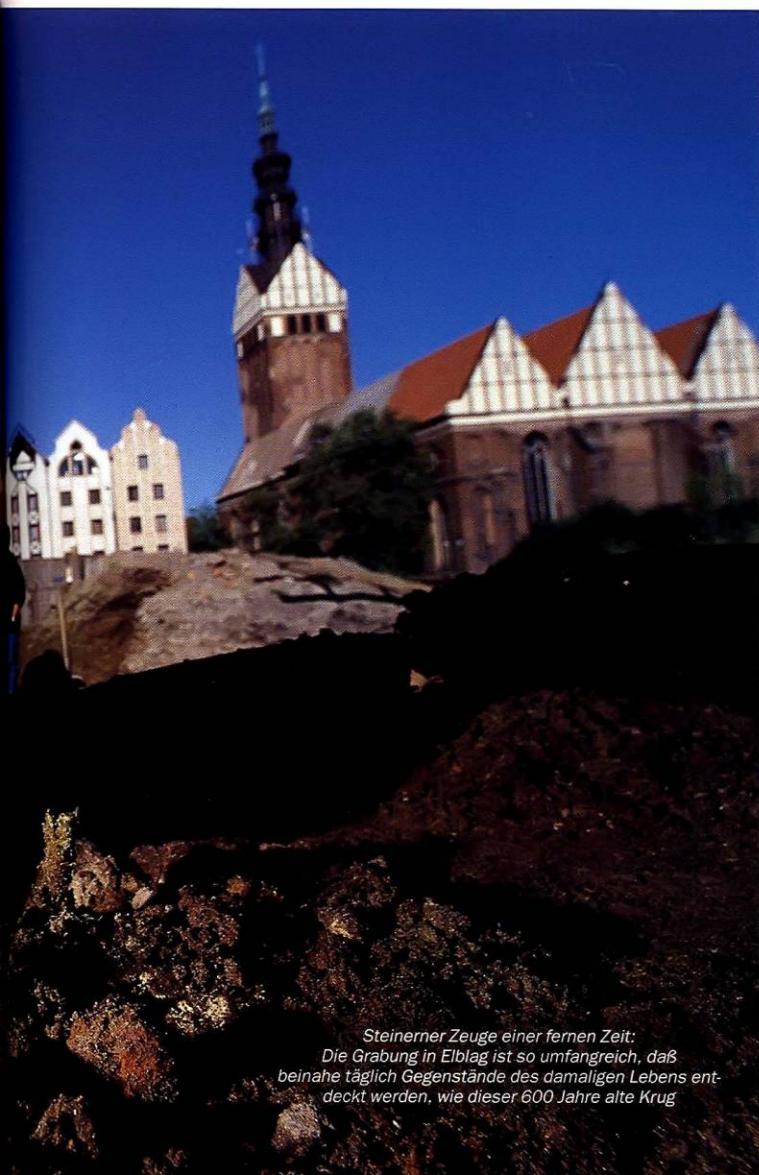
ARCHÄOLOGIE

Der Schatz aus der Latrine

Im polnischen Elblag arbeiten Archäologen in einem mittelalterlichen



Grabungsfeld, das in Europa einmalig ist. Nach und nach gelang es ihnen, den Alltag um 1400 präzise zu rekonstruieren



*Steinerner Zeuge einer fernen Zeit:
Die Grabung in Elblag ist so umfangreich, daß
beinahe täglich Gegenstände des damaligen Lebens ent-
deckt werden, wie dieser 600 Jahre alte Krug*

von NORBERT NEUMANN;
FOTOS: STEFAN WARTER

Stadtluft macht frei, jubelten einst Landflüchtige, die sich vor raffgierigen Feudalherren hinter Stadtmauern abgesetzt hatten. Aber Stadtluft stinkt auch. Selbst noch nach 500 Jahren – dann nämlich, wenn Archäologen eimerweise Exkreme aus einem mittelalterlichen Plumpsklo hieven.

Trotzdem liegt gespannte Erwartung in den Gesichtern der polnischen Wissenschaftler, als einer von ihnen die nunmehr trofigen Reste mittelalterlicher Verdauungsvorgänge zwischen den Fingerkuppen zerbröselt: Denn aus den Latrinen gewinnen die Ausgräber in der polnischen Hafenstadt Elblag seit fast 20 Jahren richtige Schätze.

Und nicht nur dort: Zwischen freigelegten Fundamenten im früheren Stadtzentrum hämmern, kratzen und bürsten drei Archäologen und rund 15 Saisonarbeiter an alten Mauern, während Zeichner jedes Fundstück detaillgenau dokumentieren.

Hier am Frischen Haff hatte der Deutsche Ritterorden im damals heidnischen Prusseiland 1237 eine Burg erbaut, dem Ort drumherum 1246 Stadtrechte verliehen und 1291 sein Haupthospital eingerichtet. Allmählich wanderten immer mehr Deutsche zu.

Anfang des 14. Jahrhunderts war Elbing – wie Elblag damals hieß – bereits über seine Altstadtmauer mit den acht Türen und neun Toren hinausgewachsen. Am Elbingfluß und auf der „Speicher-

Neu erstanden aus Ruinen: Auf den Trümmern der Vergangenheit

insel“ entstanden neue Quartiere, Mühlen, Gerberhaus, Ziegeleien, Walkhaus und Wollrahmen. 1335 ließen die Ordensritter im Südwesten eine Neustadt anlegen.

Elbings Hafen florierte, die Stadt wurde Mitglied der Hanse und schließlich nach wechselvoller Geschichte über die Jahrhunderte eine behäbig blühende preußische Provinzstadt – bis zum Ende des Zweiten Weltkriegs. In den letzten Kriegswochen aber versank sie in Schutt und Asche. Erhaltenes historisches Gemäuer wurde später zum erheblichen Teil demontiert und ins nahe Danzig gerollt – als Material für dessen originalgetreuen Wiederaufbau.

Elbing hatte sein Herz verloren. Die frühere Altstadt um die Pfarrkirche St. Nikolai wurde zu einer ausgedehnten Grünfläche, aus der spärliche Architekturzeuge der Vergangenheit – Heilig-Geist-Hospital, Klosterkirche St. Marien und Markttor – wie einsame Landmarken ragten.

„Wir werden der Stadt ihr Herz zurückgeben“

Aber gerade dank dieser scheinbaren Kulturwüste gewinnt Elblag jetzt internationales Renommee und wird zum Vorbild für die Kooperation von Stadtplanern und privaten Bauherrn auf der einen sowie Denkmalschützern und Archäologen auf der anderen Seite. Denn auf den Originalfundamenten unter der Grasnarbe entsteht gegenwärtig eine neue Altstadt. „Wir wollen der Stadt ihr Herz zurückgeben“, sagt die Stadtarchäolo-

gin Grazyna Nawrońska. „Wer hier bauen will, muß die alte Parzellengröße exakt einhalten und die mittelalterlichen Fundamente verwenden.“

Auflagen gibt es auch für Stockwerkshöhen, Fassaden und Gebäudenutzungen. Darüber daß die neuen Altbauteile ein angemessenes historisierendes Gesicht bekommen, wacht Maria Lubocka-Hoffmann: „Zwar wollen wir das Mittelalter nicht imitieren, aber doch den alten Stadtplan präzise einhalten.“

Drei Jahre lang – und das zählt zum wahrhaft Revolutionären in Elblag – hält die Denkmalschützerin den Archäologen Parzelle für Parzelle leer, bevor Bauarbeiter aufmarschieren dürfen. Von einer solchen Frist können Stadtarchäologen in Deutschland nur träumen; sie sind es gewöhnt, in den Innenstädten vor den Baggern herzuziegen.

In Elblag aber konnten der Archäologe Tadeusz Nawroński und seine spätere Frau Grazyna 1980 eine der größten Ausgrabungen des mittelalterlichen Europa in Angriff nehmen: Während den Stadtarchäologen andernorts meist nur Baulücken offenstehen oder in einem Sanierungsviertel höchstens ein paar tausend Quadratmeter, haben die Forscher in Elblag bereits 11 000 Quadratmeter untersucht – und weitere 22 000 Quadratmeter warten auf sie: „Arbeit für die nächsten 30 Jahre“, so Grazyna Nawrońska.

Das Loch vor ihren Füßen, aus dem die stinkenden Eimer gehoben werden, ist die alte Grube eines „Sprachhauses“, wie im Mittelalter mancher-

orts die Aborta hießen. Denn man schätzte durchaus Geselligkeit bei der körperlichen Entsorgung, wovon auch ein zweitöchriges, vom Grabungsteam bereits geborgenes Sitz- brett zeugt.

Grazyna Nawrońska nennt die uralten Schächte „Goldgruben“. Was eine Assoziation an die „Goldgräber“ sein könnte, an jene armen Teufel, die überschwappende Jaucheböden leerzuschöpfen hatten – im Winter oder tief in der Nacht, damit die Geruchsbelästigung sich in Grenzen hielte. Ein riskantes Gewerbe: Mancher „Heimlichgemachsfeger“ erstickte an den Fäulnisgasen oder ertrank in den Fäkalien.

80 000 Fundstücke aus Holz, Leder, Metall und Glas

Grazyna Nawrońska, die seit dem Tod ihres Mannes vor vier Jahren die Grabungen leitet, hingegen schätzt die Kloaken tatsächlich als überaus wertvoll ein: Das Grundwasser hat die Ausscheidungen so feucht gehalten, daß deren Chemismus Alltagsutensilien konserviert hat, die über Tage längst verrottet wären.

Insgesamt konnten bisher rund 80 000 Fundstücke aus Holz, Leder, Metall und Glas sowie mehr als 400 Textilfragmente und 550 000 Keramikscherben geborgen werden: Mangels Müllabfuhr war Ausgesondertes oft einfach in die Latrine geworfen worden.

Heute schmücken restaurierte mittelalterliche Töpfe und Pfannen, Holzschalen und Holzlöffel, Steinigt-Humpen und kugelige Schmortöpfe die Vitrinen des Stadtmuseums im

Gewölbe einer alten Mälzerei. Lasiertes Geschirr aus Dänemark, Steinmörser aus England, Pfannen aus Holland, Weinkräge aus dem Rheinland, Glas aus Frankreich, Teller aus Spanien und Seide aus dem Mittelmeerraum geben Aufschluß über Verkehrswege und Warenfluß, Wohlstand und Alltagsleben von „stat“ und „burgaere“.

So weiß Grazyna Nawrońska inzwischen, daß auch fromme Elbinger zum Grab des Apostels Jakobus im rund 2400 Kilometer entfernten Santiago de Compostela gepilgert sind. Dafür spricht eine in jenem Abort gefundene spanische Jacobsmuschel: „Pilger pflegten eine solche Muschel wie einen Orden an einer Halskette zu tragen oder sich ans Wams zu nähern.“

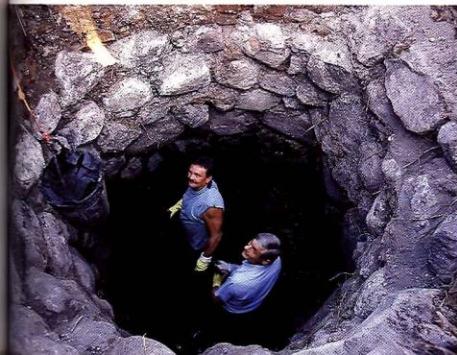
Der wichtigste Fund: die einzige noch vollständig erhaltene mittelalterliche Laute. Auch die hatte man im Klo gefunden.

Architektur- und Marinehistoriker aus Warschau, Breslau oder Krakau helfen seit Jahren bei der Enträtselung der Fundhalden – Dendrochronologen bestimmen das Alter von Hölzern, Archäozoologen untersuchen die Gebeine von Tieren.

Nach und nach gelang so den Archäologen, aus ihren Fundstücken ein fast vollständiges Panorama mittelalterlichen Stadtlebens herauszulesen, ein Sittengemälde vor allem des 14. Jahrhunderts.

Am weitesten zurück führte die Zeitreise im Gelände um St. Nikolai. Dort entdeckten die Forscher einen Pestfriedhof sowie Relikte des ersten Rathauses aus dem Jahr 1240,

heit soll sich eine neue Stadt in alter Form erheben



Das Klo als Zeitmaschine,
der Archäologe als Stadtplaner:
Zwischen den freigelegten
Mauern der Häuser liegen die
Abortgruben, in denen die
meisten Funde, etwa Tonkrüge,
gemacht wurden. Später
werden historisierende Neubau-
ten auf die Hausreste gesetzt
(wie oben im Hintergrund)

Zeichnen gegen die Zeit. Schon bald werden die Reste aus

eines Gewandhauses der Tuchhändler und eines Gerichtsbaus mit Pranger.

1288 brannte die ursprüngliche Siedlung mit ihren Holzwänden, Stroh- und Schindeldächern ab. Beim Wiederaufbau entstanden Häuser nach Lübecker Muster: aus Stein, mit schmalen steilen Giebelfassaden, Kranbalken unter dem First und vielen Lüken und Fenstern, die meist mit Pergament oder Leinwand verschlossen waren, weil Fensterglas noch sehr teuer war.

Um Licht hereinzulassen, stand tagsüber das Dielentor weit offen. Über dem Eнтree befanden sich mehrere Stockwerke Stauraum für Waren sowie eine vergleichsweise winzige „Stube“ für Familie und Gesinde; mit Kachelofen oder Feuerbecken, Truhen, Bänken und kurzen Betten. Statt Hausnummer trugen die Häuser Namen: „Zum bunten Ochsen“, „Zum heißen Stein“, „Zum geilen Mönch“.

Nur „Stein-Reiche“ konnten sich gemauerte Häuser leisten

Solides Mauerwerk wie vorgeschrieben konnten sich indes nur die „Stein-Reichen“ leisten; kleine Handwerker und Krämer dagegen bauten alsbald auch wieder windschiefe Buden aus Holz und Lehm. Tagelöhner hausten gegen „Zins“ in muffigen Kellerröchern ohne Fenster.

„Arm sein war der Normalfall“, sagt Frau Nawrolska. „Jeder zweite Säugling wurde nicht einmal ein Jahr alt, und schätzungsweise die Hälfte der Bevölkerung lebte an der Grenze zum Hungertod.“ Das

„Hudelmannsvolk“ vegetierte in Lumpen („Hudeln“) unter Treppenstiegen, in Verschlägen oder neben dem Leprosorium St. Georg, in dessen Nähe sich sonst niemand aufhalten mochte.

Anfang des 15. Jahrhunderts wurden in der Altstadt 362 Häuser und 289 Buden gezählt. Grazyna Nawrolska breitet einen von ihrem Team rekonstruierten Stadtplan des späten Mittelalters aus – das Ergebnis der Entschlüsselung rarer Schriftquellen wie „Des stades czinsbuch“ und der „Wiesenbücher“. Eine Soziotopographie, in der auf einem Geviert von 500 mal 300 Metern nicht nur alle Straßen eingetragen sind, sondern auch öffentliche Einrichtungen sowie die Anwesen vieler Bürger und deren Berufe.

Die Lage von Fleischer-, Fischer-, Schmied- oder Böttcherstraße gibt Auskunft darüber, wo sich welches Gewerbe einst konzentrierte; und das Dominikanerkloster war selbstverständlich in der Mönchsstraße zu finden. Noch nicht eruiert ist, wo das „Dollhaus“ für „Unsinige“ gestanden hat, das in den Chroniken erwähnt wird.

Wenn sich auch Körperpflege weithin auf das Lausen beschränkte, so gab es doch damals schon städtische Badehäuser. Hier setzten „Angießer“ Kräutersud auf, ließen „Bader“ ihre Kunden zur Ader, um etwa dem tödlichen „englischen Schweiß“ vorzubeugen. „Berüchtigte“ Damen vergnügten sich mit Männern im Zuber. Andere, die an roten, grünen und gelben Schleier kenntlich waren, boten ihre Dienste in „Frauenhäusern“

an, wo der Henker den Frauenlohn kassierte – bis „Malfranzos“, die Syphilis, zu Beginn des 16. Jahrhunderts dem öffentlichen Badewesen ein Ende bereitete.

Bier ist gesünder als Wasser

Elbings Mittelpunkt war der 90 mal 90 Meter große Marktplatz zwischen Rathaus und St. Nikolai. Seit der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts befanden sich dort Wohnhäuser und Buden, die gleichzeitig als Verkaufsstand und Wohnung dienten – Krämerbuden vor dem Haupteingang der Kirche, Schuhmacherbuden an der Nordseite und Brotbänke an ihrer Südseite.

Verkaufsstände für Wein, Getreide, Salz und flandrisches Tuch reihten sich am Alten Markt. Es fanden sich auch „Zahnreißer“ und „Starstecher“, ebenso „Sudelküchen“, wo die Armen Fleisch von verendetem Vieh verzehrten, weil das billiger war als „eigener Herd“. Dazu wurde dünnes Bier getrunken, weil niemand dem Wasser aus öffentlichen Brunnen traut.

Außer während der Winterpause vom 11. November bis 2. Februar war das ganze Jahr über Handelssaison. Dann wurden im Hafen von Elbing jene Koggen befrachtet und entladen, die nach Lübeck, Königsberg und Nowgorod gingen oder gerade von dort gekommen waren.

Sackträger, Bierlader und Karrenführer stemmten Tonnen, Pakete und Ballen. Tagelöhner arbeiteten an der Waage, am Kran, im Herring-

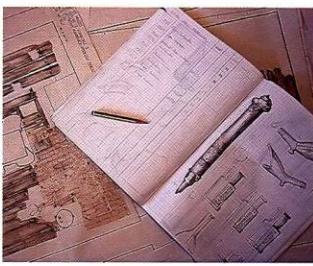
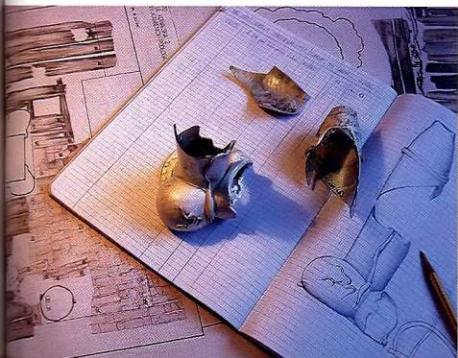
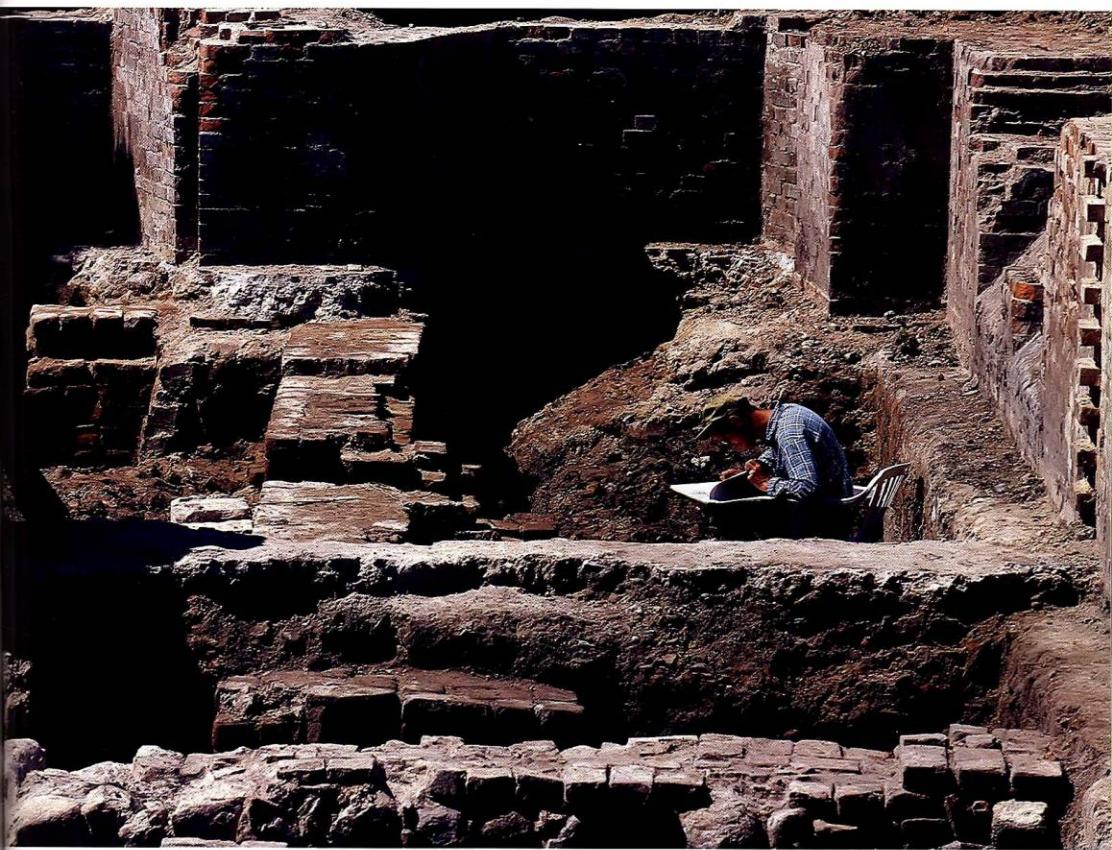
haus und an den Störbänken. Dienträger, Salzwälzer und Kalkfahrer passierten die Gassen, in denen man tunlichst „Trippen“ trug, Holzschuhe mit hohen Hacken und Stößen, um nicht im Matsch zu versinken. Der städtische Schweinehirt trieb seine grunzende Herde auf die Weide am Stadtstrand.

Am Rande des Marktes standen, zu Löschzwecken, Wasserbottiche auf Kufen parat, sogenannte „Feuerschleifen“. „Wetteherren“ führten die Marktaufsicht, kontrollierten aber auch Wanderchirurgen, Bademüter und den „Bubenkönig“ (oder „Bettlervogt“), der gegen Lohn seinesgleichen vom Markte fernzuhalten hatte.

Trotzdem stöberte die Marktautorität immer wieder „Gelichter“ – Diebe und Wegelegerer – auf, erfaßte der Stadtschreiber Bettler wie den „rot Schisser“ und die „Scheizinbrunnen“, die „Zwirgel mit der einen Hand“ oder die „nastlos Anna“ – letztere hatten offenbar wegen eines Delikts mit dem Scharfrichter Bekanntschaft gemacht. Verbrechen wurden brutal bestraft: So stach man Falschwürfeln die Augen aus, und wer ein Kind ausgesetzt hatte, wurde ertränkt.

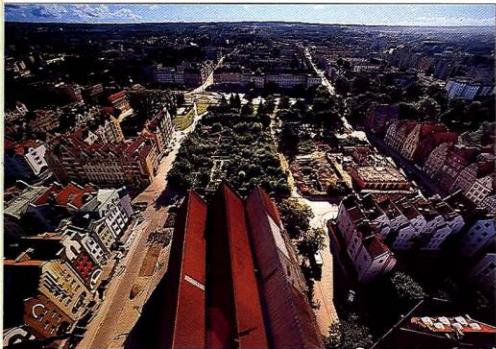
Stadtluft machte auch sonst nicht jeden frei. Vor allem die Herkunft entschied über Stand und Karriere eines Elbingers. Fraglos hatten die Nachfahren jener Pioniere aus Holstein, Niedersachsen und Westfalen, die einst die Stadt gegründet hatten, bessere Aufstiegschancen als alteingesessene Preußen, Polen und Käschubben.

dem Mittelalter komplett überbaut sein



Ein polnischer Ausgräber skizziert in Elblag Funde (etwa eine penisförmige Vase) und Fundorte. Die Archäologen ziehen dieses aufwendige Verfahren der Fotografie vor: Weil so die oft unscheinbaren Details besser wiederzugeben sind, als es das Kameraobjektiv kann

Inzwischen haben die Forscher sogar ein Branchenver



Elbing, oben rechts eine Ansicht von 1626, war ein florierender Binnenhafen in Ostseennähe. Zerstört im Zweiten Weltkrieg, verging mehr als ein halbes Jahrhundert, ehe die Stadt ihr Zentrum zurückzugewinnen begann. Bald soll das Viertel wieder so aufblühen wie im Jahr 1417 – zu einer Zeit, von der die Forscher dank eines alten Grundbuchs heute sogar wissen, welcher Meister einst in welcher Straße wohnte

- SCHIFFER
- KAUFMANN
- ▲ KRÄMER
- SCHUHMACHER
- ▲ SCHNEIDER
- TRÄGER
- ▲ TISCHLER
- BOTTICHER
- BÄCKER
- FLEISCHER
- ▲ BRAUER
- APOTHEKER
- SCHMIED
- GOLDSCHMIED



Zeichnis aus dem Mittelalter erstellt

Die Patrizier sprachen gehobenes Niederdeutsch und bewohnten die Gassen bei St. Nikolai, die nachts mit Eisenketten vor dem Pöbel gesichert wurden. Die „lütjen Lüde“ dominierten die Vorstädte. Honoratioren fanden ihre letzte Ruhestätte in Kirchengräften; wenig begüterte Sterbliche bestattete man in „Bauernkuhlen“.

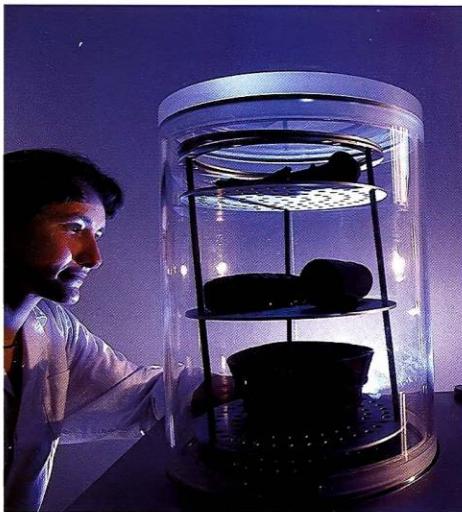
Schmuck und Kleidung wurden zwar besteuert, doch je edler etwa die Garderobe der Gemahlin („Teufelsfenster“ nannten Kleriker die Dekolletés), desto größer das von den Mitbürgern taxierte Vermögen des Ehemannes – und dessen Kreditwürdigkeit.

Am liebsten würden manche Bürger die Latrinen selber ausgraben

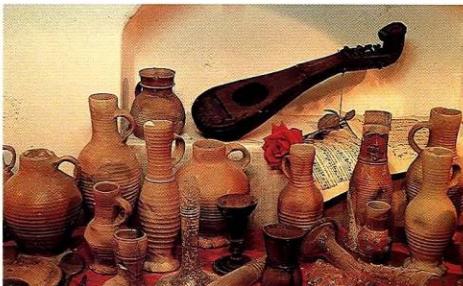
Allmählich emanzipierten sich die Kaufleute und Handwerker Elbings von den Ordensrittern auf der Burg. Sie richteten eigene Behörden ein und übernahmen somit Anteile an der Stadtmaut: als Brot- schneideherr, Zehntenpfennigsherr, Wege- und Stegherr, Kornkaufsherr, Waisenherr und dergleichen.

Und je größer ihr Wohlstand wurde, desto größer auch ihr Unbehagen. Steuern an die ritterliche Obrigkeit zu zahlen müssen, und überhaupt, irgendwem untertan zu sein.

Im 13jährigen Krieg zwischen dem Ritterorden und dem polnisch-litauischen König paktierten die deutschen Pfeffersäcke in Elbing kurzerhand mit dem König, stürmten 1454 die Burg, verjagten die Ritter und erklärten Elbing zur



Einer der spektakulärsten Funde der Chefarchäologin Grażyna Nawrońska (oben) ist eine Lauter (rechts) – das einzige aus dem Mittelalter erhaltene Instrument dieser Art. Sie wurde schockgefroren, damit sie nicht jetzt noch zerfällt



freien Stadt. 1466 unterstelltten sie sich, unter Wahrung praktisch sämtlicher Rechte, polnischer Oberhoheit.

Die Hinterlassenschaft der Ritter demolierten sie so gründlich, daß auch ein nach deutschen Helden fahndendes Team von NS-Archäologen in den jüngsten vierziger Jahren nichts wiederupspürte – das gelang erst den polnischen Stadtarchäologen.

Seit 1983 füllt sich die Grünfläche um St. Nikolai langsam wieder mit schmalen Häuserzeilen. Das städtebauliche Experiment, dem zersiedelten Elblag von heute den vitalen Mittelpunkt des mittelalterlichen Elbing wiederzugeben, scheint zu gelingen.

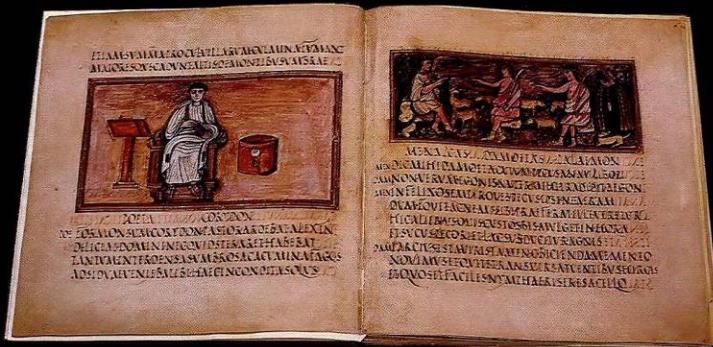
Noch aber sind die Archäologen und deren Funde die Hauptattraktion der Stadt.

„Zum einen stehen deutsche Heimwehtouristen neben unseren Ausgrabungen und fangen an, ihre Vorkriegsydillen zu beschreiben“, erzählt Grażyna Nawrońska. „Zum anderen kommen polnische Bauherren und wollen genau wissen, was wir alles über ‚ihre‘ Parzelle herausgefunden haben. Am liebsten würden sie selbst die Latrinen ausgraben.“

Wen die Leidenschaft fürs Alte packt, den schreckt kein Gestank. □

Die Großmeister der Miniatur

Kein anderes Medium bewahrt die Farben- und Formensprache des Mittelalters so vollständig wie die illuminierten Bibeln und Stundenbücher, Gesetzeswerke und Heiligeniten aus jener Zeit. Geschaffen wurden sie von »Miniatoren« – von Künstlern, die anfangs mit Minium, einem bleihaltigen Rotpulver, Überschriften und Initiale aufs Pergament malten und später auf den Buchseiten ganze Panoramen ihrer oder der jenseitigen Welt entwarf en



Ein frühes, rätselhaftes Meisterwerk: Der Vergilius Romanus, eine Sammlung von Texten des römischen Dichters Vergil, entstand im 6. Jahrhundert und ist eines der ersten Beispiele abendländischer Buchkunst. Bis heute weiß niemand, wo dieser Codex entstanden ist, oder gar, wer ihn geschaffen hat



800 Jahre
nach dem Vergilius
Romanus ist
die Buchseite zum
Gesamtkunstwerk
geworden – wie in der
„Hamilton-Bibel“,
die um 1350 in Neapel
geschaffen wurde.
Bild (eine Sequenz aus
der Genesis) und
aufwendiger Rahmen
bilden eine Einheit.
Ein Jahrhundert später
werden gedruckte
Bücher die handge-
fertigten Unikate
fast vollständig ver-
drängt haben



SECRETIV MESS SEDS

DOMINA MATER ETSI

MARIA OS DE PANTECA

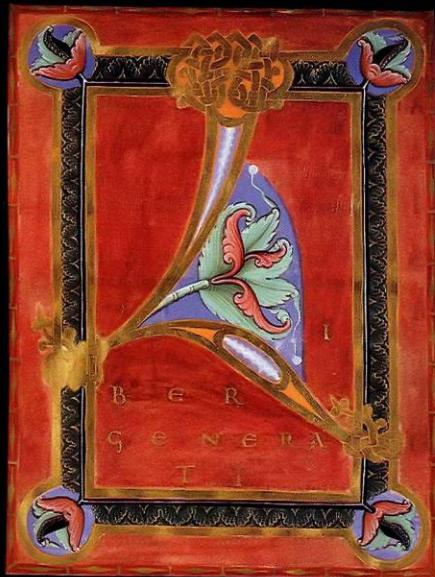
CONVENTUS REGIUS IN VENETIA

ESTI VITEROPHABERIS

Nur selten lässt sich aus dem Buch selbst herauslesen, mit welchem Mut Wissen in dunkler Zeit gerettet wurde: Der Codex Aureus, ein mit Blattgold belegtes Evangeliar aus dem 8. Jahr-

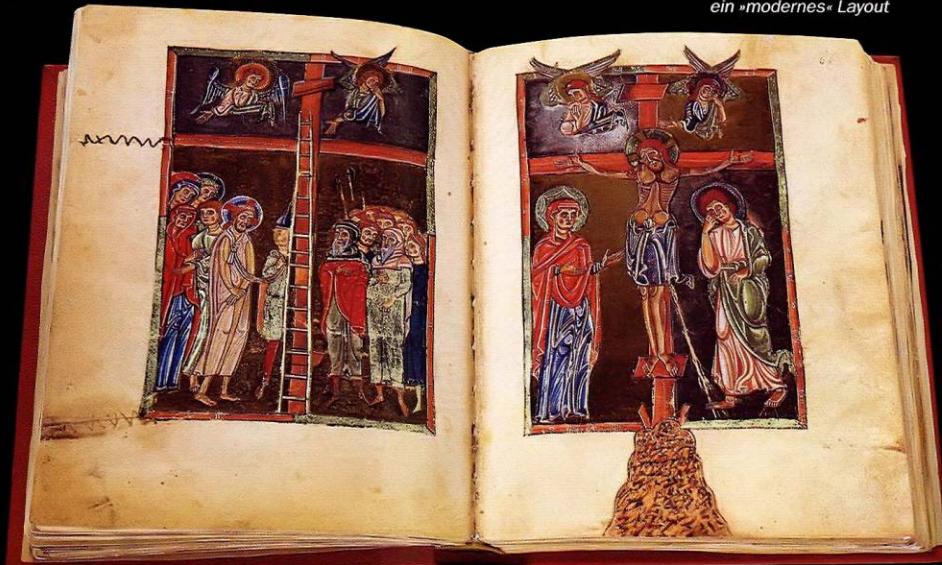
hundert, stammt wahrscheinlich aus Canterbury. Doch rund 100 Jahre später raubten Wikinger das Werk. Dem angelsächsischen Aldorman (etwa: Gaugraf) Aelfred war Gold weniger wichtig als die Schrift – er ging selbst

zu den Räubern und löste den Codex gegen Edelmetall aus. Die Notizen auf der rechten Seite außerhalb des heiligen Textes berichten von der Helden- tat des Bücherfreundes



In der Initiale des Lukas-Evangeliums aus dem Hillinius-Evangeliar – um 1000 von den berühmten Buchmalern der Reichsabtei Reichenau vollendet – wird die Schrift zum Zeichen für Eingeweigte, zum Symbol einer Metasphäre, in der der Text selbst zum Gleichnis wird: Durch den Untergrund des »nächtlichen« Purpurs schimmert das Elfenbein des Pergaments. Es steht für das Tageslicht; und dieses wird überstrahlt von Got-tes goldenem Glanz

Dieses vermutlich im 13. Jahrhundert geschaffene Neue Testament ist ein Beispiel für die Symbiose verschiedener Stile am Hofe Kaiser Friedrichs II. in Palermo. So zeigt das Bild links byzantinische, normannische und auch arabische Einflüsse, worauf der Mann mit dem Turban hinweist. Rechts in der Kreuzigungsszene bricht der Berg Golgatha aus dem strikten Bildrahmen und läuft bis zum Seitenrand – beinahe schon ein »modernes« Layout

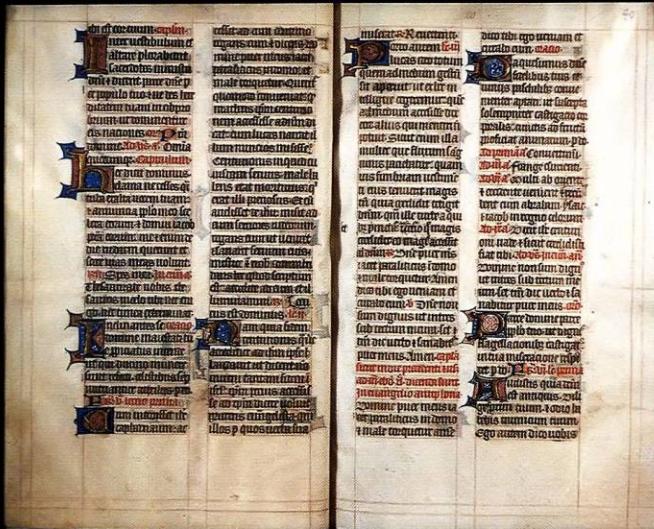


三

A page from a medieval manuscript, likely a Breviary or Missal, featuring dense Latin text in two columns. The text is written in a Gothic script with large, decorative initials in red, blue, and gold. A central illuminated miniature depicts a seated figure, likely a saint or pope, in a purple robe, surrounded by three smaller figures, possibly attendants or angels, in a golden setting. The manuscript shows signs of age and wear, with some staining and discoloration.

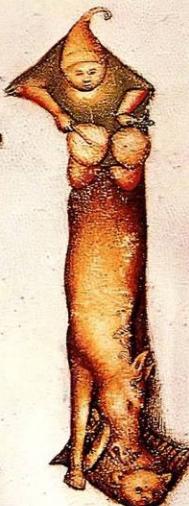
Aus der Werkstatt eines Juristen: Der Schreiber Leonardo de Gropis aus Modena vollendete, wie eine Signatur im Buch zeigt, am 12. Juli 1241 diese Ausgabe der Dekretalen Papst Gregors IX. Die Kirchenrechtssammlung ist als Text im Text in einen Kommentar des Juristen Bernard von Parma eingebettet. Ein unbekannter Nutzer – vielleicht ein Student, der in Vorlesungen mitgeschrieben hat – hinterließ schließlich am Rand und unten eigene Notizen

Revolution zwischen Buchdeckeln: Während man zuvor fast ausschließlich theologische und gelehrte Werke zu einem Codex band, wurden im Hochmittelalter Codices auch zur Unterhaltung herausgebracht. Der »Rosenroman« beispielsweise war mit vermutlich rund 300 Handschriften geradezu ein Bestseller des Mittelalters: Die ältere Version eines Liebesepos hatte Jean de Meun um das Jahr 1280 auf 22 000 Verse verlängert, und Berthaud d'Achy hatte dem Werk mit 93 Miniaturen und schwungvollen Initialen die gebührende Form gegeben



Von diesem gotischen Brevier der Abtei von Chertsey aus dem 14. Jahrhundert sind nur noch Fragmente erhalten. Diese Blätter haben bereits ein klares Layout: Der Text steht in parallelen Spalten und ist durch Initialen und rote Zwischenitel tituliert. Ein Prinzip, das ein Jahrhundert später die Buchdrucker übernehmen werden und das bis heute gilt

Im Spätmittelalter waren viele Buchkünstler nicht mehr Mönche, sondern Profis, die ihre Werke an bibliophile Sammler verkauften. Dafür arbeiteten sie auch mit Musterbüchern – wie zum Beispiel Giovanni de' Grassi. Der Mailänder schuf Ende des 14. Jahrhunderts Initialen, deren ursprüngliche Bedeutung – Lesezeichen im Text zu sein – nebenständlich wurde. Sie waren eigenständige, skurrile Kunstwerke geworden





Der Ordensgründer, Geschichtsphilosoph und Theologe Joachim von Fiore wurde im 12. Jahrhundert besonders wegen seiner apokalyptischen Visionen im Volk wie ein Heiliger verehrt. Seine Schriften hatten bis in die Neuzeit erheblichen Einfluß auf die Philosophie. Rund 200 Jahre später fügten Unbekannte den Weissagungen über die Kirchenentwicklung und die Taten künftiger Päpste weitere hinzu. Dieser Codex vom Anfang des 15. Jahrhunderts versammelt Joachims Texte unter bizarren symbolischen Darstellungen



Frommes Meisterwerk für einen Wüstling: Dieses Weihnachtsmissale ordnet die liturgischen Texte für die Christmette, die der berüchtigte Borgia-Papst Alexander VI. 1495 zelebriert hat. Es ist zwar noch nicht gedruckt, sondern von Hand geschaffen, doch die Miniaturen verraten einen bereits von der Renaissance geprägten Stil

EXODVS



filii: isti qui in regni sunt in eis, perinde cum lac-
sugali qui domini sunt in interiori. Ruben, Sym-
on, Levi, Iuda, Simeon, Zabulon, et Benjamin
Dan, et Nephtalem, Gad, et Aser, Erane, Gedeon
omni anima, eorum et eorum filiis de famae Jacob
separauit, hodie, a latere in egypto anno 1490
mortuorum et uniuscuius fratribus omni, cognatis
sua filii, siue creaturae, et quasi germinantes
multiplicatae sunt, ac roboratae nimis implerent
terram. Sunt intermixtae non sicut vegetabilis
cognitione, sed sicut in eis per se sunt, et
eius populus filios, sed sicut in eis et fortior
venient sapientie opprimantur, et in forte mal-
trahuntur, et si inquerunt contra nos bellum, ac
datum non inimicis expugnari, et nobis crederet
autem de terra, Repulimus ita, magis opere
ut affligimus eorum, et, edificantes eis, quibus
tabernaculae, Pharam, Phuton, et Ramelle
quidam, opprimebant eos tanto magis multa
placitum, et crederemus. Oderimus, et si nos sive
egypti, et affligeremus illi, id est, et si area, et
maritimum perducemus utra eis operibus
dantur, et latere, omni, et familia, qui
terre operibus premebatur. Dux autem rex
egypti obsterit, et habebat, quascum uocat
hunc Sephoram, alia Tura, precipit, et si

obtemperabat hebreos et pars eius aduenit similitudin fieri inter se et si femina obtemperare. Tunc obtemperare debet et non temere ut ex precetti regi egypti sed con-
tra voluntate marit. Quia sed ut accidit res ut
nihil est hoc quod facere voluerit nisi
gratianus quod dicitur. Non habet similitudinem
ut ex parte mulieris. Hinc enim obtemperare
venit laetitia et præstis coniamus ad eum
nisi. Denique ergo facta est obtemperare. Et cum
ut pœna conatur et quod nimis et cum ex parte
fieri obtemperare debet. adiudicant illi domini
cepit autem Phamom omni pœnali diec. Regi
imperium suum nati sunt. in fine precepit
quod temere renuntiaretur. **C. II.**
Greci et si pœna hanc de domo leui accepta
exponit pœnæ sua. si coepit et peperit filium
et unde cum elegantia abcedit menaberis
tunc. ut canere non posse. sumptuose fidelium
tempera et latuus ei utrumque ac pœna pœna
et iniquum infantum et expofit ei in carpe
tum fluminis pœna pœnare solum et eis
dente entus ei. Ieace autem dicitur et hoc
ut Paracletus et Lazarus in flamine et cu
m eis graduatus pœpelinus alius
cum induit et felicem in pomerio misit unde
a

Letzte Blüte der
Miniatur: Die 1476/78
entstandene Bibel
des Federigo da Mon-
tefeltro ist reich
mit Bordüren und Bil-
dern – hier der Ein-
zug der Israeliten in
Jerusalem – aus-
geschmückt. Ein Zier-
rat, der sich mit
den Druckstöcken
jener Zeit noch nicht
reproduzieren ließ.
Dennoch machte
Gutenbergs Erfindung
binnen weniger Jahr-
zehnte fast alle Buch-
künstler arbeitslos

Nicht jedem ward

... Nikolai de Treskow aber schon:

Der Sproß eines preußischen Adelsgeschlechts folgte den Pop-Stars des Mittelalters und wurde Minnesänger. Nun betört er weibliche Fans und singt an gegen den Sittenverfall

VON INES POSSEMEYER

Im zarten Alter von 14 Jahren hatte Nikolai von Treskow bei den Mädchen kaum Erfolg. Sein Bruder spannte dem schmalen Rothaarigen stets die Jungfern aus. Dann aber bekam Nikolai eine Harfe geschenkt, schlug unter einem abgeschiedenen Pflaumenbaum die Saiten an – „und die Mädchen kamen“.

Da erahnte der Sproß preußischen Landadels seine besondere Macht: „Ich bin kein Traummann, aber ich verzaubere Frauen mit der Kraft meiner Stimme.“ Eine Erkenntnis, die fortan sein Leben bestimmen sollte: Nikolai von Treskow, geboren anno 1968, wurde Minnesänger.

Seine Vorbilder freilich waren längst verblichen – der poetische Liebesdienst war ein Metier des 12. und 13. Jahrhunderts. Die höfischen Entertainer beschworen das Bild vom edlen Ritter und der lieblichen Dame, umwarben die „scheinern frouwen“ und propagierten die „fin' amor“.

„Meine Kollegen im Mittelalter waren mehr als nur Musiker und Dichter“, meint von Treskow. „Sie waren Botschafter der Liebe und der Höflichkeit. In ihre Fußstapfen wollte ich treten.“

Schon die Voraussetzungen stimmten: Auch der wohlgeborene Sänger Nikolai war bei Beginn seiner Karriere arm – wie die meisten seiner adeligen Vorfächer. Wollten die mittellosen Ritter des 13. Jahrhunderts zu Geld kommen, blieben ihnen kaum mehr als drei Wege nach oben: die Vermählung mit einer Erbin (wenig aussichtsreich), der Duellsieg über einen reichen Turniergegner, der anschließend seine Freiheit erkaufen mußte (nicht ungefährlich), oder der Aufstieg zum gefragten Unterhaltungskünstler – in der Hoffnung, eines Tages eine feste Position an einem königlichen Hof zu finden.

Die Ausbildung an der Waffe kam für von Treskow nicht in Frage: Als erster seines Geschlechts diente er lieber zivil, als Sanitäter beim Roten Kreuz. Dann studierte er Alte Musik, perfektionierte sein Spiel auf Harfe, Zitter und Drehleier und machte sich mit der Liebeslyrik seiner Vorbilder vertraut.

Im Troß aufs Mittelalter spezialisierter Schausteller zog der junge Troubadour anschließend über Märkte und Festspiele. Doch das Leben in der neomittelalterlichen Gemeinschaft war anfangs nicht leicht: „Die Hierarchien sind dort ausgeprägt wie vor 800 Jahren“, so der Musikant, der sich eines Tages in „de“ Treskow um-

benannte. „Ich war für alle nur ‚die singende Strumpfhose‘.“

Denn rotbestrumpft, mit hochgebohnen Schnabelschuhen, in grünem Seidenhemd und mit güldener Gürtelschnalle stellte sich der Postillon d‘amour vor interessierten Damen in Positur, vor der Brust die Harfe, fixierte sie mit schmachtem Blick und stimmte auf mittelhochdeutsch einen Song aus den „Top Ten des Mittelalters“ an, zum Beispiel Walther von der Vogelweide unsterblichen Hit „Frauenlieb“ („Frauenlieb hat uns geboren, Frauenlieb bricht uns das Herz“).

Minne trifft auf Techno

Und manchmal, so behauptet de Treskow steif und fest, schenkten die darob Angebeteten dem Jüngling ein holdes Lächeln – „für mich das größte Glück“.

Alles nur Spiel mit der Legende? „Nein, ich bin keine Kunstrücker. Mein Leben ist wirklich so.“ Seine Kollegen von einst jedenfalls waren geschickte Mythenproduzenten. Fast alles, was die Nachwelt von ihnen weiß, haben sie selber niedergeschrieben: poetische Darstellungen, aus denen sich die höfische Rea-

lität so wenig ableiten läßt wie unsere Gegenwart aus deutschen Schlagnern.

Treskow: „Minnesänger waren Meister des Scheins. Sie mußten ein ewiges Rätsel sein, um interessant zu bleiben.“ Denn die öffentliche Verführung diente vor allem der Show für einen kulturell darbenden Hofstaat.

Das höfische Publikum freilich war klein, und lebten die Stars jener Zeit – etwa Heinrich von Morungen oder Oswalt von Wolkenstein – im 20. Jahrhundert, sie würden ihre Fans wahrscheinlich woanders suchen: „Die kulturellen Zentren haben sich von der Burg in die moderne Metropole verlagert“, so de Treskow. „Hier stehen auch die Flirttempel von heute: die Diskotheken.“

Um das Publikum dort mit seinen Liebesbotschaften zu erreichen, interpretiert der moderne Minnesänger mitunter die alte Musik neu – mischt Minne mit Techno, spielt Harfe zu Synthesizer-Sound. „In Taberna“, ein Stück aus der mittelalterlichen Liedersammlung „Codex Buranus“, schaffte es so in die Dance-Charts. Inzwischen gibt es von ihm drei CDs und in einem Berliner Radiosender den wöchentlichen „Minne-Report 2000“ (Thema u. a.: „Die Balzrituale des Mitteleuropäers“).

Gleich vier Rittervereine haben den nunmehr berühmten Sänger bisher als Mitglied an ihre Tafelrunde geladen, und mehrere Bürgermeister – die Lehnsherren von heute – buhlten schon um seine Gunst: Sie boten ihm kostenfreies Wohnen auf

Gesang gegeben . . .

ihrer Burg. Treskow folgte dem Ruf ins brandenburgische Ziesar und bezog dort stilgerecht ein Gemäuer aus dem 12. Jahrhundert.

Seinen Vorbildern getreu, beschloß der Troubadour, die Minne auf der Burg nicht nur zu leben, sondern auch zu unterrichten. Die Zeit dazu schien ihm reif: „Der Verfall

ritterlicher Rituale hat zum Tod der Erotik geführt. Die Männer sind faul geworden – sie verstehen sich nicht mehr auf die Werbung um die Kunst einer Frau.“

Um diese Verrohung zu bekämpfen, gründete der Frauenbetörer „Europas erste Minneschule“. So etwas hatte es selbst im Mittelalter

nicht gegeben. Da auch die Liebesknigge „Arts d'aimer“ oder „Traktatus de amore“ längst vergriffen sind, aktualisierte Treskow die guten alten Sitten und verfaßte ein Werk über „Die hohe Kunst der Verführung. Liebe und Lust nach den Spielregeln der mittelalterlichen Minne“.

Er selbst ist inzwischen vom Liebesglück verlassen – nachdem er es zwischenzeitlich auf derart viele Burgfräulein gebracht hatte, daß man im Dorf schon munkelte, der bestrumpfte Charmeur neige dazu, Haus und Hof nicht nur mit der jeweils aktuellen Dame seines Herzen zu teilen, sondern auch mit mehreren Verflossenen zugleich (denn immerhin der Zugang zum Himmelbett verwehrt blieb).

Kein Job beim Kanzler

Das perfekte Mittelalter, schöner als die Wirklichkeit – das gibt es wohl nur in der Traumwelt des Kinos. Und so findet der Treskow in den Babelsberger Filmstudios für sein Minnespiel ein Ausweichquartier – in der Burgkulisse des deutschen Mediävisten-Melodramas „Prinz Eisenherz“ (1997 gestartet, leider ein Flop), umfunktioniert in ein mittelalterliches Restaurant.

Selbst Gerhard Schröder hat hier schon hofgehalten, erzählt der Troubadour – bei einem Ritterbankett mit Frankreichs Staatsoberhaupt Jacques Chirac. Nikolai de Treskow war Maître de plaisir und sang. Doch ein Traum blieb ihm unerfüllt: In die Entourage des Kanzlers, wie einst die Troubadoure von den Mächtigen, wurde er nicht aufgenommen.

Und das, „obwohl es dort noch keinen Minnesänger gibt“. Nur Hofnarren. □



Ritter in Samt und Seide: Nikolai de Treskows originalgetreues Minne-Outfit ist möglicherweise unpraktisch, dafür aber (so sehen's zumindest manche Frauen) ziemlich sexy

Keusch, gehorsam, stets den Blick gesenkt?

Für manche Männer sind sie nichts als »ein Haufen Kot«

VON GABRIELE RIEDLE

Die Mieder geschnürt, die Kleider geraft, unter den Röcken Schuhe mit spitzen Kappen oder auf hohen Blöcken. Frisuren himmelsstrebend wie die Geschlechtertürme San Gimignanos, Ärmel wie die Trompeten von Jericho und überall Spitzen aus blütenweißen Leinen:

Im heiligen Ernst der festigten Städte des hohen und späten Mittelalters erscheinen prächtige, aber gefährliche Gestalten. In raffiniert geschniederten Gewändern probt das weibliche Geschlecht im Schatten der Kathedralen den Aufstand der Vergänglichkeit, bekennen sich Edelfrauen und Stadtbürgerrinnen zur visuellen Lust.

Die Magd schlüpft in die Kleider der Herrin, kaum daß die nicht mehr à la mode sind. In den Straßen Mailands wandeln Amazonen mit goldenen Gürteln und Schnabelschuhen. In England reiten Damen als Ritter verkleidet, mit zwei-

farbigem Gewand und den Dolch am Gürtel, zum Turnier.

Man hat Geld in den Städten; die Wirtschaft floriert, nicht zuletzt dank des Tuches, das Haupthandelsartikel geworden ist. Die Menschen strömen in die blühenden Gewerbe- und Handelszentren. Wer heute noch Bauer ist, kann morgen schon Bürger sein. Die Unterschiede zwischen den Ständen, zwischen den Ländern, selbst zwischen den Geschlechtern verschwimmen.

Und jetzt drohen auch noch die Frauen sich nicht mehr um Konventionen zu scheren, ja sogar so etwas wie Individualität zu entwickeln.

Mit vielerlei Regeln und Kleiderordnungen versuchen daraufhin die geistlichen und weltlichen Autoritäten jener Zeit, die maßlose weibliche Putzsucht zu zähmen.

Predigten, Moralschriften und Volksweisheiten befehlen den Damen, den Frauen, den Mädchen, sich schicklich zu verhalten: mäßig und keusch, gehor-

sam, schweigsam und den Blick stets gesenkt. Hauben werden verordnet, Amtspersonen kontrollieren die Knöpfe an den Kleidern.

Denn unter den Schleppen versteckt sich der Teufel, unter den Röcken lauert der Tod. Das Verderben kommt in Wahrheit vom weiblichen Geschlecht. Diese Überzeugung haben die Männer, allen voran die der Kirche, aus der Bibel: Hat nicht Gott selbst offenbart, daß „die Frau“ ihm weniger ähnlich sei als der Mann?

Zwar ist, nach reiflicher Überlegung, den Frauen eine Seele zuzubilligen, aber klar ist doch, daß in jeder die ewige Eva steckt: die Verderberin der Welt, ein triebhaftes Wesen, in dem sich Maßlosigkeit und Unterwerfung gefährlich mischen.

Wie dürfe ein solches Geschöpf über seine Wünsche, seine Beziehungen zu anderen, seine Erscheinung, ja sogar über sich selbst bestimmen können?

„Dieses Geschlecht“, schreibt im 11. Jahrhundert Abt Gottfried, Vorsteher



andere verehren sie – aus der Ferne. Doch manchmal brechen Frauen aus und gewinnen Macht, Einfluß, Bewunderung



Entbindung. Der anonyme »Meister des Marienlebens« malte um 1460 die »Geburt Mariens«, als wäre sie das Kind aus einem reichen Hause jener Zeit. Hebammen und Dienerinnen umsorgen die Mutter

Den Ehegatten steht es zu, ihre Frauen zu züchtigen – wenn auch in gewissen Grenzen

des Benediktinerklosters La Trinité in der Vendôme, hat Adam „unseren Stammvater ... vergiftet, hat Johannes den Täufer zugrunde gerichtet, den überaus mutigen Samson dem Tode ausgeliefert. In gewisser Weise hat es auch den Heiland getötet, denn wenn seine Sünde es nicht heraufbeschworen hätte, hätte unser Heiland nicht sterben müssen. Wehe diesem Geschlecht, das weder Furcht noch Güte noch Freundschaft kennt, und das mehr zu fürchten ist, wenn es geliebt als wenn es gehaßt wird.“

Das ist das damals in der Kirche vorherrschende Frauenbild. Es wird über Jahrhunderte die Regeln prägen, denen sich der weibliche Teil der Gesellschaft zu unterwerfen hat. Danach ist es Aufgabe der Männer, festzulegen, welchen Platz die Frauen in Kirche, Wirtschaft, Familie und im Bett einnehmen sollen. Vor allem aber haben sie den weiblichen Körper und dessen furchterregende Sexualität zu bändigen – haben ihn auf die Fortpflanzung zu reduzieren.

Seht auf zu Maria, der Muttergottes, ihr Frauen! Ihr sollt ihr nacheifern! Entscheidet euch zwischen Eva und Maria: zwischen dem Bösen und – nach Buße und Enthaltsamkeit – dem Guten.

Doch während die Männer den Marienkult zur



Ehe. Ein Paar gibt sich das Hochzeitsversprechen, der Mann wird seiner Frau ihren Platz in der Familie zuweisen:
Jan van Eycks »Die Hochzeit des Giovanni Arnolfini«, 1434

höchsten Blüte bringen, putzen die Frauen sich immer aufwendiger heraus: Eva siegt über Maria. Der Männertraum von der allseits beherrschten Frau erfüllt sich – soweit es um Mode geht – wenigstens dieses Mal nicht.

Den Angeboten auf dem boomenden Tuchmarkt öffnen die Frauen mit Vergnügen die Angst vor der ewigen Verdammnis; für jede Regel fallen ihnen tausend

Ausnahmen ein: Kaum wird den Frauen im 13. Jahrhundert etwa geboten, den Kopf zu bedecken, kommt auch schon der Seidenhenschleier in Mode.

Doch selbst wenn sich die Frauen in Fragen der Mode immer wieder durchsetzen – sie bleiben die beargwöhnte Geschlecht.

Dabei sind die Damen der höheren Stände dank Klostererziehung meist gebildeter als ihre Männer.

Ragen hervor als Mäzene wie Eleonore von Aquitanien (ca. 1122–1204), die Königin der Troubadoure. Erstaunen die Welt wie Kaiserin Kunigunde (ca. 975/80–1033), die ihren Mann Heinrich II. vertritt und knifflige gelehrte Korrespondenzen führt. Werden zu Idolen des Volkes wie die heilige Elisabeth von Thüringen (1207 bis 1231), die Arme und Leprakranke speist und pflegt. Wirken als einflußreiche Theologen und Kirchenreformer wie die Dominikanerin Katharina von Siena (1347–1380). Entwickeln Machtbewußtsein und politische Phantasie wie Königin Margarethe, Herrscherin in Dänemark, Norwegen und Schweden (1352–1412).

Doch was hätte man von solchen Frauen auf dem Schlachtfeld: die Dame im Sattel, das Visier heruntergeklappt, mutig voran, den Feind vor Augen, die Lanze gezückt, die Männer johlend hinterher?

Von wenigen Ausnahmen abgesehen, dürfen Frauen nur bei Abwesenheit oder Tod des Gatten regieren und auch dann fast immer nur, solange der Erbsohn noch nicht mündig ist. Mitregieren an der Seite ihres Mannes – das ist im Normalfall das höchste Privileg, das den Frauen gewährt, aber auch wieder genommen wird.

Immerhin: Sie dürfen den Thronerben gebären,

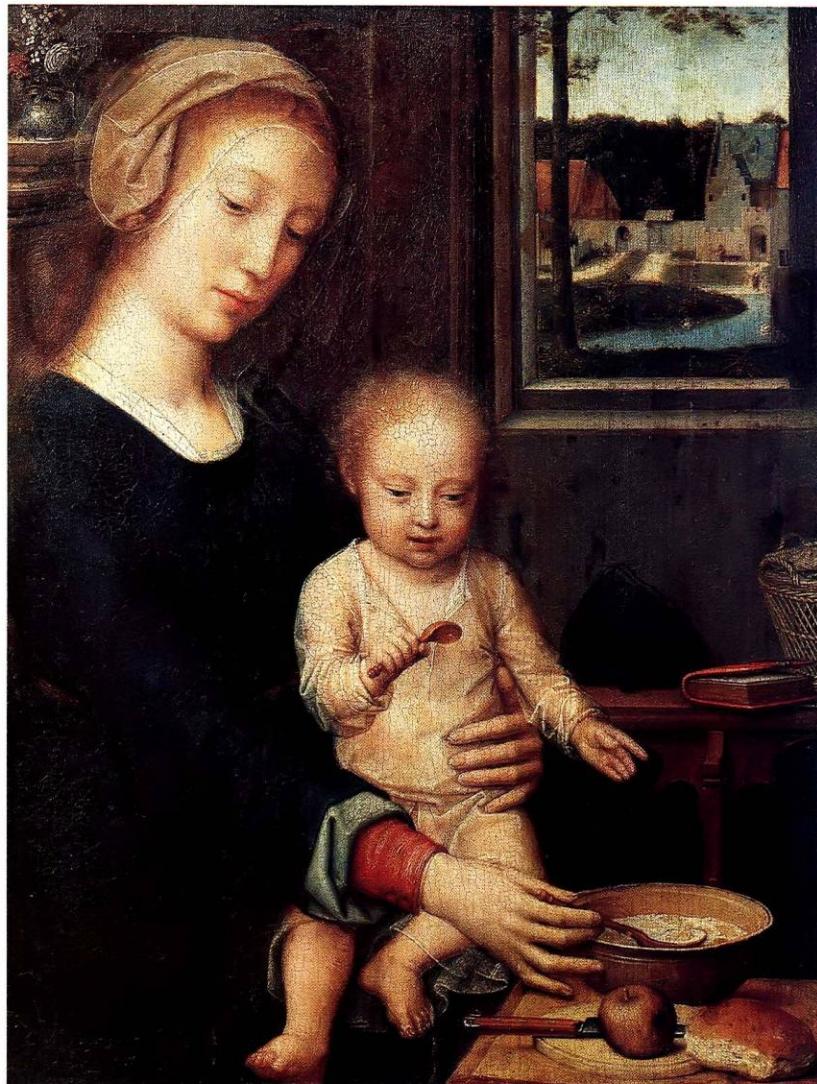
und der kann ja schließlich Geschichte machen.

Und noch eine zweite gesellschaftspolitische Aufgabe wird den Damen zugewiesen: zum Niederknien schön und verehrungswürdig zu sein.

Schließlich braucht ein rechter Ritter jemanden, vor dem er sich in den Staub werfen kann: Die höfische Minne – ein ausgeklügeltes Spiel von Geste, Wort und Gesang, in dem der Verehrer einer meist verheirateten Frau die Rolle eines idealisierten Objekts zuweist – verspricht den Rauhbeinen und Saufbolden kurzweilige Belagerungen, symbolische Heldentaten und Eroberungen – auch nachdem sie vom Pferd herabgestiegen sind.

Kein Zweifel, daß die Minne die allmähliche Zivilisierung dieser Kerle in nicht unbeträchtlichem Maße gefördert hat.

Auch in den Städten haben die Frauen politisch nur wenig zu melden, selbst wenn sie als Meisterin respektiert oder – im hohen und im späten Mittelalter – sogar selber ökonomisch sehr erfolgreich werden: In Paris und Köln etwa beherrschen Frauen im 14. und 15. Jahrhundert das Seidenmachergewerbe. Seidenweberinnen und Seidenstickerinnen kommen zu Meisterehren und bilden Lehrlinge aus. In Köln reüssiert die Kauffrau Cathringen Broelmann spektakulär im Eisenim-



Nachwuchs. Gerard David (1460–1523) malt die Jungfrau mit dem Jesuskind als bürgerliches Idyll. Die Botschaft lautet: Erben zu gebären hat das Ideal der Frauen zu sein

Nur an der Seite einflußreicher Männer können auch Frauen mächtig werden

port. In Lübeck sind Frauen an Schiffen beteiligt und befrachten sie, andere treiben schwunghaften Handel bis nach Schweden.

In der Reichsstadt Frankfurt am Main üben im 14. und 15. Jahrhundert Frauen 65 Gewerbe aus – von der Bierbrauerei bis zum Geldwechselgeschäft. Und selbst im winzigen Städtchen Bonn am Rhein sind ein paar Frauen neben ihren Haus- und Ehepflichten als Bäckerinnen, Krämerinnen und Marktfrauen aktiv. Das bringt Geld ins Haus und hilft der gesellschaftlichen

schaften – die Vorstellung von ihrer naturgegebenen Schwäche ist stärker. So haben sie sich weithin einer sogenannten Geschlechtsvormundschaft zu unterwerfen (die in Lübeck bis 1869 gilt): Wichtige Rechtsgeschäfte müssen von einem männlichen Vormund getätigter oder wenigstens gestattet werden – was dazu führt, daß etwa in Prag der Mann vor Gericht muß, wenn seine Frau in ihrem Gewerbe Schulden gemacht hat.

In Bayern können Frauen ihr „Erbe und Eigen“ zwar

den, sind sie von der Ratswahl ausgeschlossen.

In jedem Fall aber gilt: Ob Frauen dieses oder jenes Recht konzidiert wird, hängt das gesamte Mittelalter hindurch von der Großtugend der Männer ab. Denen steht es sogar zu, ihre Gattin zu züchtigen. Nur umbringen dürfen sie sie nicht.

Und dann beginnen die Männer die Frauen auch in der Bildung für viele Jahrhunderte hinter sich zu lassen. Denn seit dem 14. Jahrhundert besuchen immer mehr Bür-

die Heiratspolitik ihrer Familien zu fügen. Die geben ihre Töchter vorzugsweise in die Hände derer, die Vermögen und Einfluß der Sippe sichern.

Aber was, wenn sich kein akzeptabler Kandidat findet? Wenn der Mann gestorben, die Witwe der ehemaligen Abhängigkeit entkommen ist? Wer soll diese Frauen in der Männerwelt vor Nachstellungen und üblen Reden beschützen? Wie sollen sie ihr Leben gestalten – und wem dienen, wie sie es doch gelernt haben?



Aufstieg. Im 15. Jahrhundert sind nicht mehr nur Damen aus höchstem Adel würdig, porträtiert zu werden. Sondern auch reiche, selbstbewußte Bürgersfrauen

Stellung des Ehemanns auf. Die Alleinstehenden hingegen müssen sich, wenn sie nicht gerade von Stand sind, meist als Magd oder in anderen niederen Diensten durchschlagen. Und vielen bleibt nur die Prostitution.

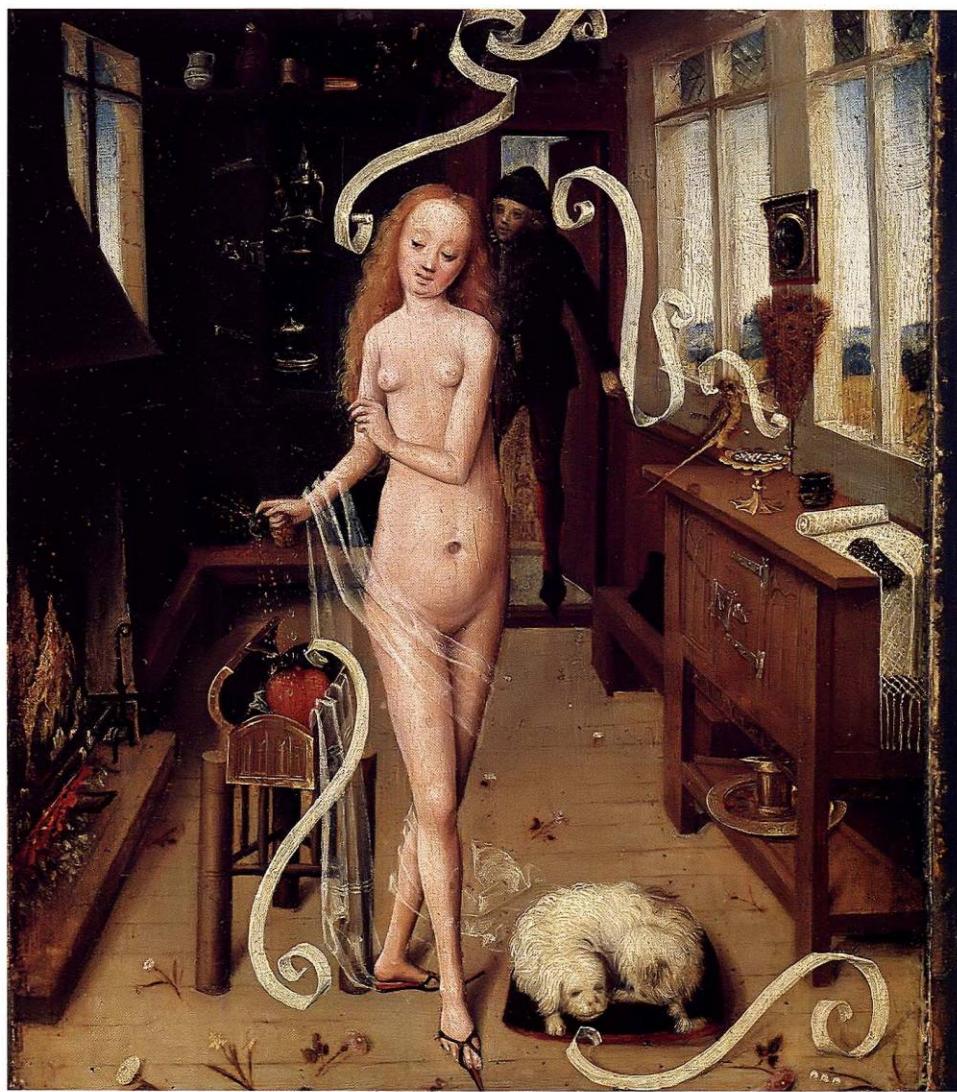
Doch auch wenn Frauen noch so glanzvoll wirt-

besitzen, doch nicht veräußern. In der Reichsstadt Nürnberg dürfen Fischhändlerinnen um 1300 ihren Stand nur in Anwesenheit des Mannes betreiben. Und selbst in Köln, wo Frauen fast alle Bürgerrechte haben, Zunftmitglieder werden können und sogar eigene Zünfte grün-

gersöhne die Universitäten; dort aber sind weibliche Studenten nicht zugelassen. Als Alternative bleiben den Frauen von Stand die Klöster – als Schulen und als Orte des Rückzugs in ein ganz anderes Leben.

Gewöhnlich haben sich die Mädchen, kaum daß sie die Pubertät erreichen, in

Spätestens seit dem 12. Jahrhundert reicht die Kapazität der Klöster kaum aus für all jene Edelfräulein und Bürgertöchter auf der Suche nach einem weniger von Männern bestimmten Leben. Denn der Einzug ins Kloster ist für viele ein Sprung in die große Freiheit der geistigen Exi-



*Sex. Das Haar des Mannes liegt im Herz aus Wachs, verzaubert
öffnet er die Tür. Seine Verführerin ist nicht nur schön, sondern, wie ihr Gemach verrät, auch reich:
der »Liebeszauber« eines unbekannten niederrheinischen Meisters, um 1475*

Inbrunst, Ekstase, Hingebung: Hinter den Mauern der Klöster lockt die große Freiheit

stenz. Hinter den Klostermauern mag Lust werden, was in der Welt Last ist – Keuschheit, Gehorsam, Unterwerfung. Vorausgesetzt, die Frauen sind unter sich, und es gibt keinen Herrn außer dem Einen.

Eine Welle religiöser Inbrunst wühlt zwischen dem 11. und 13. Jahrhundert Europa auf. Die Kirche reformiert sich, neue Orden „in der Nachfolge des armen und nackten Christus“ wie die der Zisterzienser, Franziskaner und der Dominikaner werden gegründet: Orden, die Bescheidenheit gegen die Völlerei setzen, in denen aber auch Heiligkeit und Ketzertum eng beieinander liegen. Während draußen in der Welt allmählich mehr Wohlstand blüht, glüht in den Seelen der Glaube.

Die Frömmigkeitsbewegung erfaßt auch Frauen aller Stände. Edle Damen wie gefallene Mädchen suchen ihr Seelenheil bei Wanderskeitern. Hildegard von Bingen, eine der großen Nonnen des 12. Jahrhunderts, reist durch die Lande und predigt öffentlich – obwohl der Apostel Paulus den Frauen das Reden in Kirchen verboten hat. Und nie wieder wird es so viele weibliche Heilige geben.

Heerscharen von Frauen mögen sich nicht mehr irdischen Gebieter anverloben, sondern dem Allmächtigen selbst. Ihm allein soll ihr selbstgewähltes

Schweigen, ihre freiwillige Demut, ihre Aufopferung, Hingabe gehören.

Um das Jahr 1200 bilden sich, vielfach ohne feste Ordensregeln und ohne den ausdrücklichen Segen der Kirche, neue klösterliche Gemeinschaften: die Beghinhöfe, abgeschlossene Wohnkomplexe an den Rändern der Städte. Es sind seltsam freie Zwischenräume, nicht ganz Kloster,

nicht ganz von dieser Welt. Dort leben Frauen miteinander, meist ohne Gelübbe und Klausur, oft kärglich und von ihrer Hände Arbeit. Dafür bestimmen sie selbst, wie sie Jesus am nächsten sein können.

Und Gott ist gnädiger als die männliche Welt. Er gestattet Klosterfrauen und Beghinen nicht nur Bildung, sondern auch etwas, das ein Mann ihnen nie hätte geben

können: sündenfreie Ekstasen. Zum Lobpreis Gottes üben sie sich im Denken nach Art der Theologen und Philosophen, lernen Latein, die Sprache der Kirche und der Gelehrten, illuminieren Bibeln mit kunstvollen Vignetten und beginnen sogar, selber zu schreiben – wenn auch schüchtern, kaum, daß sie es wagen, sich als Autorin zu bekennen.

„Ich wurde vor diesem Buch gewarnt“, schreibt etwa die Mystikerin Mechthild von Magdeburg (ca. 1207–1282), „und von den Menschen also belehrt: Wenn ich es nicht begraben wolle, dann wird es in Flammen aufgehen!“

Aber die Visionen, die Frauen jetzt schriftlich fixieren, schenkt ihnen schließlich Gott selbst. Von IHM wird auch Mechthilds Buch diktiert: „Du hast mich dazu angetrieben und befahlst mir selbst, es zu schreiben.“ Damit ist sie fürs erste gegen Vorwürfe gefeit.

Auch manche Ressentiments der Kirche scheinen nun überwunden zu sein. Daß es Frauen gibt, die über magische Kräfte verfügen, die Zauberei und der Hexerei kundig sind, weiß man ja längst. Auch gibt es Nonnen, die Lahme und Blinde heilen. Aber nun erkennt der Klerus sogar an, daß Frauen, bei aller Sündhaftigkeit, unter Umständen für göttliche Offenbarungen und Gnaden-



Hexe. Salome erhält aus der Hand des Henkers das Haupt Johannes des Täufers – sie ist die menschgewordene Angst der Kleriker vor dem weiblichen Geschlecht. Aus dem Johannes-Altar Rogier van der Weydens (1399–1464)

weise besser geeignet sein können als Männer.

Thomas von Aquin (1224/5–1274), der bedeutendste Kirchenlehrer seit dem frühen Christentum, erklärt, daß Frauen die charismatische Gabe der Weissagung besitzen können. Zur selben Zeit verkündet der Franziskaner Lamprecht von Regensburg, wenn sich eine Frau um ein gottgefälliges Leben bemühe, „dann werden ihr sanctes Herz, ihre bei schlichten Geistesgaben geringere Willenskraft sie schneller entflammen, so daß ihr Gottverlangen die Weisheit des Himmels besser erfäßt, als dies ein harter Mann je könnte“.

Durch all die Bußübungen, die fortwährenden Fastentage und Selbstgeißelungen kann sich die irdische Existenz der Mysteriinnen dann so weit aufheben, daß sich ihre Seelen im „Fließenden Licht der Gottheit“ (wie Mechthild ihr Visionenbuch genannt hat) mit dem himmlischen Bräutigam vereinigen.

Aus Religion wird Erotik, aus Erotik Religion. Was weltliche Frauen mit ziemlicher Sicherheit in die Hölle befördern würde, das schickt den Frommen wie Mechthild der Himmel: Lust, „tödlich zu lieben, maßlos ohne Unterlaß“, wildes Entzücken, forderndes Begehrten.

„Eia, Herr“, ruft Mechthilds Seele fern jeder ge-



Heilige. Die Muttergottes thront in dem prachtvollen Haus einer flandrischen Stadt wie eine Königin, zu ihrer Rechten die heilige Katharina von Alexandrien. Da bleibt dem Mann nur, demütig auf die Knie zu fallen: »Die mystische Vermählung der heiligen Katharina von Alexandrien« von Gerard David, um 1505

ziemenden Schüchternheit und Scham, „liebe mich innig, und liebe mich häufig und lange!“

Und ER „durchküßt sie mit seinem göttlichen Munde, wohl dir, ja mehr als wohl, ob der überherrlichen Stunde! Er liebt sie mit aller Macht auf dem Lager der Minne, so kommt sie in die höchste Wonne und in die innigste Weh.“

Da behauptet also eine dieser Beghinen, Gott gefalle es, eine Seele, eine Braut, eine Frau durchzuküssen – ein Wesen, das

doch in den Augen eines ordentlichen Kirchenmannes wie Odos von Cluny nichts als „ein Haufen Kot“ ist. Wie selbstverständlich bewegt sich die Frauenmystik schon auf Erden im Reiche Gottes. Ob das dem Klerus nun gefällt oder nicht.

Sehr lange aber nimmt der solche Provokationen nicht hin. 1310 wird die erste Beghine in Paris als Ketzerin verbrannt: Marguerite Porète hat behauptet, die Seele wandere in sieben Stufen zu Gott – auch ohne die Heilmittel der Kirche.

Was, wenn sich die frommen Frauen am Ende also gar nicht mit Gott, sondern mit dem Teufel vereinigt haben? Im Ausklang des Mittelalters ist man sich da im Klerus völlig sicher: Gestehe, Frau! Und brenne!

Dann schicken die Männer Gebete zum Himmel. Und wärmen ihre eifersuchtsgeplagten Gemüter an den Scheiterhaufen. Auch das Reich Gottes gehört wieder ihnen allein. □

Gabriele Riedle, 41, lebt als Reporterin und Schriftstellerin („Fluss“, mit Viktor Jerofejew, Aufbau-Verlag) in Berlin.

INQUISITION

Terror im Namen Gottes

Gnadenlos heilsgewiß und bürokratisch perfekt verfolgt



*„Ich bin der Weinstock, ihr seid die Reben...
Wer nicht in mir bleibt, der wird weggeworfen wie eine
Rebe und verdorrt, und man sammelt sie und wirft sie
ins Feuer, und sie müssen brennen...“*

JOHANNES 15, 5–6

VON LEO PHILIP

Die Hölle auf Erden beginnt mit einer „Gnadenfrist“. Es ist Frühling, aber noch ist in den Pyrenäen davon nicht viel zu spüren. Mönche kämpfen sich den schmalen, gewundenen Weg hinauf, bis sie auf 1200 Meter Höhe ein zwischen den Schluchten aufragendes Plateau erreicht haben. Sie passieren kleine, terrassierte Felder, auf denen Hafer oder Weizen, Rüben, Hanf oder Flachs sprießen. Hinter den Feldern erstrecken sich dichte Wälder und weite Hochwiesen. Dies ist das Gebiet der Wanderschäfer, die mit ihren Herden das Gebirge durchstreifen – und es ist das Reich der Ketzer, der häretischen Sekte der Katharer, die hier ihre letzte Bastion in Frankreich halten.

Die Mönche sind von Bischof Jacques Fournier entsandt worden, dem obersten geistlichen Hirten dieser Region – und deren mächtiger Inquisitor. Sie sind gekommen, um dem Dorf Montaillou die „Gnadenfrist“ zu verkünden. So nennen alle Inquisitoren jenen Akt, mit dem sie die Jagd auf Ketzer eröffnen.

Als die Mönche die schmale Straße weitergehen, passieren sie den Friedhof und die Kirche. Dann erst sehen sie endlich Montaillou vor sich. Auf einer Kuppe thront eine wuchtige Burg der Grafen von Foix. Direkt darunter, an den Flanken des Hügels in mehreren Reihen angeordnet, Häuser und Ställe aus groben Steinen, Holz und Lehm. Die am weitesten unten liegenden Bauten haben fensterlose Außenmauern und stehen so eng beisammen, daß nur dieser eine Weg nach Montaillou hineinführt.

Die meisten Männer des Dorfes arbeiten gerade auf den Feldern oder sind in den Wäldern, um Holz zu schlagen oder in den Bächen Forellen zu

fischen. Tagsüber ist Montaillou das Reich der Frauen, die sich um die Kinder kümmern, Wasser heranschleppen oder in Gemüsegärten zwischen den Häusern säen, ernten oder Unkraut jätzen.

Im Dorf scheuchen die Mönche Katzen, Gänse und Hühner in den engen Gassen auf. Es stinkt nach

Schweinen und den Ausdünstungen jener gut 200 Menschen, die hier zusammenleben und sich gelegentlich höchstens Hände und Gesicht mit kaltem Wasser waschen. Den Mönchen, die selbst nicht viel sauberer sind, ist der Schmutz gleichgültig; ihr Ziel ist die Reinheit des Glaubens, die Makellosigkeit der Seele. Sie werden in der Dorfkirche predigen und verkünden, daß ihr Herr in Montaillou die Häresie auszurotten gedenke.

Zum Zeichen ihrer Gnade werden sie allen Einwohnern vier Wochen Frist gewähren, damit sie ihre Sünden überdenken. Wer sich in dieser Zeit den Inquisitoren stellt und der Ketzerei abschwört, der darf auf milder Bestrafung hoffen. Und wer ein rechtläufiger Katholik ist, der muß sich melden, wenn er bei anderen Verdächtiges bemerkt hat.

Es ist Frühjahr 1320. Für die Inquisitoren beginnt nun die Zeit, in der sie Aussagen sammeln und Spuren aufnehmen. Für die Menschen von Montaillou ist es die Zeit des Mißtrauens und der Angst. Die Zeit der Denunzianten.

Niemand im Dorf hat soviel zu verbergen wie Pierre Clergue – doch fühlt sich vielleicht niemand so sicher wie er, der einzige Priester des Ortes. Sein Bruder Bernard ist der „bayle“ von Montaillou: als Vertreter des im fernen Foix residierenden Grafen die mächtigste weltliche Autorität. Gemeinsam beherrschen die Gebrüder die kleine Dorfwelt. Bernard Clergue treibt – wenn es sein muß, mit Gewalt – den Zehnten ein und gibt ihn weiter an den Priester. Dann teilen die beiden die Abgaben auf: Ein Teil geht an die Kirche, ein Teil an sie selbst – und der Rest an die Ketzter. Denn ausgerechnet der Priester und der „bayle“ sind Anhänger der Katharer.

Die Clergues sind reich geworden dabei – reich zumindest nach den Maßstäben von Montaillou. Ihnen gehört das größte Anwesen im Dorf: ein Steinhaus mit mehreren Zimmern, einem hölzernen Obergeschoß, einem Viehstall sowie einem breiten Innenhof. Wichtiger noch ist die Macht der Clergues. Der Priester nimmt sich die Frauen, wie es ihm beliebt. Er kann es sich leisten, eine verwitwete Mutter aufzufordern, ihm ihre 14jährige Tochter zu überlassen, damit er sie entjungfern kann. Später wird er sie an einen Bauern aus dem Ort verheiraten, aber sie weiterhin zu sich rufen, wenn es ihn gefüsst. Alle wissen davon, doch niemand wagt zu protestieren. Offen zeigt Pierre Clergue seine Sympathien für die Ketzter, bedroht gar jene strenggläubigen Katholiken, die eine Anzeige beim Bischof erwägen. Die Häresie geht wie ein Spuk durch das Dorf.

Rund 40 „ostal“ gibt es in Montaillou – „ostal“ bedeutet im Okzitanischen Familie und Haus zugleich, das eine ist ohne das andere undenkbar. Im „ostal“ leben Eltern, Kinder und, wenn sie denn alt genug werden, Großeltern unter demselben Dach. So ist die Frage des Glaubens oft nicht an den einzelnen, sondern an

Die Inquisition darf jeden verhaften, an jedem Ort, zu jeder Zeit

sein „ostal“ gebunden. Gelingt es den heimlich von Dorf zu Dorf schleichen- den Geistlichen der Katharer, in einem „ostal“ jemanden zu bekehren, dann haben sie meist auch dessen Familie für ihre Sache gewonnen.

Montaillou ist ein Ort der Ketzerei. Angeblich sind es nur fünf „ostal“ im Dorf, deren Mitglieder der Kirche treu geblieben sind. Von den anderen sind manche offen katharisch, andere dulden die Häresie zumindest in freundlicher Neutralität.

Auch die Katharer nennen sich „gute Christen“, doch streng- genommen sind sie genau das nicht mehr, sondern sie glauben an eine dualistische Weltordnung. Ihre Grundfrage lautet: Wie kommt das Böse in die Welt, wenn doch Gott gut ist?

Ihre Antwort: Der Teufel, der vielleicht genauso mächtig ist wie Gott, hat das Böse gebracht – und alles Irdische ist des Teufels. Deshalb hoffen die „parfaits“ – die „Vollkommenen“ – ihre Seele durch strengste Askese aus den Klaue des Materiellen zu befreien. Deshalb auch predigen sie, daß nichts in dieser Welt Bestand habe: weder Sakramente noch Kirchen, weder Altäre noch Reliquien – und keine Zehnten und Ablässe, denn auch sie nützen dem Seelenleid nichts.

Nur manchmal trennt der Glaube in Montaillou Menschen, die unter einem Dach leben. In einem Haus fällt der Schwester der Schwiegermutter auf, daß der eingehiratete Sohn nie zur heiligen Kommunion geht. In einem anderen haben sich Eltern und Kinder entzweit. In einem der reichsten „ostal“ ist eine junge Magd zugleich Geliebte ihres Herrn, hat Kinder von ihm und arbeitet sich fast zu Tode – immer in der Hoffnung, er möge sie eines Tages heiraten. Doch der Herr ist Ketzter, sie dagegen katholisch; als er sich endlich eine Frau nimmt, ist es eine, die auch zu den Katharern gehört.

Da oft ältere Verwandte und Freunde eine Ehe arrangieren, kommt es manchmal zu tragischen Mesallianzen: wie bei jenem häretischen Adeligen, der erst nach der Hochzeit erkennt, daß seine Braut strenggläubige Katholikin ist. Über 20 Jahre lang wird er kaum ein Wort mit ihr reden, aus Angst, sich zu verraten. Und seine Frau hat keine Chance, sich von ihrem rätselhaft schweigenden Gatten zu trennen.

So kann Pierre Clergue, der ketzerische Priester, jahrelang mit der Nachsicht seiner Gemeinde rechnen, wenn er sonntags die Messe liest, zu der auch viele Katharer wie selbstverständlich weiterhin kommen. Doch für Clergue war diese Macht nicht genug, er wollte das bißchen Widerstand, das es gegen ihn gab, auch noch brechen. Deshalb hat er einst selbst mitgeholfen, die Inquisition nach Montaillou zu holen. Ausgerechnet der ketzeri-



Holzschnitt aus dem
15. Jahrhundert: Geistliche
übergeben einen kahl-
geschorenen Ketzter im Büßer-
gewand an die Schergen
der weltlichen Macht

sche, korrupte Priester zeigte seine Gemeinde an! Zu Mariä Himmelfahrt 1308, haben die Häscher alle Männer und Frauen über zwölf Jahre verhaftet und in den Kerker von Carcassonne geworfen.

Für einige Wochen herrschten die Clergues damals über ein Reich der Kinder und verwaisten Vieherden, bis die Eltern aus den Verliesen gelassen wurden, manche als verurteilte Ketzer mit dem gelben Schandkreuz auf Brust und Rücken, alle ärmer um die Abgaben, die sie angeblich nicht geleistet hatten. Eine Bäuerin, die drohte, die Verstrickungen des Priesters zu verraten, wurde im Wortsinne zum Schweigen gebracht: Pierre Clergue ließ ihr die Zunge herausreißen.

Seitdem ist seine Macht mit Haß erkauf. Den Katholiken gilt er als falscher Priester, den Katharern als falscher Freund. Manche Frauen macht er sich gefügig, indem er ihnen droht, sie wieder der Inquisition auszuliefern.

Wer ist jetzt noch Ketzer? Wer ist immer noch – oder schon wieder – Katholik? Wem kann man denn noch trauen, wenn schon der Priester seine eigene Gemeinde verrät?

„Wir dachten, daß auch wir jetzt bald an der Reihe wären. Also packten wir unsere Rucksäcke mit dem Notwendigsten und warteten Tag für Tag auf unsere Deportierung – ein nervenzerrüttendes Warten. Doch man ließ sich Zeit, die Beute war ihnen ja sicher.“

Aus den Aufzeichnungen der jüdischen Familie Grünwald, Deutschland, August 1942

Montaillou wird ein Ort der vorsichtigen Worte und der aufmerksamen Blicke. Da geht ein Mann nicht auf den ausgetretenen Pfaden über die Hochwiesen, sondern stets einige hundert Meter neben dem Weg – wer mag das sein?

Eine Frau läßt in ihrem Haus einen Mauerdurchbruch schlagen – in jene Wand, die auf das Nachbarhaus weist, in dem eine dorfbekannte Ketzerfamilie lebt. Fortan ist die Frau einem der Nachbarn verdächtig.

Vier Freundinnen sitzen auf dem Dach in der Sonne und lausen sich. Thema ihres Klatsches ist die letzte Ketzerverbrennung in der nahen Stadt: eine der Frauen lobt die tapfere Haltung der Häretiker, die noch auf dem Scheiterhaufen standhaft geblieben seien. In der Gasse unter dem Haus geht in diesem Augenblick eine Frau vorbei, schnappt die Bemerkung auf und wird sie nie wieder vergessen.

Da wundert sich eine Magd, weshalb ihr Herr einen Kriechboden auf sein Haus setzt – vielleicht, um flüchtige Ketzer zu verstecken? Sie steigt nachts auf den Misthaufen im Hof, um von dort ins Innere des Bodens zu spähen. Tatsächlich sieht sie Männer dort – aber wen? Worüber mögen sie wohl reden?

Überhaupt reden: In einem Ort, in dem fast niemand lesen und schreiben kann, gilt das gesprochene Wort weitaus mehr als in der Stadt, wo Geistliche, Notare und Kaufleute ihrem Gedächtnis durch Geschriebenes eine Stütze geben – und dieses Wort gilt ewig, zumindest ein Leben lang.

Ein respektloser Scherz, vor 20 Jahren gefallen; eine Beleidigung, vor 16 Jahren im Zorn herausgefahren: Alles, alles

Soldaten halten einen Bus an und durchsuchen die Reisenden, Autopista Norte, El Salvador, 1980



wird gespeichert und weitererzählt – als üble Nachrede, als gedankenloser Tratsch unter der Mittagssonne, als Geständnis bei der Beichte. (Denn vor der Inquisition gilt auch das Beichtgeheimnis nicht, im Gegenteil: Das Gebot zur regelmäßigen Beichte ist gerade deswegen ergangen, damit die Geistlichen ihre Gemeinde auf häretische Gedanken kontrollieren und, falls nötig, diese an die Inquisition überliefern können.) So entsteht nach und nach ein unentzerrbares Geflecht aus Erzählungen, Beobachtungen und Gerüchten, in dem jeder etwas über jeden weiß, aber niemand sicher sein kann, wer nun wirklich wieviel über wen in Erfahrung gebracht hat.

Von den gut 200 Bewohnern Montaillous sind nur sieben nicht im Ort geboren; und selbst unter diesen „Fremden“ stammen fünf aus Nachbardörfern, alle weniger als zehn Kilometer entfernt. In dieser engen Welt mag man sich belauern, doch jahrelang geht niemand zum Inquisitor, zumal nach den Erfahrungen von 1308. Aber nun sind die Häscher wieder im Dorf.

„Dominici canes“ ist der Spitzname der Dominikaner. „Hunde des Herrn“, denn fast alle Ketzerjäger, die wie Jagdhunde Beute aufspüren, gehören diesem Orden an. Die Mönche wissen um die zerstörerische Tradition der Gnadenfrist, in der scheinbar ewige Traditionen vergehen wie die Körper der Ketzer auf dem Scheiterhaufen. Denn die Hunde des Herrn belohnen die Verräter und bestrafen die Standhaften. Und wer zuerst verrät, dem winkt die größte Gnade; wer aber bis zuletzt standhaft bleibt, dem drohen Kerker, Folter und Feuer. Die Mönche müssen nur warten. Und sie warten nicht lange.

Da ist Béatrice de Planissoles, zweifache Witwe, Mutter von vier Töchtern, zweifache Großmutter. Sie ist eine Adelige, ihr erster Mann war Kastellan von Montaillou, Verwalter der gräflichen Burg. Sie ist wohlhabend, angesehen und noch immer eine Schönheit – und es gibt mehr als genug Dinge in ihrem Leben, die sie einem Inquisitor lieber nicht anvertrauen mag.

Etwa ihre Verhältnisse mit Geistlichen. Zwei Jahre lang war sie die Geliebte von Pierre Clergue; seit vier Jahren ist sie einer leidenschaftlichen Liebe zu dem jungen Vikar Barthélemy Amilhac verfallen, dem Lehrer ihrer Töchter.

Ihr Vater hat vor Jahrzehnten als Ketzer das gelbe Schandkreuz tragen müssen. Und häufig sind in ihrem Elternhaus häretische Gespräche geführt worden, vor 20, 30, 40 Jahren – mit Pierre Clergue, mit einem ketzerischen Diener, mit Vertrauten. Und was ist von den magischen Gegenständen zu halten, die sie bei sich trägt, auf den Rat einer alten, zum Christentum konvertierten Jüdin hin? (Doch wenn es eine Hexe war?)

Béatrice de Planissoles hat von jenem Augenblick an Angst, als sie zum erstenmal von den Dominikanern hört. Soll sie sich stellen? Würde es denn jemand wagen, sie, die ehemalige Kastellanin und Geliebte des mächtigsten Mannes von Montaillou, zu verraten? Béatrice de Planissoles stellt sich nicht. Ein Fehler.

Denn am 19. Juni erscheint ein Bürger des Nachbarortes Dalou, in dem Béatrice seit ihrer zweiten Ehe wohnt, vor Bischof Jacques Fournier. Er gibt zu Protokoll, daß die ehemalige Kastellanin vor zwölf Jahren gesagt habe, sie könne nicht

Der Inquisitor ist Ermittler, Ankläger und Richter in einer Person

glauben, daß bei der Kommunion tatsächlich Christi Leib in der Hostie präsent sei – denn der Herr würde es niemals erlauben, von einem Priester gegessen zu werden.

„Sagte Béatrice das in Form eines Scherzes?“ fragt der Bischof interessiert.

„Für mich wirkte es nicht so, als scherzte sie, sondern sie meinte es so, oder es

sah zumindest ihrem Gesichtsausdruck und den Worten nach so aus.“

„Ging Béatrice freiwillig zur Kirche?“

„Nein, erst nachdem sie vom Vikar Barthélemy ermahnt worden war.“

Nach am selben Tag erscheint auch der Pfarrer von Dalou vor dem Inquisitor: Er habe gehört, daß eine Frau aus seiner Gemeinde gehört habe, wie Béatrice respektlos über die Hostien gesprochen habe. Das sei vor zwölf Jahren gewesen.

Jacques Fournier weiß dank des wohlgeordneten Archivs der Inquisition längst, daß schon der Vater der Kastellanin vor einem Menschenalter der häretischen Lehre angehängt hat. Mehr als genug Gründe also, sie vorzuladen.

„(Es gab)... die nächtliche Lux-Stille, von der niemand sprach. Wer in sie hineinhorchte, schwieg. Denn wie hätte einer hören können, daß es still war in der Nacht – doch nur dann, wenn er sich wie ein geängstigtes, gejagtes Tier in die Stille duckte, jeden Augenblick ihre Unterbrechung gewärtigend, ein verrächtiges Geräusch auf dem Korridor, Schritte womöglich, die an den Zimmertüren vorbeigingen und dann an irgend einer hält machten: „Nicht an meiner, bitte nicht an meiner. Ich habe nichts gegen die Partei, gegen die Sowjetunion getan, ich war immer ein treuer Kommunist, ihr holt einen Unschuldigen, ich schwöre es, aber wie kann ich es ihnen beweisen? Es wäre einer Selbstverdächtigung gleichgekommen, über die nächtliche Lux-Stille zu sprechen.“

Ruth v. Mayenburg über das „Hotel Lux“, Domizil der Exilkommunisten in Moskau, 1938



Keine Verteidiger, geheimgehaltene Zeugen, anonyme Denunzianten: Der Angeklagte ist dem Tribunal – hier eine Darstellung der spanischen Inquisition aus dem Jahre 1723 – fast chancenlos ausgeliefert

Aber wohin? Heimlich trifft sie sich außerhalb des Dorfes mit ihrem Liebhaber, dem jungen Vikar, und bittet ihn um Rat.

„Fühlst du dich schuldig?“ fragt er.

„Nein“, antwortet sie.

Da rät ihr Barthélémy Amilhac, die Dinge abzuwarten. Wenn der Bischof sie denn vorführen lasse, werde er ihr schon keine Ungerechtigkeit antun.

Einige Tage später ist es soweit. „Im Jahre des Herrn 1320, am Mittwoch vor dem Johannistag“ (dem 23. Juli, *Red.*), notiert ein Schreiber in den Akten der Inquisition, „wurde vom Vater in Christo, Monsignore Jacques, dank der Gnade des Herrn Bischof von Pamiers, gegen Béatrice eine Vorladung erlassen...“

Drei Tage danach steht Béatrice de Planissoles vor dem Inquisitor im bischöflichen Palast in Pamiers. An einem kleinen Tisch abseits sitzt ein junger Schreiber, der alle Worte der Vorgeladenen protokolliert. Vor ihr thront auf einem erhöhten Pult Bruder Gaillard de Pomiers, Abgesandter der Inquisition von Carcassonne. Und neben ihm ihr Ankläger und Richter: Bischof Jacques Fournier, ein asketischer Mann, klug, erfahren und detailversessen. Sie begrüßt ihn mit dem Kniefall.

Anwälten ist es vom Papst schon lange verboten worden, der Häresie Verdächtige zu verteidigen. Entlastungszeugen gibt es auch nicht, denn jeder, der zugunsten eines Beschuldigten aussagt, macht sich verdächtig. Wer sie denunziert hat und weswegen, das ahnt Béatrice bestenfalls, weiß es aber nicht.

Sie ist so allein wie noch nie zuvor in ihrem Leben.

Sie habe sich der Häresie verdächtig gemacht, sehr verdächtig. Ob sie dazu etwas über sich oder andere sagen wolle? So beginnt das Verhör.

Was kann man auf solch eine Frage antworten? Womit könnte sie sich verdächtig gemacht haben? Was hat der Denunziant behauptet? Und was, wenn sie jetzt irgend etwas zugäbe, von dem der Bischof noch gar nichts weiß?

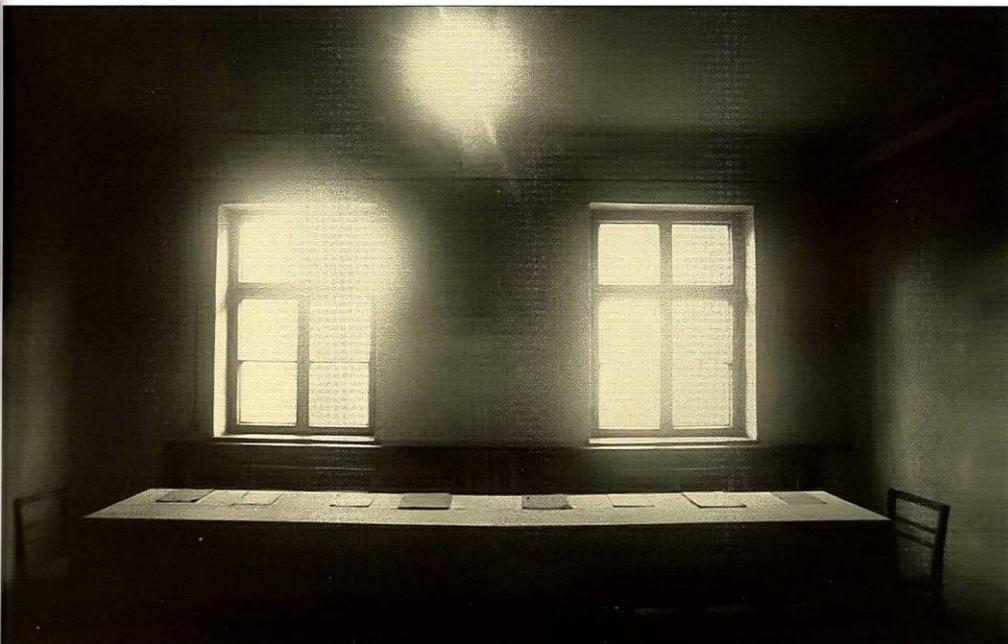
„Nein“, antwortet Béatrice de Plánisoles deshalb, obwohl sie in diesem Augenblick vielleicht schon ahnt, daß damit ihr Schicksal besiegt ist, denn irgend etwas hat die Inquisitoren ja auf ihre Spur gebracht.

„Mein Herr Bischof, der sie anleiten möchte, der sie ermutigen möchte, die Wahrheit zu sagen und nichts zu verschweigen, und der nicht will, daß sie einen Meineid schwört“, notiert der Schreiber, der Bischof deutet an, was er zu hören wünscht: Ob sie jemals respektlos über die Hostien gesprochen habe? Ob sie irgendwann in ihrem Leben Katharer gesehen habe?

Und dann zeigt er ihr, was für eine schreckliche Waffe die Schrift in einer Welt der Analphabeten sein kann: Der Inquisitor weiß aus seinen Akten, daß bereits ihr Vater als Ketzer verurteilt worden ist.

Béatrice ist wahrscheinlich schon jetzt am Rand der Panik. Wenn sie zusammenbricht und gesteht, was der Bischof von ihr hören möchte, dann kann er sie als Ketzerin verurteilen. Dann muß sie das schreckliche zweieinhalb Ellen hohe und zwei Ellen breite Ketzerkreuz tragen, das seinen Träger ächtet und dem Spott, der Verachtung, gelegentlich auch der Gewalt des Pöbels

Ein Vernehmungsraum der Gestapo, eingerichtet um 1943



ausliefert. „Nein“, antwortet sie, zu alldem habe sie nichts zu sagen.

Bischof Fournier weiß, daß die Zeit sein bester Verbündeter ist. Er entläßt die Verdächtige – bis zum kommenden Dienstag. Dann will er sie weiter befragen.

Als sie den Bischofspalast verläßt, hat Béatrice nur noch einen Gedanken:

Flucht! Sie packt ein paar Kleider zusammen, um heimlich zu ihrer Schwester zu eilen, die in einer anderen Diözese wohnt, weit jenseits der Reichweite des Inquisitors.

Unterwegs trifft sie ihren jungen Liebhaber. Der Vikar ist entsetzt, wohl auch, weil er spätestens jetzt selbst unentrißbar in diese „Ketzerei“ verwickelt ist. Er fleht sie an, sich auf Gedeih und Verderb dem Bischof auszuliefern, doch sie weigert sich, „selbst wenn du mir alle Reichtümer der Diözese von Pamiers geben würdest!“ Barthélemy Amilhac gibt nach. Aus acht Silbermünzen besteht sein Vermögen – er schenkt es ihr. Dann trennen sie sich und wollen sich erst jenseits der Diözessengrenzen wieder treffen.

Beide kommen nur wenige Kilometer weit, dann haben die Häscher die Flüchtlinge schon aufgespürt und schleppen sie in Ketten zurück nach Pamiers. Jetzt steht bereits fest, daß ihnen eine schreckliche Strafe droht – es geht nur noch darum, ob es der Kerker oder der Scheiterhaufen ist.

Der Inquisitor hat, neben der Zeit und der Schrift, noch einen dritten großen Verbündeten: den Schmerz. Selbst der ungebildetste Bauer hat gesehen oder wenigstens davon gehört, wie Menschen bei lebendigem Leibe verbrannt worden sind, wie „die Flammen hinter ihren Rippen loderten“.

Kaum weniger schreckenerregend sind die Gerüchte über die kirchlichen Folterkammern. Die „questio“ ist 1252 von Papst Innozenz IV. in seiner Bulle „Ad extirpanda“ erlaubt worden. Später wenden sie die Inquisitoren nicht nur gegen Angeklagte, sondern auch gegen Zeugen an. Geistliche, die der Quälerei beiwohnen, dürfen sich gegenseitig die Absolution erteilen, damit sie wieder ein reines Gewissen haben. Zwar verfügte Innozenz IV., die Folter dürfe gegen jeden Verdächtigen nur einmal angewandt werden, doch haben findige Mönche einen Ausweg aus dieser höchst unpraktischen Weisung erdacht: Fängt die Folter erst einmal an, dann „endet“ sie nie – sie wird bestenfalls „unterbrochen“; so kann der Unglückliche jederzeit wieder „befragt“ werden.

Wer die Questio erdulden muß, wird meist an den hinter dem Rücken gefesselten Händen aufgehängt, in die Höhe gezogen und ein Stück weit fallengelassen. Mit seinem eigenen Körpergewicht reißt er den Strick fest – und kugelt sich, unter schrecklichen Schmerzen, die Arme aus. Die Bauern flüstern sich zu, daß die Folterknechte ihren Opfern auch gern die Fingerkuppen zerquetschen.

Doch Jacques Fournier ist an Feuer und Folter weniger interessiert als an dem, was er für die Wahrheit hält. So mancher gesteht aus Angst vor dem Scheiterhaufen und den Schmerzen alles – doch was soll er davon glauben? Der Bischof verschmäht die Folter nicht, doch bevorzugt er als Mittel zur Wahrheitsfindung den Kerker.

Wer nicht gesteht, muß leiden: Der Papst ordnet die »hochnotpeinliche« Befragung an

„Sie haben mich fünf Stunden zusammengehauen wie einen Sack und dann mit kaltem Wasser wieder zur Besinnung gebracht... An mir hingen 20 bis 25 Menschen, die ich jede Woche, jeden Monat mit solchen Zetteln versorgt habe. Die haben sich darauf verlassen, daß ich dichthalte. So habe ich dann in der Nacht in der Polizeiwehrs versucht, mir mit einer Rasierklinge den Hals aufzuschneiden und den Puls an den Handgelenken... Ich dachte immer, es muß doch mal finster werden! Sie haben mich dann gefunden... und zusammengepflichtet.“

Max Mayr, Arbeiter, hatte Flugblätter gegen die Nationalsozialisten verteilt

Pamiers ist eine neue Diözese, zu der Montaillon gehört – und ohne die Häresie der Katharer gäbe es sie überhaupt nicht. Die katharische Lehre begann sich wahrscheinlich um das Jahr 1000 von Bulgarien aus über Westeuropa auszubreiten. Im 11. und vor allem im 12. Jahrhundert waren die Katharer eine Macht in Okzitanien. Schließlich, im Jahre 1215, gab Papst Innozenz III. auf dem Vierten Laterankonzil erstmals einheitliche Regeln vor, wie Ketzer zu entdecken und zu bestrafen seien. Dies war die eigentliche Geburtsstunde der Inquisition.

Binnen weniger Jahrzehnte ist aus ihr jene direkt dem Papst unterstehende Terrororganisation geworden, die mit Folter und



Oft wußten die gequälten Opfer nicht einmal, was sie gestehen sollten: Alessandro Magnasco malte um 1710 eine Folterkammer der spanischen Inquisition

Scheiterhaufen all jene, die unter der Macht der Kirche stehen, sich aber nicht ihren Lehren beugen wollen, bricht und tötet: Katharer und Waldenser, Beghinen und renitente Franziskaner, Leprakranke und getaufte Juden, die zu ihrem alten Glauben zurückgekehrt sind.

Die Diözese Pamiers ist 1295 als eine Art geistige Kämpfbastion gegründet worden, um auch die letzte Katharerhochburg Okzitaniens auszulöschen. Da ist Fournier wahrscheinlich gerade zehn Jahre alt. Aus dem Kind bürgerlicher Eltern wird

ein fanatisch eifriger Zisterziensermönch – einer, der bei den berühmten Pariser Theologen seinen Magister macht und vor Ehrgeiz und Glaubenseifer brennt. Kaum ist er 1317 Bischof von Pamiers geworden, da organisiert er seinen ersten Ketzerprozeß. Bald brennen auch die Scheiterhaufen. Als Fournier sich 1320 den Verdächtigen von Montaillou zuwendet, gilt er bereits als erfahrener Inquisitor. Und in all den Orten, die er untersucht hat, gibt es danach keine Häretiker mehr...

Béatrice de Planissoles und der Vikar sind als Ketzer exkommuniziert und werden in den „Tour des Allemans“ geworfen, in das finstere Reich des Kerkermeisters Marc Revell. Rund zwei Dutzend Bauern und Mägde, junge Wanderschäfer und ehrwürdige Matronen aus Montaillou sitzen bald ebenfalls hinter den feuchten Mauern. Jeder Tag im Kerker ist teuer, denn die Opfer müssen zahlen: Wer hier einige Wochen einsitzt, der ist schnell so verschuldet, daß er Land verkaufen muß, um die Rechnung zu begleichen, sobald er wieder freikommt. Manche, die sich als besonders verdächtig oder renitent erweisen, schmachten im „cærer strictissimus“, in einer der untersten, extrem feuchten Zellen, mit Hand- und Fußfesseln an die schimmeligen Mauern geschmiedet.

Am schlimmsten aber ist die Ungewissheit. Jeder ist Beschuldigter und zugleich möglicher Belastungszeuge gegen die Mitgefangenen. Wer den Zellennachbarn denunziert, darf hoffen, dem Kerker zu entkommen oder doch wenigstens besseres Essen vorgesetzt zu bekommen. Wer dagegen denunziert wird, bleibt womöglich für immer hier.

Das ist das Neue an der Inquisition – das, was sie von dem altmodischen Vorgehen tyrannischer Fürsten oder sadistischer Adeliger unterscheidet, die vielleicht blutrüstiger sein mögen, aber doch vergleichsweise ineffizient sind: Die vielen gut ausgebildeten Mönche, Schreiber, Archivare, Häscher, Folterknechte bilden einen systematisch funktionierenden Apparat, der bei seinen Opfern planvoll jeden auch noch so rudimentären Ansatz zur Selbstorganisation zerstört. Am Ende – im Kerker – steht Institution gegen Individuum, Wissen gegen Ungewißheit, Macht gegen Ohnmacht.

Béatrice de Planissoles wird am 1. August vor den Inquisitor geschleppt. „Bist du der Häresie schuldig? Kennst du Häretiker?“ will der Bischof erneut wissen.

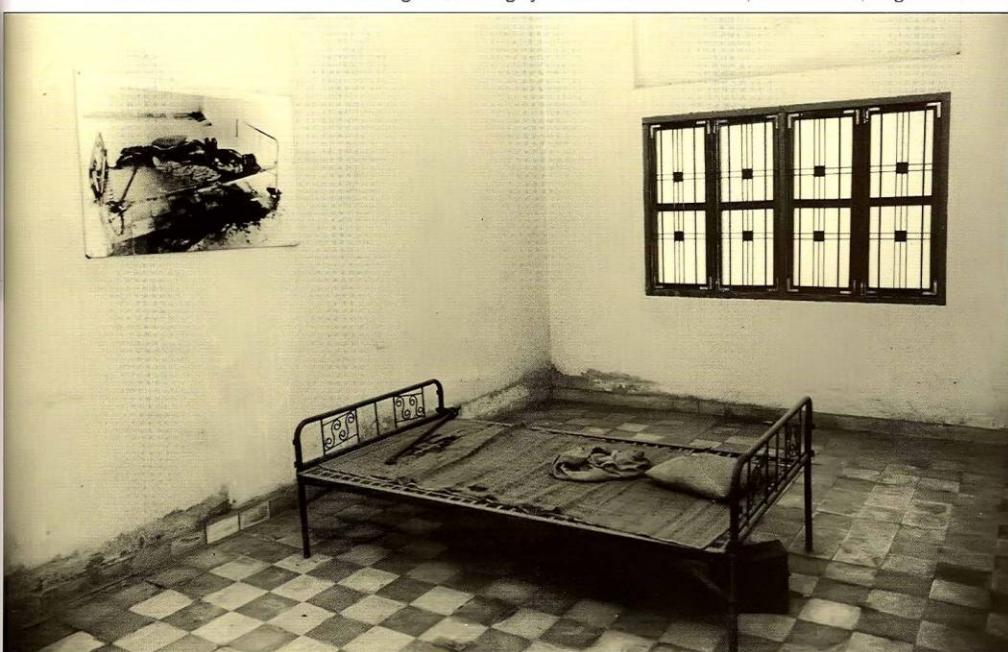
Die ehemalige Kastellanin weiß, daß sie nicht mehr davonkommen wird; sie weiß, daß überführten Kettern nicht nur Kerker oder Scheiterhaufen drohen, sondern daß auch ihr Vermögen konfisziert, ihr Haus zerstört und das Grundstück zu einer Abfallgrube gemacht werden kann. Und so trafe ein Schulterspruch nicht nur die Mutter, sondern auch die Töchter und Enkel.

„Nein“, antwortet sie, „auf meinen Eid!“ Sie sei keine Ketzerin. Die respektlose Bemerkung über die Hostie habe sie als kleines Mädchen einst von einem Steinmetz in der Kirche gehört und seither manchmal wiederholt.

„Gegenüber welchen Personen und wann?“ fragt Bischof Fournier.

„Ich erinnere mich nicht mehr an ihre Namen“, antwortet Béatrice. Der Inquisitor ist unzufrieden.

Folterraum der Roten Khmer im ehemaligen Tuol-Sieng-Gymnasium von Phnom Penh, Kambodscha, eingerichtet 1975



Der Strafprozeß von heute profitiert von der Inquisition

Sein es die Kirche gab, hatte es Ketzer gegeben. Wazo, Bischof von Lüttich, sprach um 1040, man solle das Unkraut mit dem Weizen wachsen lassen. Das milde Wort mochte gelten, als das Übel im verborgenen blühte, 150 Jahre später sah das anders aus. Selbsterntende Nachfolger Christi zogen durchs Land, plünderten Kirchen, zerstörten die Altäre und verbrenn-ten das Kreuz. Noch weit gefährlicher waren die Katharer, die sich in Tausenden von Gemeinden organisiert hatten. Ihren Glauben, daß die Welt des Teufels sei, mithin auch die Kirche Satanskirche, konnte der Papst so wenig tolerieren wie ihre Absage an Sakramente und Messe. Hier nicht einzugreifen hätte bedeutet, Gottes Zorn herauszufordern, das Heil der Gläubigen zu gefährden.

Papst Innozenz III. (1198–1216) und seine Nachfolger reagierten mit einer Doppelstrategie. Die Ausbreitung der Ketzerei signalisierte ein Versagen: Die Kirche hatte die spirituellen Bedürfnisse der Laien ignoriert. Deren Forde- rungen nach einem Gottgefälligen Leben in Armut nahmen die Anfang des 13. Jahrhunderts ge- gründeten Bettelorden auf, die durch persönliches Beispiel die vom Glauben Abgeirrten zurück- zugewinnen suchten. Gleichzeitig begann eine große Klerusreform. Die für deren Durchsetzung zu- ständigen Untersuchungsbeam- ten (Inquisitoren) wurden mit dem modernsten Instrument der Rechtspflege ausgestattet: dem auf dem römischen Recht beru- henden Inquisitionsprozeß.

Diente bis dahin als Mittel zur Urteilsfindung hauptsächlich Eid, das Gottesurteil und dessen Abart, der Zweikampf, so waren nun *Tatzeuge* und das Ge- ständnis nötig, die „Königin der Beweise“. Seither gilt in den Pro- zeßordnungen – auch in unserer

gegenwärtigen StPO – die *Inquisitionsmaxime*: Der Richter selbst muß den Sachverhalt erforschen – unabhängig davon, was die Be- teiligten, etwa der Staatsanwalt, vorbringen. Er allein trägt die *Verantwortung für die Qualität der Sachaufklärung* – und für das Ur- teil. Der Inquisitionsprozeß war also forschrittlid, insofern er sich um die objektive Klärung der Schuld bemühte. Er war proble- matisch, wenn der Richter sich bei schwieriger Beweislage auf das Geständnis konzentrierte. Um eben das in Zweifelsfällen zu erlangen, unterwarf man die Ketzer seit 1252 der Folter, die allerdings laut Innozenz IV. nicht zu dauerhaften Verletzungen oder zum Tode führen sollte. Bei Ketzern war die Folter auch deswegen zu begründen, weil sie durch Schmerz den Weg zur Reue wies, also den Bußfertigen vor dem Feuertod bewahrte.

Selbst der fanatische Inquisitor Bernard Gui, der zwischen 1308 und 1324 etwa 900 Ketzerurteile gefällt hat, entschied nur 42mal auf Hinrichtung.

Die Könige griffen auf die Inquisition gern zurück. So Friedrich II., der mit ihrer Hilfe Oberitalien von Ketzern „sauber“te, oder Philipp IV. von Frankreich, der die Tem- pelritter der Ketzerei anklagte und deren Güter einzog. In Spanien avancierte die Inquisition gar zu einer dem König unterstellten Behörde.

Aufs ganze gesehen war die Inquisition eine gesellschaftlich akzeptierte Einrichtung: Adel und Volk demonstrierten bei den prächtig inszenierten Autodafés, den Ketzerverbrennungen, ihre aufrechte Gesinnung. Denunzian- ten fiel ein Teil des Besitzes Ver- urteilter zu. Und im übrigen bot das „Sanctum Officium“, wie die Inquisition von Amts wegen heißt, eine Fülle attraktiver Posten – für Richter und Gutachter, Buchhalter und Spitzel.

Ralf-Peter Märtin

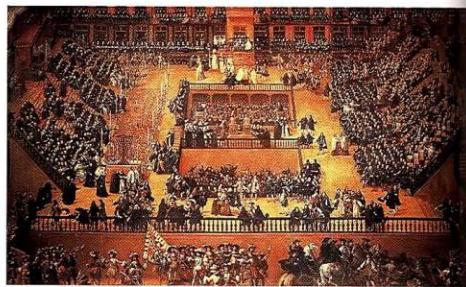
Das Protokoll des Prozesses, das fast sieben Jahrhunderte bis zum heutigen Tag überdauern wird, verrät nicht, was Béatrice de Planissoles in den folgenden Tagen widerfährt. Die Folter? Schreckliche Kerkerbedingungen? Oder leidet sie einfach unter Angst und Ausweglosigkeit?

Wie auch immer: Als sie sechs Tage später vor den Inquisitor tritt, ist sie eine gebrochene Frau. Ihre Geständnisse füllen an diesem und an vielen folgenden Tagen Seiten über Seiten:

Ja, sie habe ein Verhältnis mit Pierre Clergue gehabt. Detailiert beschreibt sie dessen ketzerische Ansichten über Kom- munion und Beichte; über die Rechtfertigung oder das Sakra- ment der Ehe. Schon das reicht, um ihr und ihrem ehemaligen Geliebten eine jahrelange Kerkerhaft einzubringen.

Doch Fournier ist ein Mann der Details. So verrät sie denn auch, daß der Priester ihr seinen ersten unsittlichen Antrag vor 21 Jahren gemacht hat, als sie bei ihm beichten wollte; wann sie das erstmal mit ihm schlief; daß sie sich einmal sogar in der Kirche liebten; daß der Priester ihr ein Säckchen mit geheimnisvollen Kräutern gab, damit sie nicht von ihm schwanger würde.

Béatrice de Planissoles berichtet, daß sie einmal von einem Verwandten Pierre Clergues vergewaltigt worden sei; sie gesteht einen Seitensprung während ihrer zweiten Ehe; sie verrät, wann und wo sie den jungen Vikar geliebt hat. Ja, sie habe die getrock- neten Nabelschnüre ihrer männlichen Enkel behalten, weil die alte konvertierte Jüdin ihr dies geraten habe – als Talisman für Rechtsstreitigkeiten. Und ja, das blutverschmierte Leinenstück, das man bei ihr gefunden habe, zeuge vom ersten Menstrua-



Das Tribunal als öffentliches Schauspiel der Macht: das Autodafé (die Urteilstoll- streckung) der Spanischen Inquisition auf der Plaza Mayor in Madrid vom 30. Juni 1680. Gemälde von Francisco Rizzi

gewinnen; vor 19 Jahren schickte Pierre Clergue einen Freund aus Montaillou als heimlichen Boten zu ihr, um sich ihrer Sympathien für die Ketzer zu versichern.

Sie verrät, welche Familien in Montaillou vor 20 Jahren als ketzerfreundlich galten; was eine gute Freundin ihr an häretischen Geheimnissen vor 21 Jahren am Küchenfeuer erzählte; wie Pierre Clergue ihr vor zwölf Jahren erklärte, daß kein Priester Sünden vergeben kann, sondern nur Gott allein; und wie sie vor zwölf Jahren die respektlose Bemerkung über die Hostie gemacht habe.

Als sie am 25. August zu ihrer letzten Befragung zitiert wird, muß sie vor dem Inquisitor liegen, denn inzwischen ist sie so krank und geschwächt, daß ihr Tod nahe zu sein scheint. Der Bischof nutzt die Gunst der Stunde: Ob sie wirklich ihr Seelenheil riskieren und jetzt, exkommuniziert und im Zustand schwerster Stunde, ohne die Tröstungen der Kirche sterben wolle?

Béatrice de Planissoles, die ihre Ehre verloren und ihr Leben ruinert hat, die das Wohl ihrer Töchter und Enkel gefährdet und ihre Geliebten, Freunde und Nachbarn ins Verderben gerissen hat – sie will wenigstens ihre Seele retten. Sie korrigiert ein oder zwei Details ihrer Aussage, dann will sie allen Sünden abschwören, die der Inquisitor in ihrem Leben gefunden hat.

Fournier kann jetzt mit ihr machen, was er will.

Auf das Geheimverfahren folgt das Spektakel: Die Menge soll Sünder sehen

Und was tut der Bischof? Er hebt die gebrochene Frau noch ein wenig für sich auf, so wie man ein besonders wertvolles Beutestück aufspart. Die Kranke wird zurück in den Kerker getragen, ohne daß ein Urteil ergeht. Denn das will Fournier erst in einigen Monaten verkünden – sobald ein berühmter Kollege die bescheidene

Diözese mit seinem Besuch ehren wird: Jean de Beaune, der oberste Inquisitor in Frankreich.

„Es war Mittagessenzeit. Meine Mutter und die Mädchen bereiteten ein letztes Mahl zu. Fleisch und Reis, das wenige, was wir noch hatten. Dann drang Aufregung vom Gang unter uns in unsere Wohnung, und wir wußten, daß es soweit war. ... Es gab kein Gebrüll, kein Drohen mit Maschinengewehren. Vier junge Soldaten in den dunkelblauen Uniformen des Innensenministeriums klopften energisch an die Tür und sagten: Sie müssen gehen. Sie haben 15 Minuten.“

Gjeragina Tuhina aus Pristina per E-Mail, April 1999

Auch die Brüder Clergue sind in die Mühlen der Inquisition geraten – angezeigt von einem Mann aus dem Dorf. Die Denunziation, Pierre sei ein Ketzer, läßt ihre Macht zusammenfallen. Als Pierre in einen Kerker geworfen wird, kann der Bischof schnell viele Seiten mit belastenden Aussagen füllen.

Sitzung des »Komitees gegen unamerikanische Umrübe«, Washington, D.C., USA, 1947



Das beschädigte Gedächtnis

Seit Januar 1998 steht das Geheimarchiv der Glaubenswächter in Rom offen – doch spektakuläre Enthüllungen muß der Vatikan nicht fürchten

Rund 4500 Akten finden sich noch im römischen Palazzo del Sant'Uffizio, der ehemaligen Inquisitionszentrale – gerade mal ein Drittel des ursprünglichen Bestands. Die ältesten Dokumente stammen aus der Mitte des 16. Jahrhunderts. Bis jetzt sind Akten bis zum Jahr 1903, für bestimmte Bereiche bis 1917 freigegeben. Zeitnähere Enthüllungen – etwa darüber, nach welchen Kriterien der letzte Index verbotener Bücher von 1961 zu stande gekommen ist – sind damit ausgeschlossen.

Die freigegebenen Quellen geben Einblicke ins Innenleben der einst gefürchteten Kirchenbehörde. Im Original nachzulesen sind jetzt:

- Denunziationsbriefe von einst;
- Dekrete der Kongregation (also die Entscheidungen der Kardinalinquisitoren in Streitfragen);
- Finanz- und Verwaltungsunterlagen der Institution;
- Sammlungen von Experten zu so unterschiedlichen Fragen wie der Unfehlbarkeit des Papstes oder der Unbedenklichkeit bestimmter Riten zum Christentum konvertierter Chinesen.

Doch das Interessanteste fehlt fast vollständig: Nur gut 100 der ursprünglich rund 3700 Bände mit Unterlagen der Kriminalprozesse sind noch erhalten. So sind ausgerechnet die umstrittenen Aspekte der Inquisition kaum dokumentiert: die Anklagen und Urteile gegen „Häretiker“.

Es waren zumeist die Glaubenswächter selbst, die viele Akten vernichtet haben. Vor allem während der Napoleonischen Kriege bis 1816 und während der revolutionären römischen Republik von 1848/49 hatten die Kirchenoberen befürchtet, die heiklen Unterlagen könnten in falsche Hände geraten. Um jeden Preis geheimhalten wollten sie

die Identität der Denunzianten und Zeugen sowie jener Opfer, die sich einst selbst angezeigt hatten (um eine mildere Strafe zu bekommen).

Dr. Peter Schmidt vom Deutschen Historischen Institut in Rom gehört zum internationalen Kreis jener Forscher, die die Akten untersuchen. Noch hat er nicht alle Schriftstücke bearbeitet, doch schon jetzt ist er sich fast sicher, daß es revolutionäre Erkenntnisse nicht geben wird. Zu entscheidenden Komplexen lassen die Dokumente kaum neue Antworten erhoffen – etwa zu der Frage, weshalb sich die Inquisition in manchen Regionen Europas jahrhundertelang halten konnte, während sie anderswo bedeutungslos blieb.

Es sind eher Feinheiten der innerkirchlichen Diskussion, die Schmidt und dessen Kollegen Dr. Holger Brunsch fesseln. „Da wird im 19. Jahrhundert ein Werk des deutschen Historikers Leopold von Ranke auf den Index gesetzt – die französische Übersetzung aber nicht. Weshalb?“ fragt Brunsch.

Dabei steht das Archiv der Inquisition nicht nur handverlesenen Gelehrten, sondern jedem offen, der einen akademischen Abschluß sowie das Empfehlungsschreiben einer kirchlichen oder wissenschaftlichen Institution vorweisen kann. Und letztlich profitieren nicht nur die Forscher von der neuen Offenheit, sie nützt auch der katholischen Kirche: Das geheimnisvolle Wirken der Inquisition hat ja zu deren Dämonisierung beigetragen und so ausgerechnet den Glauben beschädigt, den sie schützen sollte. Verliert die Inquisition den Nimbus des Mysteriösen, so verliert sie vermutlich auch einen Teil ihres Schreckens.

Bernard Clergue ist außer sich vor Zorn und Rachedurst. Er bedroht alle, von denen er eine Aussage fürchtet. Doch bald sitzt auch er im „Tour des Allemans“ ein. Zuvor hat er noch die ungeheure Summe von 14 000 Sous ausgegeben, um einflussreiche Adelige und Kirchenfürsten zu bestechen. Aber der Inquisitor von Pamiers macht sich nichts aus deren Einflüsterungen. Bernard Clergue erfährt immerhin, wer ihn denunziert hat und sorgt dafür, daß die Inquisitoren von Carcassonne ihrerseits den Mann verhaften. Der Kerkermeister dort ist ein alter Freund von ihm. Tage später bringt ein Besucher die Nachricht: Der Denunziant ist tot – vom Kerkermeister zu Tode geprügelt wie ein Hund.

Doch es ist schon zu spät für die Clergues: Pierre stirbt im Verlies, noch bevor ihm der Prozeß gemacht werden kann. Sein Bruder wird 1324 dazu verurteilt, lebenslänglich im Kerker bei Graubrot und Wasser angekettet zu sein – eine Tortur, die er nur gut einen Monat überlebt. So werden die zwei mächtigsten Männer aus Montaillou, die sich eingebildet hatten, sie könnten die Inquisition wie eine Waffe führen, selber von ihr vernichtet.

Insgesamt 25 Männer und Frauen werden vom Inquisitor angeklagt, rund ein Viertel aller Erwachsenen aus dem Dorf. Ein Mann stirbt auf dem Scheiterhaufen, andere verschwinden für immer im Kerker, wieder andere müssen das Ketzerkreuz tragen. Einen „parfait“ aber, einen der von den Inquisitoren fanatisch gehaßten Katharer Geistlichen kann der Bischof in Montaillou nicht entdecken, nicht einmal schwere ketzerische Handlungen oder Worte, die weniger als etliche Jahre zurückliegen.

Auch Béatrice de Planisoles erfährt endlich ihr Schicksal – am 5. März 1321, siebenhalb Monate nachdem sie vor Jacques Fournier ihre intimsten Geheimnisse gestanden hat und zu bereuen bereit war. Sie erscheint an diesem Tag wieder vor ihren Richtern. Erneut verraten die Protokolle nicht, was ihr im Kerker widerfahren ist. Doch die Frau hält durch, und vielleicht erfährt sie erst an diesem Tag, weshalb sie so lange warten mußte. Neben Fournier sitzt Jean de Beaune, Frankreichs oberster Inquisitor. Noch einmal gesteht sie, was sie schon letztes Jahr erzählt hat. Und nun sind die Inquisitoren bereit für das große Finale: den „sermo generalis“.



Francisco de Goya porträtierte um 1812 die Leiden der Ketzer: Mit Schandhüten werden sie vor dem Tribunal der Inquisitoren gedemütigt

„Alles, was ich über die Inquisition weiß, bekräftigt mich in meiner Meinung, daß es kaum einen Unterschied gibt, ob man einen zwingt zu sagen, was er für Überzeugungen hat, oder ob man ihm die Überzeugung aufzwingt, die er haben sollte.“

Ring Lardner, Hollywood-Autor, in den fünfziger Jahren wegen angeblicher Kontakte zu Kommunisten unter Berufsverbot

8. März 1321, ein Sonntag. Es ist noch früh am Morgen, trotzdem hat sich auf dem Friedhof in Pamiers bereits eine große Menge Schaulustiger versammelt. Die Inquisitoren thronen auf einer eigens gefertigten hölzernen Plattform, fast alle im Schwarz-Weiß der Dominikanertracht. Jacques Fournier tritt in vollem Bischofsornat vor und verdammte die schändlichen Taten der Béatrice de Planissoles, die er noch einmal in vielen Einzelheiten schildert.

Danach beweist der Inquisitor dem Volk, wie groß die Gnade der Kirche ist. Einige Männer und Frauen treten vor, die monate- oder jahrelang das gelbe Ketzerkreuz getragen haben – sie dürfen es endlich abnehmen. Nach dem Zeichen der Milde die Demonstration der Stunde: Alle Anklagen, alle Details gegen Béatrice de Planissoles werden noch einmal vorgetragen. Jetzt erst sehen die Gaffer die Adelige, die sich aller genannten schrecklichen Häresien schuldig bekannt, jede einzelne Sünde bestätigt und allen Irrlehren für alle Zeiten abschwört. Die Kirche, die Gnadenreiche, sie hat gesiegt.

Endlich kommt die Zeit der Strafe.

Inzwischen sind Stunden vergangen. Zeit genug für die Zuschauer, die Sünden der Kastellanin zu überdenken – und vielleicht heimlich mit dem zu vergleichen, was man selbst (oder was ein Nachbar oder Freund) getan hat. Zeit genug auch, um

Ketzer haben keine Menschenwürde mehr, und jeder soll das erfahren

zu verstehen, was die Inquisitoren unter dem rechten Glauben verstehen und was für sie Häresie ist – damit niemand irgendwann einmal sagen könne, er habe es nicht gewußt. Zeit genug schließlich, um sich klarzuwerden, daß nicht einmal der Adelsstand oder mächtige Freunde vor dem Urteil der Inquisitoren zu schützen vermögen.

Der Inquisitor verkündet die Strafen: lebenslänglich Kerker für Béatrice de Planissoles. Danach wird sie dem Kerkermeister übergeben. Denn die Inquisitoren dürfen als Geistliche keine Strafen gegen Leib und Leben vollziehen – sie bleiben Schreibtischtäter, die sich die Hände nicht schmutzig machen und die Seele rein erhalten.

Vielelleicht ist der eine oder andere Gaffer enttäuscht. Denn manchmal fordert der Inquisitor für einen Sünder auch den Tod. Dann wird der Unglückliche unter den Hohnrufen der Menge von den Häschern auf einen großen Platz gezerrt, oft am Stadttor oder vor den Mauern, wo ein hoher Stapel geschichteter Hölzer und Strohballen auf ihn wartet, aus dessen Mitte ein Pfahl aufragt. Dort wird der Ketzer angebunden, ehe der rot maskierte Henker die Fackel anlegt.

Häretiker verbrennen bei lebendigem Leib. Es ist ein grausamer und langsamer Tod, und er ist einsam und öffentlich zugleich. Während Hunderte zusehen, wie der Delinquent auf den

Angebliche »antirevolutionäre Kräfte« während der Kulturrevolution, Beijing, China, 1967



Scheiterhaufen gezerrt wird, und dabei Beschimpfungen kreischen, gibt es keinen geistlichen Beistand, keine letzten Worte, keine Zeit, von der Familie Abschied zu nehmen.

Der Tod als Spektakel: Noch Jahre später wird man sich erzählen, wie die Ketzer ihre letzten Minuten ertragen haben, bevor sie hinter den hochzün- gelnden Flammen für die Gaffer unsichtbar geworden sind. Einem verbrannten die Flammen bereits die Fesseln am Pfahl – da nahm er die Hände vor den Körper und faltete sie im Gebet, so sagen die Bürger von Pamiers.

Beatrice de Planissoles hat noch Glück im Unglück. Sie überlebt den Kerker bis zum 4. Juli 1322. An diesem Tag wird sie dazu begnadigt, das doppelte gelbe Kreuz der Ketzer und Meineidigen zu tragen. So wird sie wohl den Rest ihres Lebens als mittellose Geächtete verbringen – sicher ist dies aber nicht, denn mit dem Tag ihrer Entlassung verliert sich ihre Spur.

Die Inquisition aber wütet weiter. Vor allem in Frankreich, Italien, in Mitteleuropa und – seit 1481 – in Spanien stehen vor den geistlichen Richtern Häretiker aller Art, Mönche mit abweichen- den Meinungen, getaufte, aber zu ihrem alten Glauben zurückgekehrte Juden und unzählige Unglückliche, die fälsch- licherweise denunziert worden sind. Diese mitunter hysterische Ketzerjagd wird zu einem der Auslöser für den Hexenwahn des 15. und 16. Jahrhunderts, auch wenn Inquisitoren selbst nur einen kleineren Teil der Hexenprozesse zu verantworten haben.

Wer trotz Kerker und Folter unbeugsam bleibt, der wird verbrannt

Nach Gutenbergs Erfindung des Buchdrucks versucht die Inquisition, neben den Personen auch die Bücher unter Kontrolle zu bringen: 1559 wird der erste „Index der verbotenen Bücher“ herausgebracht, auf den insgesamt rund 10 000 Bücher und Ge- samtwerke gesetzt werden, darunter Werke von Kopernikus, Voltaire und

Kant. Erst 1826 wird in Valencia der letzte Ketzer getötet, 1966 der Index außer Kraft gesetzt.

Die Zahl der Menschen, die auf dem Scheiterhaufen oder im Kerker endeten, ist schwer zu schätzen, wird aber sicherlich viele zehntausend betragen haben. Die Institution hat sie alle überlebt: Die Nachfolgeorganisation der Inquisition nennt sich „Kongregation für Glaubensfragen“ und erwartet von Katholi- ken noch heute das Bekenntnis zur reinen Lehre – wenn sie auch die Gläubigen nicht mehr dazu zwingen kann.

Jacques Fournier, der detailversessene, ehrgeizige, strenge und raffinierte Inquisitor, wird in seiner Diözese bis 1325 Ver- fahren gegen insgesamt 88 Menschen eröffnen. Einige sterben im Kerker, noch ehe er sie verurteilen kann; acht Männer und Frauen kommen mit dem gelben Ketzerkreuz davon, 48 ver- schwinden hinter Kerkermauern. Drei Männer und zwei Frauen (eine ist schwanger, als sie Fournier in die Hände fällt; er wartet bis nach der Entbindung) bezahlen die Wahrheitssuche des Bis- schofs mit dem Flammtenod.

„Denn das Gewissen quält ihn einerseits, wenn der Ketzer be- straft wird, ohne gestanden zu haben und ohne überführt worden zu sein, andererseits beunruhigt es das Herz des Inquisitors noch mehr, wenn Ketzer durch ihre füchische Schläue zum Schaden für den Glauben davonkom- men“, schreibt Fourniers berühmter Kollege Bernard Gui.

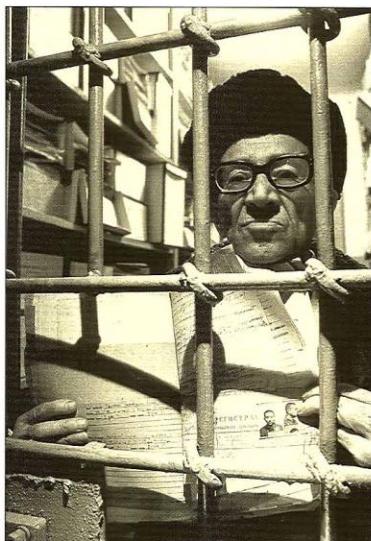
Beim Bischof von Pamiers kommt niemand davon – doch wer kann schon sagen, welches Geständnis echt ist und welches nur zusammenphantasiert wurde von einem, der alles erzählt, was der Inquisitor von ihm hören will, nur damit die Qual ein Ende hat?

Als es in Okzitanien so gut wie keine Häretiker mehr gibt, macht Jacques Fournier Karriere. 1327 erlangt er die Kardinalswürde, und 1334 wird der erfolgreiche Inquisitor sogar Papst: Als Benedikt XII. besteigt er den Stuhl Petri.

„Ihr habt einen Dummkopf ge- wählt!“ soll er bescheiden zu den Kardinälen gesagt haben, nachdem sie sich für ihn entschieden hatten. □



Die Schergen töten den Ketzer, die Kirche gibt dazu ihren Segen: Denn erst durch den Flammtenod kann seine Seele gerettet werden



Leo Philip, 34, ist Historiker und Journalist. Für diese Reportage reiste er unter anderem in das alte Ketzerland der Katharer.

DREI DINGE KOMMEN NICHT ZURÜCK:



Widerrufsrecht: Mir ist bekannt, daß ich die Vereinbarung innerhalb einer Woche bei DAMALS, Leser-Service, Postfach 1280, 82197 Gilching, widerrufen kann. Die Frist beginnt mit Absendung dieser Bestellung (Poststempel).

das gesprochene Wort, das vergangene Leben und die versäumte Zeit.

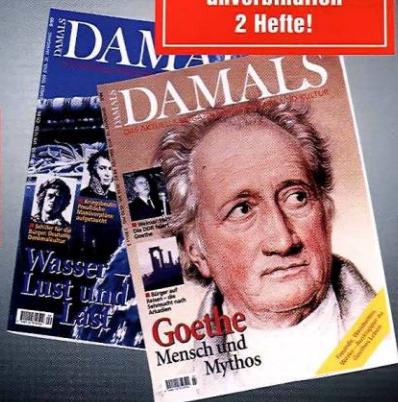
DAMALS vermittelt die Vergangenheit in spannenden Berichten und faszinierenden Bildern. In DAMALS begegnen Sie den herausragenden Figuren der Weltgeschichte, lernen das Leben der Menschen in unterschiedlichen Epochen und Kulturen kennen und erfahren alles Wissenswerte über große Ereignisse sowie bahnbrechende Entwicklungen.

Wer das Gestern nicht kennt, kann das Heute nicht verstehen und das Morgen nicht beeinflussen:

Nutzen Sie daher jetzt Ihre Chance, und bestellen Sie noch heute kostenlos und unverbindlich per Telefon, Fax oder email 2 aktuelle Ausgaben von DAMALS.

(Bitte geben Sie bei Ihrer Anfrage den Referenz-Code „AGEN99“ an.)

Testen Sie
kostenlos und
unverbindlich
2 Hefte!



DAMALS

Das aktuelle Magazin für Geschichte und Kultur

DAMALS, Leser-Service, Postfach 12 80, 82197 Gilching

Tel.: 0 81 05 / 38 81 74 • Fax: 0 81 05 / 38 82 20

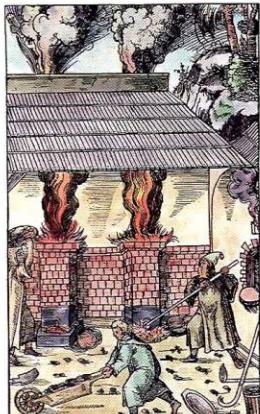
email: damals@verlegerdienst.de

Umwelt

Die Smog-Opfer von York

Der Mann muß jahrelang Fieber und Kopfschmerzen gehabt haben – erst der Tod hat ihn von seiner Nebenhöhleentzündung erlöst. Sein Schädel gehört zu einem der mehr als 2000 mittelalterlichen Skelette aus der englischen Stadt York, die Charlotte Roberts und Mary Lewis von der Universität Bradford untersucht haben. Die Schlüffolgerung der beiden Forscherinnen: Die Nebenhöhlen des Mannes wurden wahrscheinlich vom Smog angegriffen. Er war ein Opfer schwerer Umweltverschmutzung – und keineswegs das einzige.

York war im Mittelalter eine bedeutende Stadt. Bereits vom 13. Jahrhundert an wurde hier mit Kohle statt mit Holz geheizt. In dem ärmeren Viertel Yorks, das von den Wissenschaftlerinnen untersucht worden ist, lagen eine Gemberei, Gießereien und eine Kalkbrennerei.



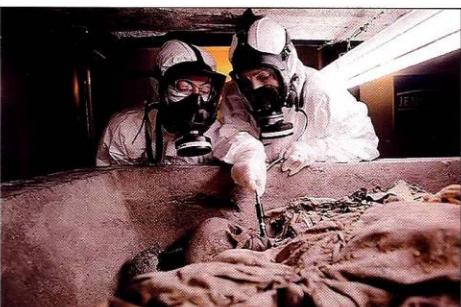
Auch diese frühen „Industrien“ stiegen auf Kohlefeuerung um. Die Folge: Schwerfioxiddhaltiger Qualm aus unzähligen Kohlefeuern legte eine schwere Smog-Decke über die Stadt – und löste chronische Sturm- oder Kieferhöhlenentzündungen aus. Bei 58 Prozent aller Skelette konnten Roberts und Lewis die dafür typischen Knochenveränderungen nachweisen – vor allem Männer litten unter besonders schweren Formen der Entzündung. Charlotte Roberts nimmt an, daß dies Arbeiter waren, die in der Nähe der Feuer schuften mußten.

Angst vor giftigen Dämpfen

Sie werden vermutlich sogar gewußt haben, daß die schlechte Luft ihre Gesundheit ruinieren. Historiker haben herausgefunden, daß sich in vielen europäischen Städten Bürger über „üble Gerüche“ beschwert und die Räte gelegentlich auch Verordnungen erlassen haben, damit die Luft- oder Wassergüte sich bessere. Arbeiter versuchten sich mit Gesichtstüchern vor giftigen Dämpfen zu schützen. Und Ärzte wie Paracelsus kannten bereits etliche durch Smog und Gifte ausgelöste „Berufskrankheiten“.

Doch meist siegte der Erwerbsinn über die Gesundheit. Kalkbrennereien oder Gießereien brachten den städtischen Patriziern gute Profite – und waren oft der einzige Ort, an dem Tagelöhner Arbeit fanden. Selbst ein Umzug aufs Land hätte den Kranken, wenn sie sich denn hätten leisten können, kaum Erleichterung gebracht. Auch die Bauern in den Dörfern um York heizten mit Kohle und verpesteten die Luft in ihren meist kaminlosen Häusern. Bei Kontrolluntersuchungen auf ländlichen Friedhöfen stellten die Forscherinnen fest, daß noch 40 Prozent der dort Beigesetzten unter Nebenhöhleentzündung gelitten hatten.

Kein Filter, kein Schornstein, nicht einmal ein Mundschutz: Arbeiter in einer qualmenden Schmelzhütte, 1556



Geschützt nähern sich die Forscher den majestätischen Knochen

FRIEDRICH II.

Der tote Kaiser und sein Geheimnis

Der Kaiser war rotblond, bartlos und kurzsichtig. Wäre er ein Sklave gewesen, hätte man keine 200 Dirham für ihn gegeben“, schrieb der arabische Chronist Ibn al-Gawzi um 1228 über den Staufer Friedrich II. Eine abschätzige Bemerkung über jenen Mann, den seine Zeitgenossen „stupor mundi“, das „Staunen der Welt“ nannten, der über ein Riesenreich von Sizilien bis zur Nordsee herrschte und dem Papst Paroli geboten hatte.

Doch vermutlich hätte der Herrscher als Sklave mehr Geld eingebracht: „Wir können sagen, daß er sehr gute Zähne hatte und zwischen 170 und 180 Zentimeter groß war“, so Rosalba Varoli Piazza.

Die Wissenschaftlerin vom Istituto Centrale per il Restauro (ICR) in Rom weiß das aus erster Hand. Seit 1998 leitet sie ein archäologisches Projekt, das geeignet ist, manche Legenden um den Kaiser zu widerlegen – die Forscher haben kürzlich den Sarkophag aus rotbraunem Porphyrl geöffnet, in dem Friedrich ruht, und überprüft, in welchem Zustand der Leichnam heute ist.

Die Sargöffnung war ein kompliziertes Unternehmen. Spezialisten

installierten um die Totenstätte ei-

nen „Reinraum“, eine acht Quadratmeter große keim- und staubfreie Klimakammer, und um diese herum einen weiteren Raum zur Kontaminationskontrolle.

Im Reinraum herrschte minimaler Überdruck (plus 0,1 Millibar), im Kontaminationskontrollraum leichter Unterdruck (minus 0,2 Millibar), um so den direkten Luftaustausch zwischen Kathedrale und Reinraum zu verhindern.

In der Umgebung des Sarkophages waren exakt dieselben klimatischen Bedingungen einzuhalten wie in dessen Innerem (21,5 Grad Celsius bei 65 Prozent Luftfeuchtigkeit). So wurde einerseits das Eindringen schädlicher Bakterien verhindert, und andererseits konnten sich die Wissenschaftler und Beobachter so vor gesundheitsgefährlichen Keimen und Pilzen schützen, die sich womöglich im Sarkophag gebildet hatten.

Drei Leichen im Sarg

Nur zwei Mikrobiologen durften in Spezialanzügen mit doppelten Handschuhen, Überschuhen und speziellen Gesichtsmasken den Reinraum betreten. Mit hydraulischen Spindeln hoben sie langsam den Deckel an – nach 20 Minuten waren 40 Zentimeter erreicht. Höher ging es auch nicht, denn über dem Sarkophag wölbt sich ein Baldachin.

Eine Kamera übertrug Bilder aus dem Innern des Sarges. Der erste

Forschungen

Schwulenprozesse: Immer umfassender und detaillierter

wird unser Bild vom mittelalterlichen Alltag

Eindruck war enttäuschend: kein würdevoll ruhender Kaiser, sondern eine graubraune Masse, ein Trog voller Stoffetzen.

Erst nach und nach erkannten die Forscher verstaubte Leichenbilder und dann auch drei Körper: den sehr gut mumifizierten Friedrichs; den ebenso gut erhaltenen Leichnam Peters II. von Aragon (eines Verwandten von Friedrichs erster Frau Konstanze) und einen dritten – die Relikte einer Frau, eingeäschert in einen Stoffsack und fast vollständig verwest. Rosalia Varoli Piazza: „Peter II. wurde 1342 hier bestattet, die Frau vermutlich früher. Sonst wissen wir bisher nichts über sie.“

Starb Friedrich an Gift?

Die Kameras machten auch Friedrichs zerstörten Reichsapfel sichtbar, aus dem wahrscheinlich Grabdiebe das Kreuz herausgebrochen haben. Auch die Kaiserkrone fand sich schließlich – begraben unter jahrhundertem Staub. Die Wissenschaftler entnahmen dem Knochenmark des Kaisers und der beiden anderen Toten Proben. Nach der Analyse wird man wenigstens wissen, ob der Staufer, wie lange gemunkelt, einem Giftanschlag zum Opfer gefallen oder an einer „normalen“ Krankheit gestorben ist – Friedrich II. war zwei Attentaten nur knapp entgangen. Beide Male soll Papst Innozenz IV., sein erbitterter Gegner, der Anstifter gewesen sein.

Im 13. Jahrhundert kumulierten die Auseinandersetzungen zwischen den Päpsten und den deutschen Kaisern um die weltliche Macht. Bei diesem Kampf, der sich durch das gesamte Hoch- und Spätmittelalter zog, ging es im wesentlichen darum, ob der Papst auch der weltliche Stellvertreter Gottes auf Erden sei und somit der Fürst aller Fürsten.

Friedrich hatte in Sizilien und Unteritalien den ersten modernen, absolutistischen Staat geschaffen: Er entmachte den Feudaladel und ernannte Verwaltungsbeamte, die nur ihm verantwortlich waren. Polizeispitzel überwachten die Bevölkerung. Gleichzeitig garantieren er seinen Untertanen aber auch Rechte: Die Konstitutionen von

Melfi stellten Araber und Juden gesetzlich den Christen gleich. Sie verboten Vergewaltigungen und entzogen Geisteskranken der normalen Gerichtsbarkeit.

Im fernen Deutschland indes kontrastierte sich Friedrich als Kaiser und König nur halten, weil er den Fürsten mit dem „Statutum in favorem principum“ 1231 fast alle Hoheitsrechte überließ. Dieses Statut gilt als einer der Gründe für die spätere deutsche Kleinstaatenreihe.

Der Machtkampf mit dem Papst eskalierte in Friedrichs letztem Lebensjahrzehnt. 1250 erkrankte der Staufer auf der Reise nach Lyon an einer Ruhr-ähnlichen Krankheit. Viele Symptome seines Todes am 13. Dezember 1250 deuteten auf eine Vergiftung hin. Doch für die ICR-Projektleiterin Valeroli Piazza ist die Todesursache gar nicht so wichtig. Während sie auf die ersten Analyse-Ergebnisse des Sarkophaginhals wartet, hofft sie, daß ihr Gelder bewilligt werden, damit sie die Grabstätte in den nächsten Jahren erneut öffnen kann.

Und noch eines möchte sie tun: den Deckel des Sarkophages drehen; denn bei einer 1781 schon einmal vorgenommenen Öffnung waren Kopf- und Fußende miteinander vertauscht worden.

HOMOSEXUELLE

Jagd auf die »stummen Sünder«

Die mittelalterliche Gesellschaft kannte ein stattliches Diskriminierungsrepertoire: Menschen in nichtehrenhaften Berufen wie Scharfrichter oder Gaukler, Juden oder Ketzer. Sie wurden oft entrichtet und zuweilen verfolgt. Und auch jenen, die sich der Auffassung von der Zeugung als einzigen Sinn der Sexualität widersetzen, erging es ähnlich: Prostituierten und Homosexuellen.

Vor allem wegen der „Sodomiter“ – wie die Anhänger der gleichgeschlechtlichen Liebe bezeichnet wurden – fürchteten die Menschen himmlische Strafen.

Auch Ratsherren waren aktiv

So trug etwa die in Venedig stete Angst vor Überschwemmungen dazu bei, daß dort das „Vitium sodomiticum“, das sodomitische Übel, wie ein Verbrechen gegen den Staat geahndet wurde. Eine im

werden, vorzubeugen“, wie es ein Berater des Herzogs von Florenz ausdrückte.

Auch in Köln gab es eine „gay community“. 1484 leitete der Rat eine großangelegte Untersuchung ein, die selbst vor dem Beichtgeheimnis nicht haltmachte. Dabei hatte sich eine theologische Expertenkommission vehement gegen die Schnüffelei ausgesprochen. Die Kirchenmänner hätten lieber gesehen, „dat men deser dyng umb gotz willen verswege“ – daß



Auch Robin Hood, hier 1938 reinkarniert von Errol Flynn, soll schwul gewesen sein. Das behauptet zumindest der englische Literaturprofessor Stephen Knight

Jahre 1418 eingesetzte Kommission sollte mit Denunziation, Folter und drakonischen Strafen der Sünden Einhalt gebieten. Rund 70 Menschen wurden im Verlauf des 15. Jahrhunderts als Sodomiter hingerichtet.

In Florenz war das schwule Alltagsleben damals offenbar so rege, daß „Florentum“ zum Terminus technicus für gleichgeschlechtlichen Verkehr wurde. Auch hier bestellten die Stadtobren schließlich ein Sondergericht. Die „Officiali di notte“ verhandelten von 1432 bis 1502 Anklagen gegen rund 10 000 Personen – zum Beispiel 1476 den Fall eines jungen Mannes namens Leonardo da Vinci. Der Maler hatte Glück: Ihm konnte nichts nachgewiesen werden. Für annähernd 3000 andere aber endete der Prozeß mit Urteilen, die vom Bußgeld bis zur Verbrennung reichten.

Die Männerliebe der Florentiner überdauerte die staatlichen Sonderkommissionen: 1552 mußte gar der öffentliche Zugang zur Domkuppel geschlossen werden, „um den Obszönitäten, die täglich an dieser heiligen Stätte begangen

sie lieber über die „stumme Sünde“ schwiegen, als „Ansteckung“ und Nachahmung zu riskieren (denn allein davon zu sprechen galt manchen als ansteckend). Doch erst als sich abzeichnete, daß selbst Ratsherren in der Szene aktiv waren, ließ man schließlich die Sache im Sande verlaufen.

Bernhard Hergemöller, Professor für mittelalterliche Geschichte an der Universität Hamburg, hat kürzlich rekonstruiert, wie es im Mittelalter um das „Vitium contra naturam“ stand, um das „Laster wider die Natur“, und eine Sammlung von Aufsätzen über den schwulen Alltag jener Zeit veröffentlicht. Doch trotz vieler Einzelstudien beschreibt der Hamburger Historiker den Forschungsstand immer noch als „recht unerfreulich“. So liegt bislang keine Edition zum Thema vor, in denen beispielweise das Quellenmaterial gesammelt ist – von den Prozeßakten jener Tage bis zu schwuler Liebeslyrik. „Das“, verspricht Hergemöller, „nehme ich mir im nächsten Jahrtausend vor.“

MEDIEN

Der Aufbruch der Info-Elite

Wird flandrisches Tuch teurer? Wer ist Thronfolger in England? Wo wütet die Pest? Auch vor 500 Jahren waren die Menschen auf Nachrichten angewiesen – aber wie kannten sie daran? Professor Heinz-Dieter Heimann ist Spezialist für mittelalterliche Kommunikationsgeschichte an der Universität Potsdam

GEO EPOCHE: Am 15. Dezember 1461 sattelte der Bote Hans Bakker sein Pferd. Er sollte wichtige Briefe von Rom über die verschneiten Alpen nach Lübeck bringen. Wie hoch war die Erfolgsschance?

HEIMANN: Genau konnte man das kaum einschätzen. Hans Bakker schaffte den Ritt in 40 Tagen und kam Ende Januar 1462 wohlbeholt in Lübeck an. Einige Wochen später hatte er allerdings weniger Glück. Bei einer Reise nach Danzig musste er durch Kriegsgebiet. Bakker geriet zwischen die Fronten, wurde von einem Trupp des Deutschen Ordens gefangen genommen und erst später wieder freigelassen. Man findet in den Quellen zahlreiche Belege dafür, daß Boten überfallen, abgefangen oder als Geiseln genommen wurden. Das heißt aber noch nicht, daß die Nachrichten nicht ankamen. Denn häufig wurden Briefe gleichzeitig auf mehreren Wegen abgeschickt, damit möglichst einer sein Ziel erreichte.

Was waren das für Leute, die sich auf den gefährlichen Job einließen? Auf jeden Fall mußten sie einen guten Orientierungssinn mitbringen, denn es gab ja weder richtige Landkarten noch Wegweiser. Das soziale Prestige der Boten in der Hierarchie der städtischen Dienstleister aber war nicht sehr hoch, vergleichbar etwa dem des Kochs im Rathaus.

Waren die Kuriere bewaffnet? Den meisten zeitgenössischen Abbildungen zufolge trugen sie Messer, Dolche und Spieße.



Mit einer Ohrfeige wurde ein Bote ermahnt, nur ja nichts zu vergessen; aus dem Codex Manesse, 1310–1340

Wie schnell waren Boten im günstigsten Fall?

Das hing von der Jahreszeit ab – aber auch davon, ob einer auch bei Nacht ritt, ob er ein Schiff benutzen konnte, ob es über die Alpen ging oder er im Flachland unterwegs war. Im Durchschnitt schafften reitende Boten etwa 50 bis 60 Kilometer am Tag. Allerdings wird den Nachrichten-Übermittlungssystemen des Mittelalters nicht gerecht, wer sie allein nach deren Schnelligkeit beurteilt. Entscheidender war, daß die Nachricht überhaupt ankam.

Waren die Kosten dafür kalkulierbar?

Nur bedingt. Es gab keine Porto-Gebührenlisten wie heute. In der Regel wurde der Bote nach dem sogenannten Meilengeld bezahlt. Die Straßburger beispielsweise zahlten um 1480 je Meile zu 5400 Schritt etwa acht bis zehn Pfennig. Zum Vergleich: Ein Laib Brot kostete damals zwei Pfennig.

Gab's Prämien für schnelle Zustellung?

Ja, Nachtransporte etwa wurden hoch entlohnt, auch im Winter waren die Preise höher, ebenfalls natürlich für Kurierdienst in Kriegsgebieten.

Seit wann gab es städtische Kurierdienste mit festem Botenstamm?

Seit dem 13. Jahrhundert in Oberitalien. Um 1400 verfügten fast alle Städte im Reichsgebiet über eigene Boten.

Aber ein regelmäßiger Dienst auf festen Postrouten mit Stationen zum Pferdewechsel war hierzulande noch nicht eingerichtet?

Nein, damit begann im deutschen Raum erst die Familie Tassis (Thurn und Taxis) ab 1494.

Wer nutzte solche Kommunikationsmöglichkeiten?

Vor allem Kleriker und Kaufleute. Aber im Prinzip standen die Dienste jedermann offen. Schreibkundige konnten sich öffentlicher Schreiber bedienen.

Kamen die Fernhandelskaufleute auf diesem Wege ebenfalls an ihre Informationen?

Die Handelshäuser bauten vom 13./14. Jahrhundert an europaweit eigene Kommunikationssysteme mit Korrespondenten auf. Einen großen Kreis von informierten Briefpartnern zu haben war auch für Kaufleute sehr wichtig.

Transportierten diese Netzwerke ausschließlich geschäftliche Informationen?

Nein. Aus den Briefwechseln erkennt man, daß zunehmend die Informationen an sich als Ware gehandelt wurden. Die Kaufleute waren schließlich auch diejenigen, die die Vielzahl der bei ihnen eingehenden Nachrichten filterten und bündelten. Daraus entwickelte sich dann nach und nach ein neues Medium, die sogenannte „Neue Zeitung“. Das war keine Zeitung, wie wir sie heute kennen, aber immerhin schon eine an Briefe angehängte Nachrichtensammlung. Wurden die „Neue Zeitungen“ bereits vervielfältigt?

Ja, sie wurden in geringer Zahl handschriftlich kopiert. Entscheidend aber ist, daß sich ein neues Medium entwickelte, das speziell dazu diente, Neuigkeiten zu vermitteln. So standen in einem Exemplar, das am 20. Januar 1477 von Wien nach Frankfurt am Main geschickt wurde, Nachrichten über einen politischen Mord. Es heißt, „das der herzog von Meylandt



Auch Badehäuser waren Marktplätze der Information – wenn etwa Bänkelsänger von ihren Reisen übers Land erzählten: Miniatur um 1470

vo[n] den s[e]jinen uf sant Steffens tag erstochen s[e]in solle".

Aber wurden die meisten Informationen nicht eher mündlich als schriftlich weitergegeben?

Ja. Das wichtigste Medium im Mittelalter war der redende Mensch. Auch war die Gesellschaft mobiler, als wir uns das meist vorstellen. Viele waren unterwegs, erfuhren Neuigkeiten und erzählten sie anderswo weiter. Das konnten Handwerksgesellen sein, Studenten, Kaufleute, Wanderprediger, Bettelmönche und Pilger oder auch sogenannte Vagierende – Spielleute, Gaukler, Sänger, Musikanten, Geschichtenerzähler.

Das älteste Massenmedium soll das Gericht sein. Welche Rolle spielten damals „Neuigkeiten“, die einer nur vom Hörensagen kannte? In der Tat waren Nachrichten oft nicht sofort zu überprüfen, etwa wenn es hieß, in einer entfernten Stadt sei die Pest ausgebrochen. Wurden auch schon damals gezielt Gerüchte ausgetestet? Etwa aus politischen Gründen?

Ja. Der französische König Ludwig XI. sorgte zum Beispiel für die Falschmeldung, daß das 1478 geborene Kind des Habsburgers Maximilian gar kein Junge, sondern in Wahrheit ein – nicht erbfolgeberechtigtes – Mädchen sei. Damit wollte Ludwig Maximilians Erbansprüche auf Burgund torpedieren. Um dem Gericht seine politische Sprengkraft zu nehmen, sahen sich die Habsburger schließlich zu einem außergewöhnlichen Akt gezwungen: Die Patin trug das Kind auf den Balkon des Palastes, wickelte es aus den Windeln und zeigte der versammelten Menge, daß es in der Tat ein Junge war.

Wie intensiv wurden damals Bilder als Medium eingesetzt?

Bilder sind schlicht und einfach jene Mittel, mit denen in einer kaum alphabetisierten Gesellschaft bestimmte Informationen zu speichern und weiterzugeben waren. Das konnten Wand- oder Altarbilder sein, aber auch Glasfenster und Skulpturen in Kirchen, an Rathäusern oder Stadttoren. *Welche Rolle spielten Wandteppiche?*

Man kann den bekannten Teppich von Bayeux durchaus einem modernen Comic gleichsetzen: Diese fast 70 Meter lange Tapisserie ist ja nicht allein aus Bildszenen zusammengesetzt, die die Eroberung Englands durch die Normannen im Jahre 1066 veranschaulichen. Sonder sie zeigt um die Bilder herum einen gestickten Kurztext in Latein, der die Szenen zusätzlich erklärt.

Sehen Sie Analogien zwischen der Medienvielfalt des Mittelalters und unseren heutigen Erfahrungen?

Die Vielfalt der Medien war damals weit aus größer, als wir es uns gemeinhin vorstellen. Die frühmittelalterliche Gesellschaft war sehr stark von Zeichen und Symbolen geprägt und hatte einen ausgesprochenen Zeige- und Seh-Charakter. Da sehen Sie schon die erste Parallele zu heute: Denn in den vergangenen Jahren haben Bilder auch in unserer Kultur wieder mehr und mehr Bedeutung gewonnen – in der Werbung, in den Massenmedien, aber auch im Alltag. Wir alle kennen die Situation, daß wir uns auf einem Bahnhof anhand von einfachen Piktogrammen orientieren, die in London wie in Berlin oder New York verstanden werden. Das zeigt, daß wir in unserer Mediengesellschaft als Fernsehzuschauer, Hörer und Beobachter durchaus ohne allzuviel geschrieben oder gedruckten Text auskommen. Das ist heute ähnlich wie im Mittelalter.

Das Gespräch führte Ralf Koch.

FEHDEN

Vom Faustrecht zum Gefängnis

Wer sich heutzutage vor Gericht ungerecht behandelt fühlt, der erinnert sich vielleicht an das Faustrecht des Mittelalters, denn Selbstjustiz war damals weit hin Rechtes: Adelige griffen zur gewalttätigen Selbsthilfe, Städte wehrten sich gegen Raubritter. Ehebruch, die Verletzung eines Vassalen oder Totschlag war Grund



Die Ritter nahmen ihr Recht in die eigene Hand. Erst die Weiterentwicklung der Urfehde führte zum Beginn des Rechtsstaats (Illustration aus dem »Speculum virginum«, um 1200)

genug, eine Fehde zu eröffnen. Allerdings mußte dem Gegner mit einem „Fehdebrief“ oder dem berühmten „Fehdehandschuh“ signalisiert werden, daß er angegriffen werde. Es wurde auch eine Frist gewährt, damit man sich auf die Attacke vorbereiten konnte.

Manche solcher Fehden zogen sich jahrelang hin und löschten ganze Familien aus. Erst im Spätmittelalter wurde dieser Privatkrieg stärker reglementiert und durch ein „Strafrecht von oben“ ersetzt.

Diesen Prozeß beleuchtet ein Forschungsprojekt mit dem Titel „Das Urfehdewesen im mitteldeutschen Raum“ an der Jenaer Friedrich-Schiller-Universität. Der Rechtshistoriker Günter Jerouschek und der Historiker Andreas Blaupert haben seit 1996 Tausende von Fehdeurkunden aus mitteldeutschen Fehdebüchern des 15. bis 17. Jahrhunderts analysiert.

Einer der Ausgangspunkte für die Herausbildung eines gesitteten Strafrechts war der sogenannte „Urfehd-Eid“. Ursprünglich schwor darin der Unterlegene, die Bedingungen des Siegers anzunehmen und alle Feindseligkeiten aufzugeben.

Es existierte aber noch eine zweite Form der Urfehde, die „Hafturfehde“: Wenn Straftäter freigelassen wurden, mußten diese feierlich versprechen, keine Rache zu nehmen. Seit dem Spätmittelalter banden die Gerichte und landesherr-

lichen Behörden die Hafturfehde in den Strafvollzug ein.

Der Sieg des Gerichts

Das Jenaer Projekt unterscheidet drei Phasen. Bis ins 15. Jahrhundert hinein dienten die Eide der Fehde-Beendigung. Im Laufe des 15. Jahrhunderts schufen die Fürsten Gerichte und Ämter, um damit Friedenswahrung und Strafgewalt in eigene Hände zu nehmen. Sie ließen Abgestrafte den Urfehd-Eid schwören, um sich vor späteren Racheakten zu schützen. Jetzt diente aber paradoxerweise ein Element der Selbstjustiz dazu, eben diese durch ein „Recht von oben“ zu ersetzen – denn mit dem Urfehd-Eid versprach ein nunmehr entlassener Straftäter ja nicht nur, Frieden zu halten, sondern erkannte damit auch die Autorität des Gerichts an.

In einer letzten, von den Jenaer Forschern noch nicht vollständig untersuchten Phase kam die Urfehde schließlich vor allem als „Aufenthaltsverbotschwur“ vor. Der Verurteilte wurde des Landes verwiesen und nahm das sammt der Urfehde als Strafe an.

Ein Reikil des alten privaten Fehderechts war somit zu einer gesetzlichen Strafe geworden.

ZEITMESSUNG

Vor der Uhr sind alle gleich

Tee sollte nicht länger als drei, vier oder fünf Minuten ziehen. Was aber, wenn keine Uhr, ja gar keine verlässliche Zeitmessung zur Hand ist? Dann kann der Tee etwa so gelingen: „Gieße ihn auf und laß ihn so lange ziehen, wie du brauchst, ein Misereure sehr langsam aufzuziehen.“ Auf diese Weise befreiten sich Mönche im Mittelalter. Sie setzten einfach alltägliche Verrichtungen für die Zeitmessung ein, davon ausgehend, daß jeder sein Misereure oder sein Ave Maria kannte. In der klösterlichen Küche mögen diese Zeitangaben gereicht haben, weitaus schwieriger war, die Zeiten für die Stundengebete einigermaßen präzise zu terminieren. Zwar gab es Sonnen-, Wasser-, Kerzen- und Sanduhren, aber ungenau waren sie alle. Bis – vermutlich in Norditalien, womöglich in einem Kloster – der Durchbruch zur Präzision gelang.

Wer baute die erste exakte Uhr?

Der Chemnitzer Historiker Gerhard Dohrn-van Rossum hat ziemlich genau ermessnen, wann Europas erster Uhrmacher seine epochale Erfundung gemacht haben muß: Noch 1271 schrieb Robertus Anglicus, Astronomielehrer an der Pariser Universität, in einem Kommentar zu dem Astronomiebuch des Johannes de Sacrobosco: „Die Macher von Uhrwerken arbeiten an einem Mechanismus, der sich einmal am Tag dreht, aber sie haben es bisher noch nicht geschafft.“

33 Jahre später, 1304, wird im nordfranzösischen Beauvais dann urkundlich erwähnt, daß dort der Kathedrale eine Uhr mit Stundenschlag gestiftet worden sei.

Daß Uhrwerke durch Gewichte in Gang zu halten waren, folgte einem längst bekannten Prinzip. Al-

lerdings wußte niemand die Laufgeschwindigkeit zu regeln, bis irgendein Genie im späten 13. Jahrhundert die „Spindelhemmung“ erfand. Sie ließ die Gewichte sich gleichmäßig senken.

Das funktionierte, indem auf einer Stange, der Spindel, zwei kleine Metallstücke, die Spindellappen, abwechselnd in regelmäßigen Abständen in ein Zahnrad einrasteten. Zwei Gewichte an der Spindel ließen diese schwingen. Der Zug der Gewichte hob die Spindellappen regelmäßig aus dem Zahnrad mit einem kurzen Vorwärtsruck heraus – dem Tickern der Uhr. Bald betrieben nicht nur Mönche im Rhythmus der neuen Mechanik.

Städte schmückten sich mit Kirchturm- oder Rathausuhren, auch wenn sie ein Vermögen kosteten – nicht zuletzt wegen des Lohns für den Uhrwärter und für Reparaturen. Deswegen gingen dem Bau einer Uhr oft hitzige Debatten der Bürgerschaft voraus. Doch der Stolz und der Wunsch überwog, es anderen Städten gleichzutun.

Voller Bewunderung schrieb 1336 ein italienischer Chronist über die Kirche San Gottardo in Mailand: „Sie hat eine wunderbare Uhr mit einem großen Köppel, der 24 mal, so zu jeder Stunde des Tages und der Nacht, eine Glocke anschlägt, und zwar so, daß er die erste Stunde der Nacht mit einem Schlag, die

zweite mit zwei Schlägen anzeigen. So kann man eine Stunde von der anderen unterscheiden, was für Menschen jedes Standes von großen Nutzen ist.“

Selbst die Folter folgte dem Zeitmaß

Die neuen Zeitmesser wurden schnell Symbole für Innovation und Tatkraft, für Reichtum und Prestige. Das zeigte sich besonders in den ausgefallenen und komplizierten Figuren- und Glockenspielen öffentlicher Uhren. Doch es blieb nicht nur symbolischen Nutzwert: Rathaussitzungen und Schulstunden wurden jetzt „auf die Stunde genau“ festgelegt, in Hamburg bestimmte der Rat am Ende des 14. Jahrhunderts erstmals offiziell Anfang und Ende der Arbeitszeit. Selbst die Folter mußte sich dem Regelmäßig der Zeit beugen. Exzessives Quälen wurde durch die Uhr begrenzt, wobei die Schwere des angeklagten Verbrechens die Dauer der Folter beeinflußte.

1473 diente die Uhr in Mantua laut Manfredo Bartolomeo dazu, „den richtigen Zeitpunkt zu bestimmen für Aderlässe und Operationen, zum Schneidern von Kleidern, zum Pflügen der Acker, für den Antritt einer Reise und andere nützliche Dinge dieser Welt“.

Oft forderten die Bürger eine öffentliche Zeitmessung mit einer Begründung, wie sie aus Lyon überliefert ist: „Richtet man eine öffentliche Uhr ein, werden mehr Kaufleute zu den Messen kommen, die Bürger werden fröhlicher und zufriedener leben und ein geordneteres Leben führen, und die Stadt wird an Schönheit gewinnen.“

Die Uhr veränderte aber nicht nur den Umgang mit der Zeit, sie leitete auch ein neues Denken ein. Gerhard Dohrn-van Rossum zufolge wandelte sie sogar die Herrschaftsverhältnisse: „Es gibt kein besseres Koordinierungselement als die Uhr, weil deren Zeit abstrakt ist und keine Möglichkeit bietet, andere zu beherrschen. Unterwirft man sich dieser Zeitordnung, sind alle Parteien gleich gebunden, Herrscher und Beherrschte.“



Für die Städte, etwa Prag, wurden die Uhren zu Prestigesymbolen. Zugleich bestimmten sie vielerorts Anfang und Ende der Arbeitszeit

Wie fühlt man den Puls der Macht?

THOMAS MÜNCHEN

Leibärzte: ein Thema im neuen P.M. History



Bestellen Sie P.M. History jetzt im Abo!

Die bedeutenden Momente der Weltgeschichte, spannend und mitreißend erzählt. Alle zwei Monate bequem und preiswert frei Haus.

Gleich jetzt anrufen
unter 0 40/37 03 38 oder per
Fax unter 0 40/37 03 56 57
(mit Angabe der Bestell-Nr. 19956)

**P.M.
HISTORY**

Außerdem in diesem Heft:

- Was trieb die großen Eroberer? • Wie wild waren die Germanen? • Was suchen die Archäologen in der Toilette? • Wie erkämpften sich die Frauen das Wahlrecht?

P.M. HISTORY

Das neue Magazin für Geschichte

**Die großen
Eroberer der
Weltgeschichte**

Was trieb Alexander und Romulus zu den Schlachten zu Schach?

Weitere Themen:

- Was trieb die Frauen das Wahlrecht
- Leibärzte - graue Einbrecher hinter den Thronen



Wissen kommt an!

Sollte die neue Ausgabe von P.M. History bei Ihrem Zeitschriftenhändler vergriffen sein, bestellen Sie einfach beim P.M. Versand-Service, Postfach 600, 74170 Neckarsulm, Fax 0 71 32/96 91 91. Wir schicken Ihnen die Hefte, soweit vorrätig, zum regulären Heftpreis von DM 9,50 zzgl. DM 3,50 Versandkostenanteil. Bestellungen aus dem Ausland werden gegen Vorauszahlung per Euroscheck zzgl. DM 5,- Versandkostenanteil erledigt. In der Schweiz richten Sie Ihre Bestellung bitte an den P.M. Leser-Service, Postfach, 6002 Luzern, Fax 0 41/3 17 88 39. In Österreich wenden Sie sich bitte an den P.M. Versand-Service, c/o DSB, Ollivierstr. 23, 5020 Salzburg, Fax 06 62/62 00 89.

DEUTSCHLAND

LÜBECK

Das Holstentor ist seit 1478 Eingang zur Altstadt. Hier ist das Mittelalter überall. Manche Teile des Rathauses, eines der prachtvollsten und ältesten Deutschlands, wurden schon im 13. Jh. erbaut – ebenso das Heiliggeistspital, eine der frühesten Sozialeinrichtungen Europas. Unweit des Rathauses steht die Marienkirche von 1350, deren fast 40 Meter hohes Mittelschiff das höchste Backsteingewölbe der Welt überragt. Ebenfalls aus dem 14. Jh. stammt das älteste Bürgerhaus der Stadt, die Löwen-Apotheke. Infos: Tel. 0451-707 1510 und www.luebeck.de

NEUBRANDENBURG

Die schönste Stadtmauer Norddeutschlands stammt aus dem 14. Jh., besteht aus Backstein und besteht mit ihren vier prächtigen Toranlagen, darunter dem Treptower Tor (um 1400), das mit Türmchen und Giebeln geschmückt ist. Infos: Tel. 0395-194 33 und www.all-in-all.com



Schloß und Stiftskirche über Quedlinburg

QUEDLINBURG

Der Stadt kern ist wegen der 1200 Fachwerkhäuser aus sechs Jahrhunderten berühmt (das älteste Haus, der Hochständerbau, stammt aus der ersten Hälfte des 14. Jh.). Über der Stadt thront die Stiftskirche von 1129 mit dem Grabe König Heinrichs I. und dessen Frau Mathilde. Ins Nordschiff führt das älte-

ste deutsche Säulenportal. Seit 1993 liegt in der Schatzkammer der Stiftskirche der Quedlinburger Domschatz. Das Schloßmuseum nebenan birgt ein transportables Gefängnis von 1337.

Infos: Tel. 03946-773 00 und www.quedlinburg.de

GOSLAR

Im Zentrum der Stadt steht die Kaiserpfalz, 1005–1015 unter Kaiser Heinrich II. erbaut. Der größte romanische Profanbau Deutschlands wurde – kurz vor dem Verfall – von 1868 bis 1879 restauriert. Vom Dom gegenüber der Pfalz steht nur noch die Vorhalle. Allerdings behüttet sie den Kaiserstuhl, ein Beispiel der Bronzegießerkunst aus dem 11. Jh. Das Rathaus von 1450 birgt weitere historische Kunstwerke. Im Stadtmuseum: das Goslarer Evangelistar aus dem Jahre 1235. Infos: Tel. 05321-780 60 und www.goslar.de

MARKSBURG

Auf einem Felsklotz über dem Strom steht diese einzige unzerstörte Höhenburg am Mittelrhein. 1219 wurde sie erstmals urkundlich erwähnt. Aus dieser Zeit stammt auch ihr Hauptturm, der Bergfried. Die Burgkapelle, der Kräutergarten mit 180 Heil- und Zauberpflanzen, die Küche, der Weinkeller, der Rittersaal, die Kemenate, die Folterkammer und die mit Harnischen gefüllte Rüstkammer nähren die Vorstellung, wie sich's einst auf der Burg lebte. Infos: Tel. 02627-536 und www.rhinecastles.com/marksburg/index.htm

WARTBURG

Schon 1080 wird die Wartburg erstmals urkundlich erwähnt. Bis Anfang des 15. Jh. war die Burg Sitz der Thüringer Landgrafen und ein Zentrum höfischer Kultur. Das Hauptgebäude der Burg, der Palas, ist der älteste Teil: Er wurde zwischen 1190 und 1220 errichtet. Im Museum der Wartburg ist u. a. das Lutherzimmer vom Mai 1521 zu besichtigen. Besonders kostbar sind ein Aquamanile aus dem 12. Jh. und ein reich verziertes Reliquienkästchen aus dem 13. Jh. Infos: Tel. 03691-770 73 und www.eisenach-online.de/wartburg



Größte deutsche Burgenlage: die Wartburg bei Eisenach

FRANKREICH

ROUEN

Claude Monet hat die Kathedrale Notre-Dame weltbekannt gemacht. Der gotische Bau, 1250 vollendet, ist die dritte Kirche an dieser Stelle. 1389 wurde in Rouen als einer der ersten Städte eine öffentliche Uhr errichtet. Heute prangt sie an einem Haus von 1527. Infos über alle Ziele in Frankreich: Tel. 0190-57 00 25; zu Rouen: www.normandy-tourism.org

BAYEUX

Hier hängt der bedeutendste Comic strip der Welt: ein Wandteppich aus dem 11. Jh., der die Eroberung Englands durch die Normannen in der Schlacht von Hastings (1066) und deren Vorgeschichte in Bild und Text wiedergibt. Kaum weniger sehenswert ist die gotische Kathedrale Notre-Dame aus dem 13. Jh. Die romanische Krypta des Vorgängerbau befindet sich noch heute unter dem Chorraum. Die Fresken musizierender Engel an den Pfeilern sind vollständig erhalten geblieben. Infos: www.total.net:8080/~jtrude/Lieux/Bayeux.htm

REIMS

Seit 1179 sind Frankreichs Könige in Reims gekrönt worden. Nachdem die alte Kathedrale abgebrannt war, wurde 1211 unverzüglich der Neubau ins Werk gesetzt. Heute zählt Notre-Dame von Reims zu den bedeutendsten gotischen Bauwerken Frankreichs. Imposante Engelsstatuen bewachen außen



Regensburgs Fragstatt – die Stätte, wo man hochnotpeinlich Antwort auf „Fragen“ erzwang

Reiseziele

Europas sind Gründungen des Mittelalters. Und in einigen ist es ganz besonders präsent geblieben. Eine Auswahl

und innen die Kirche, die um 1300 vollendet wurde. Die Abteikirche St. Remi wurde im 12. Jh. umgestaltet, wobei der Chorbau alle anderen Bauten übertrifft – er besteht fast nur aus Fenstern. Gewaltige Strebepfeiler stützen von außen das Bauwerk.

Infos: www.ville-reims.com/anglais/tourisme/reims.htm



Highlight im Meer: Mont St-Michel

MONT ST-MICHEL

Im Jahr 708 errichtete St. Aubert, Bischof von Avranch, auf einer 78 Meter hohen Insel vor der normannischen Küste eine Kirche. 500 Jahre später war aus dem kleinen Sakralbau das dreigeschossige Benediktinerkloster erwachsen – und nach und nach entwickelte sich um die Abtei herum eine kleine Stadt. Eine einzige Straße, die Grande Rue, führt durch das Gasenlabyrinth vom Fuß des Berges bis zur Spitze. Oben auf dem Glockenturm der Abteikirche thront eine Statue des Erzengel Michael, nach dem die Abtei benannt ist. Infos: www.walter-hermann.de/bretagne/bretag03.htm

BEAUNE

Mitten in der gut erhaltenen Altstadt liegt das Hôtel-Dieu. Die Straßenfassade dieses 1443 gegründeten Hospizes ist kahl und schmucklos. Doch im Innenhof prunkt das Gebäude im burgundisch-flämischen Stil. Ein umlaufender Fachwerkbalkon ruht auf schmalen Säulen. In der „Salle des Pauvres“, dem Hauptteil des Hospizes, erinnern die mit roten Vorhängen drapierten Betten an Kojen. Das mehrflügelige Altarbild (1443) der Hauskapelle von Rogier van der Weyden, dem damals berühmtesten flandrischen Maler, hängt im Museum nebenan.

Infos: www.burgundy-tourism.com/patrimoine/pat00.htm

BEAUVAS

Die Kathedrale Saint-Pierre sollte die größte Kirche der Christenheit werden. Doch der 1215 begonnene Bau blieb bis auf Chor und Querhaus unvollendet, und bereits 1284 stürzte der Chor ein. Der Wiederaufbau dauerte bis 1324. Dennoch ist dieser Turm ein Meisterwerk mittelalterlicher Baukunst. In der Seitenkapelle verbirgt sich die älteste noch laufende Uhr der Welt. Sie misst seit 1302 die Zeit. Infos: www.w3i.com/03/eng/cities/beauvais.htm

AVIGNON

Seine Prachtbauten hat Avignon den Papstn zu verdanken: Im 14. Jh. residierten sie für fast 70 Jahre in der provenzalischen Stadt. 1334 wurde der imposante gotische Papstpalast begonnen. Die vielen Innenräume, Kreuzgänge und Türe sind noch gut erhalten, ebenso Fresken aus dem 14. Jh. sowie ein marmorner Bischofsstuhl aus dem 12. Jh. Als bekanntestes Symbol der Stadt aber gilt der vielbesuchte Pont d'Avignon über der Rhone, der zwischen 1175 und 1185 gebaut worden ist. Infos: www.marche-de-provence.com/coupoel/de/avignon.htm

CARCASSONNE

Die wohl beeindruckendste mittelalterliche Stadt Frankreichs. Die Oberstadt auf einem felsigen Hügel ist auch heute noch von einer doppelten Ringmauer mit insgesamt 52 Türen umgeben. Die Mauer stammt zum Teil bereits aus dem 6. Jh. Ebenso gut erhalten sind das Château Comtal aus dem 12. Jh. und die Kirche Saint-Nazaire (11.–14. Jh.) mit Glasmalereien aus dem 13. Jh. Infos: www.sna.fr/~jevo/seite71.htm



Wehrhaftes Mittelalter: Carcassonne

ITALIEN

SIRMIONE

Am Gardasee und in dessen Nähe gibt es etliche großartige Burgen. Die schönste, die alte Scaliger-Festung an der Spitze der Landzunge Sirmione – eine Wasserburg aus dem 13. Jh. Nördlich davon liegt die Kirche Santa Maria Maggiore (15. Jh.) mit Fresken aus jener Zeit. Die Saalkirche San Pietro in Mavino aus dem 11. und 14. Jh. wird hingegen oft übersehen. Dabei stammen vorzügliche Fresken in diesem Gotteshaus aus der Romanik und der Spätgotik. Infos über alle italienischen Ziele: Tel.: 069-237434; zu Sirmione: [www.telmec.it/home_de.htm](http://telmec.it/home_de.htm)

PAVIA

In kaum einer anderen Stadt der Lombardie ist der mittelalterliche Kern so gut erhalten wie in Pavia. Die 1377 angelegte Strada nuova führt durch die Altstadt mit vielen engen Gassen und Geschlechtertürmen aus dem 12. Jh. Unweit davon das ehemalige Schloß der Visconti, 1360 begonnen, aber erst im 15. Jh. vollendet. Auf der anderen Stadtseite liegt San Michele, Pavia's bedeutendste, 1155 geweihte Kirche. Infos: www.pv.infn.it/disk8/www/www/pv_inadny.html



„Il Santo“: Padua's Antoniusdom

PADUA

Die Gebeine des hl. Antonius, des Schutzpatrons der Verliebten und Vergeblichen, werden im „Santo“ aufbewahrt – der von 1232 bis 1310 erbauten Basilika Sant'Antonio. Deren Hochaltar ist mit Bronzereliefs und –statuen von Donatello ausgestattet, die Decke mit Fresken von Zerio Altichiero geschmückt. Doch die berühmtesten

Fresken Paduas sind in der Arenakapelle zu bewundern: die Lebensgeschichte des Frühkapitalisten Scrovegni – ins Bild gesetzt von Giotto, dem bedeutendsten Maler der Frührenaissance.

Infos: www.teletour.de/italien/veneto/padova/index.html

SAN GIMIGNANO

Von den 72 Geschlechtertürmen aus dem 13. Jh. sind heute noch 13 vorhanden, allesamt innerhalb des dreifachen Mauerrings. Der Dom im Stadtzentrum, 1148 geweiht, ist wegen der fast vollständig erhaltenen Fresken bemerkenswert. Die Pinakothek ist im Palazzo Comunale (1288 bis 1323) untergebracht. Infos: www.knowital.com



Platz wie ein Theater: Campo in Siena

SIENA

Die wohl schönste Stadt der Toskana ist fast unverändert gotisch geblieben. Das Zentrum bildet die muschelförmige Piazza del Campo mit dem Rathaus, dem Palazzo Pubblico, und dem 102 Meter hohen Torre del Mangia – beide aus dem 14. Jh. Berühmt sind die Fresken Lorenzettis im Innern des Rathauses. Sehenswert auch: der innen und außen mit Marmor verkleidete Dom; der Palazzo Tolomei – der älteste Profanbau Sienas von 1205; und die Kirche San Domenico von 1254. Infos: www.emmett.it/Welcome/Toscana/Senese/Siena/index.de.html

ORVIETO

Hauptattraktion der kleinen umbriischen Stadt ist der Dom (1290 begonnen), ein Meisterwerk gotischer Baukunst. Aus dem 11.

und 12. Jh. stammt die Kirche Sant'Andrea mit dem Campanile, aus dem 13. Jh. die Kirche San Domenico mit dem Grabmal des Kardinals de Braye. Der Palazzo del Popolo von 1250 ist das älteste gotische Rathaus Italiens.
Infos: www.argoweb.it/orvieto/etrusca.ge.html

ASSISI

Die mittelalterliche Stadtstruktur ist trotz des Erdbebens von 1997 weitgehend intakt geblieben und zum Teil schon wieder restauriert. Am schwersten betroffen waren die Basilika San Francesco, deren Grundstein Papst Gregor IX. 1228 gelegt hatte. Aber auch sie ist inzwischen großenteils wiederhergestellt; die prächtigen Fresken Cimabues und Giottos aus dem 13. Jh. werden

derzeit vorsichtig wieder zusammenge setzt. Besucher können die Restaurierung verfolgen. Infos: www.argoweb.it/assisi/assisi.ge.html

CASTEL DEL MONTE

In den damals ausgedehnten Wäldern Apuliens ließ der Stauferkaiser Friedrich II. um 1240 dieses Jagdschloß errichten: ein perfektes Oktogon mit acht eckigen Türräumen und achteckigem Innenhof. In



Die «Krone Apuliens»: Castel del Monte

Kurt Reichmann
Glauburgstr. 67
60318 Frankfurt
Tel. 0 69 / 55 05 63

Drehleitern

Wildwuchs



Musik aus Mittelalter und Renaissance, histor. Weihnachtsmusik, 19. Jhd. Musik, Kindertheater, walking acts

Tel. 0 64 22/92 28 04 Fax 92 28 05

Historisches Schuhwerk

DIE SCHUH-WERKSTATT

Ursel Bennett
Schuhmachermeisterin
Ingolstädter Str. 29
85077 Maching
Tel. 0 84 59 - 67 25
Fax 0 84 59 - 10 87

SPILWUT SPECTACULUM

Mittelalterspiele

Gaukeley

Musik

Stelzen- und Narren- Theater

Aussattung

Regie · Produktion

Roman Streisand, Schönhof 6, 16230 Golzow

Ruf 0 33 34 - 42 92 92

den zwei Stockwerken des Schlosses liegen jeweils acht Räume, in denen noch die marmorne Verkleidung der Wände und Reste der sechseckigen schwarzen und weißen Bodenplatten zu sehen sind. Wahrscheinlich hat Friedrich sein Freizeitschloß niemals bewohnt. Infos: www.inmedia.it/Puglia/de/virtual/03/vt14.htm

mächtige Moschee und der Puente San Martin über den Tajo.
Infos: www.red2000.com/spain



Säulenwald: Córdobas Mezquita

MONREALE

1174 ließ der Normannenkönig Wilhelm II. in Monreale auf Sizilien ein Benediktinerkloster und die Kathedrale Santa Maria Nuova errichten. Von dem Kloster sind nur der Kreuzgang und der Südflügel erhalten. Die Kathedrale hingegen ist noch völlig intakt: Siziliens größter und wertvollster Bau aus normannischer Zeit. Sehenswert ist insbesondere das gewaltige Westportal: 42 in Bronze gegossene Bildfelder zeigen biblische Szenen.

Infos: www.i-node.at/dief/Sizilien/BH-Monreale/mtext.htm

SPANIEN

SANGÜESA

Ihre Blütezeit hatte die kleine Stadt in Nordspanien als Station der Jakobspilger, die hier manches Geld ließen. Davon zeugen noch heute prächtige Kirchen und Paläste. Beeindruckend die ehemalige Schloßkirche Santa María la Real mit ihrem Südportal, das mit biblischen Figuren, Tieren und Ornamentstücken geschmückt ist. Einer der prachtvollsten Adelspaläste ist das Castello del Principe de Viana aus dem 12. Jh. Infos über alle spanischen Ziele: Tel. 0 69-72 50 33; zu Sangüesa: www.arrakis.es/~patxy/sanguesa/sanguesa.htm

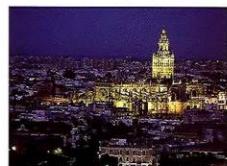
CORDOBA

Der Puente Romano überspannt auf 16 Bogen den Guadalquivir und führt direkt auf Córdobas berühmteste Sehenswürdigkeit: die Mezquita. Diese Moschee wurde 785 gegründet und bis 990 dreimal erweitert. Der elfschiffige Sandsteinbau birgt seine wahre Pracht im Innern: Rund 850 cremeweiße, rote und grüne Säulen geben dem Besucher das Gefühl, sich in einem Labyrinth zu befinden. Kaiser Karl V. ließ im 16. Jh. eine Kathedrale mitten in diese Moschee hineinbauen.

Infos: www.red2000.com/spain

SEVILLA

Hier steht eine der drei größten Kathedralen der Welt (1401). Sie nimmt die Stelle einer Moschee ein, von der heute noch das zum Glockenturm umfunktionierte Minarett von 1184 zeugt. Von dort aus sind die Ausmaße der funf schiffigen Kathedrale sowie die



Einst Minarett – heute ein Kirchturm: Sevillas «Giralda»

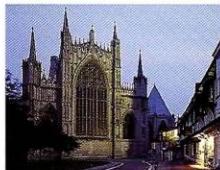
Die ganze Stadt ist ein Museum des Mittelalters. Das Herz Toledos ist die Kathedrale Santa Iglesia Catedral Primada, an der von 1226 an Baumeister aus allen Ländern Europas mitgebaut haben. Viele Kirchen aus dem 13. Jh. sind noch erhalten, ebenso zwei Synagogen: Santa María la Blanca und El Tránsito. Beeindruckend auch die

Altstadt zu überblicken. Die Kirche birgt einen der gewaltigsten Altäre der Christenheit mit neun Szenen aus dem Leben des heiligen Francisco de Zurbarán. Infos: www.andalucia.org/ale/rutas/robras4.htm

ENGLAND

LINCOLN

Hauptattraktion ist die Kathedrale (12. Jh.) mit dem Chorgewölbe aus dem 13. Jh. Die Steinrippen der Pfeiler treffen nicht symmetrisch, sondern versetzt aufeinander – einmalig in der gotischen Baukunst. In der Altstadt steht das vermutlich älteste Wohnhaus Englands, das Haus des Juden Aaron. Auch die anderen „Jews' Houses“ sind steinerne Wohnhäuser, die jüdische Kaufleute im 12. Jh. errichtet haben. Ebenfalls aus der Zeit stammt die High Bridge. Infos über alle englischen Ziele: Tel. 069-971123; zu Lincoln: www.travelbritain.com



Auch das Fensterglas ist original: der Dom von York

YORK

Hier steht der größte Dom Englands – erbaut in mehreren Etappen zwischen dem 7. und 13. Jh. In den fünf fast 17 m hohen Lanzettfenstern wie auch vielen anderen Fenstern ist das ursprüngliche Glas erhalten. Das prächtige Ostfenster (1408) ist weltweit das größte

Buntglasfenster aus dieser Zeit. Vom Münster aus führt die Petergate zum mittelalterlichen Stadt kern. Besichtigenswert die Stadtmauer (14. Jh.), die den schönsten Blick auf die Stadt bietet.

Infos: www.geocities.com/Athens/Olympus/7291/tourist9.html

EXETER

1225 wurde mit dem Bau der hochgotischen Kathedrale begonnen. Von der normannischen Vorgängerin sind hauptsächlich die beiden wuchtigen Ecktürme geblieben. Im Chorgestühl (1230–70) befinden sich die ältesten englischen Misericordien (Stützlehnen für die Zeit der Liturgie, in der gestanden werden mußte): ein Elefant mit Rinderhufen, eine Lohengrin-Szene, ein König, der zur Strafe

fe in einem Kessel mit siedendem Wasser sitzt. Im Chor steht seit 1317 auch Englands ältester und prächtigster Bischofsthron.

Infos: www.exeter-cathedral.org.uk/german.html

CANTERBURY

1170 wurde Thomas Beckett, der Erzbischof von Canterbury, ermordet – und schon drei Jahre später heilig gesprochen. In der Folge wurde Canterbury die meistbesuchte Pilgerstadt des mittelalterlichen England. Ziel war die mächtige Kathedrale, die in der heutigen Form von 1175 an erbaut worden ist. Das Innere zeichnet sich durch die Farbenpracht der teilweise mittelalterlichen Glasfenster aus. Infos: sites.inka.de/sites/tmlist/canterbu.htm



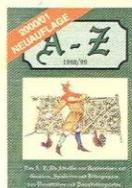
Karfunkel - Zeitschrift für erlebbare Geschichte

ISSN 0944-2677

Die Termine von Ritterturnieren, Mittelalterlichen Märkten, historischen Stadtfesten ... Außerdem: Fachtexte, Marktkritiken, Hintergrundinformationen, Schnittmuster, CD- und Buchbesprechungen ...

DM 9.00 SFr 9.00 ÖS 70.00

Erscheinungsstermine: 1. März • 1. Juni • 1. September • 1. Dezember



A - Z, 1998/99:

Die Adressen von Handwerkern und Gauklern, Spielleuten und Rittergruppen, von Veranstaltern und Veranstaltungsorten

ISBN 3-9805642-1-5

DM 39.00 SFr 39.00 ÖS 310.00

Ca 170 Seiten, kartonierte

Format: 13 x 18 cm

A - Z, 2000/01 erscheint im Frühjahr 2000

Ulrich Lehnart
Kleidung und Waffen
der Früh- und Hochgotik
1150 - 1320

ISBN 3-9805642-2-3

DM 42.00 SFr 42.00 ÖS 340.00

116 Seiten, 8 Farbtafeln & zahlreiche s/w-Abbildungen, gebunden, Format: 20,5 x 27 cm

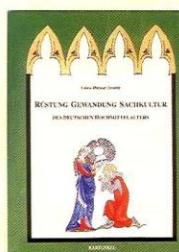


Gösta Ditmar-Trauth
Rüstung, Gewandung,
Sachkultur des deutschen
Hochmittelalters

ISBN 3-9805642-3-1

DM 39.00 SFr 39.00 ÖS 310.00

168 Seiten, über 400 s/w-
Abbildungen, gebunden,
Format: 20,5 x 27 cm



Feste vom romantischen Weihnachtsmarkt bis zum Lanzenturnier. Musik vom Mönchsgesang bis

FESTE

Eine historische Burgweihnacht

wird am 4./5., 11./12. und 18./19. 12. 1999 auf Burg Satzvey in Mecchernich gefeiert. Ritterspiele gibt es hier am 3./4. und 11./12. Juni, am 26./27. August, 2./3. und 9./10. September 2000. Info: www.burgsatzvey.de +Tel. 02256/10.00.

Zur Nacht der hohen Hexen lädt die Albrechtsburg zu Meißen mit Hexentanz und Alchimistentreffen am 30. April 2000. Beim Markgrafenfest am 1. Mai ersteht höfisch-mittelalterliche Kultur wieder auf. Info: 030/341065; Fax 3482618.

Ganz Horb am Neckar feiert am 17./18. Juni 2000 mit, wenn Ritter, Feuerschlucker, Gaukler und Hexen kommen. Info: Tel. 07451/36 11; Fax: 90 12 90.

Zum Ritterturnier lädt Schloß Kaltenberg am Ammersee am 7.–9., 14.–16., 21.–23. Juli. Info: Tel. 08193/93 31 00; Fax: 93 31 50.

Am 15. Juli 2000 startet ein Planwagentreck nach Art der Siedler des 12. Jh. im sächsischen Landenkrug und wird am 23. Juli in der Gellert-Stadt Hainhainen eintreffen. Vom 29. Juli bis 6. August führt eine weitere Zeitreise von Wechselburg über das Zisterzienserkloster Buch und Schloß Rochlitz zur Ritterburg Kriebstein. Info: www.mittelachsen.de und Tel. 03737/77 05 82; Fax: 77 05 84.

Mit der Erfindung des Buchdrucks klang das Mittelalter aus.

Die Stadt Mainz feiert den 600. Geburtstag Johannes Gutenbergs mit einem Festjahr und einer Ausstellung von April bis Oktober 2000. Vom 4. bis 6. August wird mittelalterliches Handwerk lebendig. Info: Tel. 06131/12 37 68.

In Sachsen wird am 12./13. August 2000 auf der Neuenburg die Weinlese nach Art des Mittelalters gefeiert: Barden, Ritterkämpfe, Gaukler, Handwerker, großes Bacht. Info: Tel. 03334/42 92 93.

In Rothenburg ob der Tauber verwandeln sich vom 1.–3. September Einwohner und Darsteller in Ritter, Landsknechte, Mönche, Marketenderinnen und einfache Bürger. Dazu: Kirchweih mit Musik der Stadtpefferey, Viehmarkt, Falknerei und Handwerkskunst. Info: Tel. 09861/404 92; Fax: 686 07.

MUSIK

Für Mittelalter-Enthusiasten: die „Carmina Burana“ des Laien-Ensembles „Capella Antiqua“ (Christophorus). Die Musiker widmen sich der getreuen Wiedergabe von Texten, Liedern und Gedichten des 13. Jhs. Die oft mehrstimmigen Gesänge sind mit Flöten, Fiedel, Krummhörn und Perkussion instrumentiert. Aber Obacht: Eingängig sind die Arrangements nicht.

Wer sich drei Stunden lang fühlen möchte wie im „Namens der Rose“, sollte die „Gregorianischen Gesänge“ der „Choralschola der Bene-

diktinerabtei Münsterschwarzach“ (Christophorus) am Stück anhören. Authentischer geht's nicht.

Computer meets Mittelalter – das ist das Konzept von „Deine Lakaien“. Die Grabsesstimme des Sängers wird auf „Kasmodiah“ (Chrom Records) von mittelalterlichen Instrumenten und industriell klingender Elektronik begleitet.

Sieben Männer, bewaffnet mit Dudelsäcken, Leier, Schellen und Schalmeien, spielen Ritterfilmmusik: „Die Verrückten sind in der Stadt“ (Vielklang) heißt das Live-Spektakel der Berliner Rockband „In Extremo“.

„The Ancient Miracles“ (Christophorus) des „Ensembles für frühe Musik Augsburg“ ist eine Anthologie aus Texten des Oswald von Wolkenstein, der Hildegard von Bingen und anderen – vertont mit Instrumenten wie Laute, Drehleier, Pommer und Dulcimer.

Auf „Materia Mystica“ (Chrom Records) widmet sich die Gruppe „Estampie“ Hildegard von Bingen und deren Betrachtungen der vier Elemente. Zum Thema „Luft“ dominieren Arrangements mit Stimme, Harfe, Posaune und Flöte; beim Stichwort „Erde“ ertönen Trommeln, „Wasser“ sprudelt mit Harfen und Flöten, das „Feuer“ ist perkussiv.

Von der Verzweiflung und Liebessehnsucht der Kreuzritter und deren Zurückgelassenen handelt „Crusaders“ (Christophorus), auch

von „Estampie“. Die Stücke stammen u. a. von Walther von der Vogelweide oder von französischen Autoren des 12. und 13. Jhs. Sie werden mit Harfe, Drehleier und Fiedel erneut zum Leben erweckt.

Keine CD des Jazz-Saxophonisten Jan Garbarek war so erfolgreich wie „Officium“ (EMC) – das Produkt seiner Zusammenarbeit mit dem „Hilliard Ensemble“. Mit dem A-cappella-Quartett nahm Garbarek Lieder und Hymnen des 12. bis 16. Jahrhunderts auf und improvisierte dazu: Musik, deren hypnotische Intensität einem die Tränen in die Augen treibt.

„Sol“ (EMI), das jüngste Album von „Oogenweide“ klingt zunächst, als hätten die neuen Musiker ein paar Lieder zum Mitsingen aufgenommen. Doch dann fallen einem Instrumente auf, die weder in die Zeit noch in die Gegend gehören – etwa ein australisches Didgeridoo. Keine schlechte Kombination: Minnesang trifft auf World Music.

Ein Gewitter zieht heran. Es donnert und zischt. Elektronische Tropfen platschen, und Frösche quaken den Rhythmus. Dazu singt eine elegische Frauenstimme. Auf „Ontal II“ (Chrom Records) kombiniert die Gruppe „Ontal“ mittelalterlichen Gesang mit elektronischer Musik. Lieder von Liebe und Krieg, Geisterbeschwörungen, experimentelle Klänge und moderne tanzbare Rhythmen – ein bizarre Mixtur, die wunderbar funktioniert.

Archäologische Kreativkurse:

Bau von Bogen, Pfeilen und Speerschleuder, Schmieden, frühgeschichtliche Textilherstellung, prähistorische Feuererzeugung, Silberschmieden, funktionsfähige Repliken archäologischer Objekte z. B. Feuerschlägerset, Dreule, Handspindel, Mittelalterkeramik. Informationen erhalten Sie bei:



AGIL

Büro für angewandte Archäologie

Postfach 1115 - 21391 Reppenstedt - Tel u. Fax: 04131/68 17 06
Internet: <http://members.aol.com/agilant>

irchhöfer
GmbH

Leder- und Schuhbedarfsartikel

-- Leder aller Art --

in verschiedenen Stärken · pflanzlich gegerbt
Fettleder · Haarfelle · Lederriemen · Bekleidungsleder

... und vieles mehr

Goethestraße 33 · D-66954 Pirmasens
Telefon (0 63 31) 9 73 45 · Telefax (0 63 31) 9 42 64

Festivals, Bücher & CDs

zur Jazzimprovisation. Bücher von der historischen Rekonstruktion bis zur exklusiven Faksimile-Edition. Eine Auswahl

BÜCHER

Als Zentren von Religion, Bildung und Kunst spielten Klöster im Mittelalter eine wichtige Rolle. 1999 widmete das Ruhrlandmuseum Essen dem Kloster Werden eine Ausstellung. Dies ist der leserwerte Katalog. (Jan Gerchow [Hg.]: „Das Jahrtausend der Mönche“, Wienand Verlag, 560 Seiten, DM 88,-).

Das 14. Jahrhundert war eine Zeit der Hungersnoten, der Katastrophen, der Kriege, des Kirchenverfalls und des Schwarzen Todes. Barbara Tuchman hat diese Ereignisse mit der Biographie eines Adeligen verknüpft, die mitten hineinführt in das mittelalterliche Leben und zu den Wurzeln der heutigen Kultur. („Der ferne Spiegel“, Claassen, 580 Seiten, DM 49,80. TB: dtv, 580 Seiten, DM 19,90).

Wie lebten und dachten die Menschen damals? Wonach strebten sie? Worin fanden sie Glück und Erfüllung? Renommierte Mediävisten zeichnen zehn Porträts von Angehörigen unterschiedlicher Schichten und Gemeinschaften. (Jacques Le Goff: „Der Mensch des Mittelalters“, Fischer-TB, 424 Seiten, DM 24,90).

Frauen hatten vor allem eine Aufgabe: den Nachfolger und Erben zu gebären und erziehen. Trotzdem traten manche als erfolgreiche Reingentinnen hervor oder erlangten im

Kloster Bildung und Achtung. (Edith Ennen: „Frauen im Mittelalter“, C. H. Beck, 320 Seiten, DM 48,-).

Über die Gotik und Romanik sind kaum bessere Einstiege möglich: zwei Bildbände mit zahlreichen Fotos, Grundrissen, Buch- und Wandmalereien. Gutes Preis-Leistungs-Verhältnis. (Rolf Toman [Hg.]: „Die Kunst der Gotik“, 520 Seiten; „Die Kunst der Romanik“, 480 Seiten, Könemann, je DM 49,90).

Karl der Große war immer wieder Thema von Biographien – dieses ist die jüngste. Matthias Becher beschreibt den Aufstieg der Karolinger von Hausemeiern zu Beherrschern des Frankenreiches. Daneben schildert der Autor, wie Karl auch die Familien seinen Machtansprüchen unterwarf. („Karl der Große“, C. H. Beck, 128 Seiten, DM 14,80).

Wie gingen die Menschen miteinander um, fragt der Historiker Arne Borst. Er zitiert und erläutert historische Quellen, etwa die Gedanken Rethers von Verona im Gefängnis zu Pavia oder die Einschätzungen des Konzils von Lyon über die Mongolen. Ein einmaliges Bild der Menschen und ihrer Empfindungen. („Lebensformen im Mittelalter“, Propyläen-TB bei Ullstein, 796 Seiten, DM 26,90).

Alltag im Mittelalter: Der Leser bereist Bauernhof, Burg und Stadt und darf hinter Klostertüren blicken. Detailkundig erzählt der

Autoren von Naturkatastrophen und Hungersnöten, beschreibt Familieneben und Rollenverteilung der Geschlechter, Ernährung und Markttrieben. (Hans-Werner Goetz: „Leben im Mittelalter vom 7. bis zum 13. Jahrhundert“, C. H. Beck, 302 Seiten, DM 44,-).

Über 9000 Seiten stark ist das neunbändige „Lexikon des Mittelalters“. Die 30 000 Stichwörter sind die definitive Quelle für Informationen über diese Epoche. (J. B. Metzler, DM 1980,-, Subskription bis 31. 1. 2000: DM 1780,-).

Drei Katalogbände ergänzen die Paderborner Ausstellung über Karl den Großen – ein Muß für jeden Interessierten. („799 – Kunst und Kultur der Karolingerzeit“, Verlag v. Zabern, 2. Bde., 417 und 938 Seiten, 98 Mark; Ergänzungsband: „Handbuch zur Geschichte der Karolingerzeit“, 744 Seiten, DM 80,-).

„Überall ist Mittelalter“ behauptet der Mediävist Horst Fuhrmann und führt dazu Belege aus den unterschiedlichsten Bereichen an. Mal schreibt er über den Kuß, mal über Europa, mal über Umberto Eco, dessen „Namen der Rose“ er liebvolll unter die Lupe nimmt. (C. H. Beck, 328 Seiten, DM 48,-).

Viele Herrscher führten ihr Reich aus dem Sattel. Ingeborg Seltmann reitet mit im Troß und beschreibt, wie die mittelalterlichen Kaiser reisten und regierten. („Zepter und Zügel“, Battenberg Verlag, 192 Seiten, DM 29,90,-). □

Getreu bis ins Detail

Wer sich für mittelalterliche Handschriften interessiert – etwa für den um 1070 auf dem Monte Cassino entstandenen reich illustrierten Codex Benedictus oder das um 1480 verfaßte Stundenbuch der Maria von Burgund – und nicht zu jenen wenigen Fachleuten gehört, die Zugang zu den Originalen haben (siehe Seite 124), ist auf Faksimile-Ausgaben angewiesen.

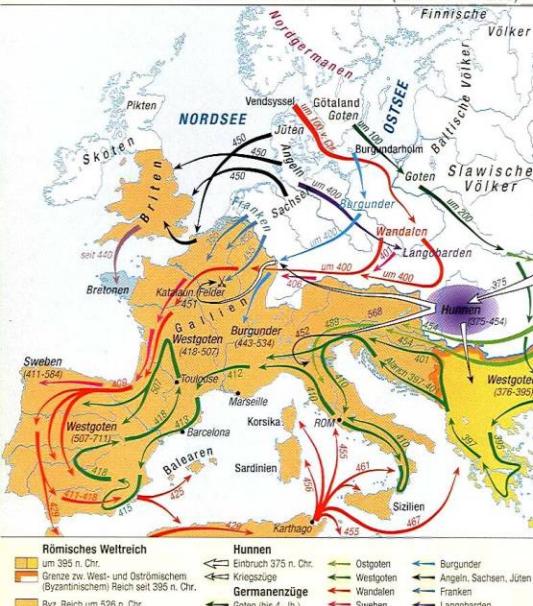
Der Belser Verlag Stuttgart (B) und der Faksimile Verlag Luzern (F) haben sich auf die Reproduktion alter Schriften spezialisiert und bringen handwerklich perfekte und wissenschaftlich kommentierte Repliken dieser Kleineide der Buchkunst heraus. Das hat seinen Preis: Der Codex Benedictus (B) kostet 12 000, das Stundenbuch der Maria von Burgund (F) 8800, das Lorscher Evangelier Karls des Großen (F) gar 47 000 Mark. Nur 600 Mark sind dagegen für das handtellergroße Skizzenbuch des legendären italienischen Ingenieurs und Baumeisters Francesco di Giorgio Martini (B) zu bezahlen.

Belser bietet zu diesem Thema auch günstigere Buchausgaben an – wie ebenfalls der österreichische Adeva und der Schweizer Ars Libri Verlag, die gemeinsam Nachdrucke im Miniaturformat herausgeben (da kosten dann die zwei Bände des „Wiener Dioskurides“ – eines Codex aus dem Jahr 512 – jeweils 169 Mark).



POETA MAGICA * H. & F. Funke * Am Erbsengarten 2 * D - 35216 Dexbach * (+49) 0 64 61 - 24 27 * poetamagic@aol.com

VÖLKERWANDERUNG (375 n. Chr. – 568)



m 4. Jahrhundert wird das Imperium Romanum endgültig in ein West- und ein Oströmisches (Byzantinisches) Kaiserreich geteilt. Während sich Ostrom konzentriert, zerbricht der Westen in der Völkerwanderung. Sie ist eine der größten Kriegs- und Fluchtbewegungen der Geschichte, mit vielfältigen Ursachen:

Chinesische Armeen vertreiben die Hunnen aus ihrer asiatischen Heimat, die daraufhin zu einem Plünderungszug nach Westen aufbrechen. 375 erreichen sie Europa und vernichten das Ostgotenreich am Schwarzen Meer. Unter Attila (441–453) unternehmen sie Feldzüge auf den Balkan, nach Norditalien und Gallien – von dort ziehen sie sich 451 nach der Schlacht auf

den Katalaunischen Feldern gegen Römer und Germanen zurück.

Schon seit etwa 300 v. Chr. wandern gelegentlich Germanenvölker nach Süden und Südosten. Im 3. und mehr noch im 4. Jahrhundert n. Chr. setzen die Germanen dann zum Sturm auf das Imperium Romanum an. Es treibt sie nicht nur die Lust auf Beute, sondern auch Not: Die östlich siedelnden Völker weichen vor den Hunnen und verdrängen ihrerseits die im Westen.

Auch Klimaänderungen und Überbevölkerung führen dazu, daß Siedlungsgründe aufgegeben werden.

Die ursprünglich aus Skandinavien stammenden Westgoten machen 418 Toulouse zum Zentrum ihres Reiches in Südwestfrankreich und Spanien. 507 werden sie von den Franken bis zu den Pyrenäen zurückgedrängt. Von 711 an unterliegen sie in Spanien der islamischen Invasion.

GERMANENREICHE (419–774)



Das Reich der aus Dänemark stammenden Wandalen, die durch Europa gezogen sind, konzentriert sich ab 450 um Karthago. Ihre Herrschaft wird 442 als erstes Germanenreich vom römischen Kaiser anerkannt. 533/534 besiegt der byzantinische Feldherr Belisar die Wandalen und annexiert deren Gebiet für Ostrom.

Die Burgunder, die sich 443 zwischen Saône und Rhône etablieren, werden 534 von den Franken vernichtend geschlagen. Ihr Reich wird dem Eroberer eingegliedert.

Um 450 gründen Angeln, Sachsen und Jütten, die aus Dänemark, Norddeutschland und Flandern kommen, in England Königtümer.

Die zuvor am Schwarzen Meer siedelnden Ostgoten errichten unter

Theoderich dem Großen 493 ein Reich, das von Pannonien über Dalmatien und Italien bis nach Südfrankreich reicht. 535 greifen die Truppen des byzantinischen Kaisers Justinian die Ostgoten an und besiegen sie 552.

568 stoßen die aus dem Donauraum kommenden Langobarden auf die Apenninen-Halbinsel vor und gründen in Nord- und Mittelitalien ein Reich, das Karl der Große 773/774 annexiert wird.

Ursprünglich lag das Siedlungsgebiet der Franken zwischen Rhein und Weser, doch schon zu römischen Zeiten waren sie über den Rhein gegangen und hatten sich in Brabant niedergelassen. 482 bringt der Stammesführer Chlodwig aus dem Geschlecht der Merowingen alle rivalisierenden fränkischen Stammesfürsten um und dehnt sein Reich auf große Gebiete in Nord- und Westfrankreich aus.

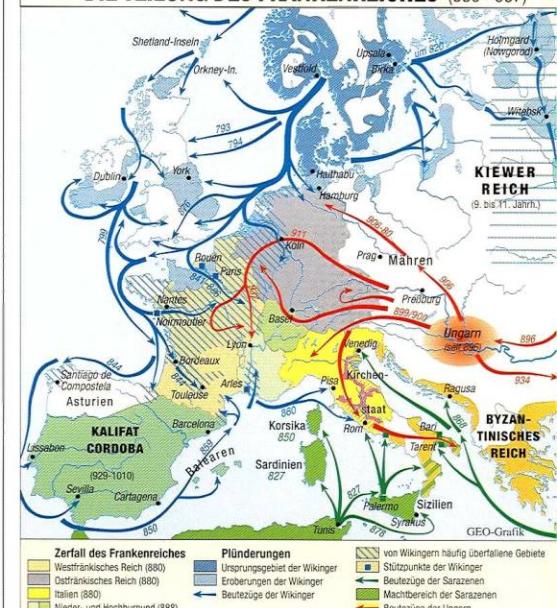
1000 Jahre Europa

Wanderungen, Kriege und dynastische Zufälle bestimmten Europas Grenzen bis zum Beginn der Neuzeit

DAS FRANKENREICH UNTER KARL (768–814)



DIE TEILUNG DES FRANKENREICHES (830–987)



Als Pippin der Kleine, als Hausmeier eigentlicher Regent im Frankenreich, 751 den Merowinger Chilperich III. absetzt und sich selbst zum König erklärt, gehören unter anderem ganz Aquitanien, Burgund, die Provence, Bayern und Thüringen zum Frankenreich.

Pippins Sohn Karl der Große erweitert ab 768 das Frankenreich bis zum Ebro und nach Dänemark, bis nach Mittelitalien und zum Plattensee. Nach dem Sieg über die westslawischen Stämme der Sorben und Wilzen, erreicht Karls Reich 812 seine größte Ausdehnung.

Für die Christianisierung der germanischen und slawischen Völker im Norden und Osten

entwickelt der Karolinger ein ausgedehntes Kirchensystem: Die Erzbistümer Köln und Mainz verwalteten die Bistümer Bremen, Verden, Minden, Münster, Paderborn und Osnabrück, von denen aus wiederum die Missionierung organisiert wird.

Klöster wie Corvey, Hirsau, Reichenau und St. Gallen sind wichtige Zentren der „karolingischen Renaissance“.

Es gibt keine Hauptstadt im Frankenreich: Der Kaiser zieht von Pfalz zu Pfalz. Fast alle diese Königsstädte liegen zwischen Rhein und Seine.

Muslimische Heere erobern ab 711 den größten Teil der iberischen Halbinsel. 756 gründet Abd ar-Rahman das Emirat Córdoba, das nicht mehr dem Kalifen – in Damaskus und hernach Bagdad – untersteht.

Gegen Ludwig den Frommen, den Sohn und Nachfolger Karls des Großen, erheben sich 830 dessen Söhne. Der Kaiser wird gefangen gesetzt, aber wieder freigelassen. Nach seinem Tod 843 kommt es zum Bruderkrieg unter Ludwigs drei Söhnen. Der endet 843 mit der Reichsteilung: Karl der Kahle erhält das West-, Ludwig der Deutsche das Ostreich. Der älteste Sohn Lothar sichert sich das Mittelreich (das von Friesland bis Italien reicht) und die Kaiserwürde.

Nach Lothars Tod 869 zerfällt das Mittelreich – seine Brüder teilen es unter sich auf: Ludwig der Deutsche erhält das Gebiet von Friesland bis Lothringen, Karl der Kahle Norditalien. Doch beide haben schwache Nachfolger, die die Macht position des Herrschers gegenüber dem Adel nicht halten können.

911 stirbt der letzte Karolinger im Ostreich, das jedoch trotz interner Auseinandersetzungen des Reichs-adelns intakt bleibt. Im Westfrankenreich regieren die Karolinger bis 987, verlieren jedoch Hoch- und Niederburgund und zeitweise Italien.

Die Frankenreiche werden in dieser Zeit häufig von Wikingern überfallen. Die verheerend die Küsten von Nord- und Ostsee und gelangen auf Rhein und Seine tief ins Binnenland. 844 attackieren sie Asturien und Portugal, 859 bis 860 dringen sie ins Mittelmeer ein und überfallen die Balearen, die Provence und die Toskana.

Im Mittelmeer operieren sarazenische Piraten und suchen die Küsten Südfrankreichs und Italiens heim. Die Ungarn fallen wiederholt ins Ostfränkische Reich ein.

SACHSEN UND SALIER (919–1125)



Nach dem Tod des letzten Karolingers 987 gründet Hugo Capet in Westfrankreich eine neue Dynastie und etabliert das französische Königtum. Im Ostreich wird 919 der mächtige Sachsenherzog Heinrich von den Adeligen zum König gewählt. In den folgenden Jahren stärkt er wieder die Macht des Königs gegenüber den Herzögen.

Heinrichs Sohn Otto der Große (936–973) schlägt 955 die Ungarn auf dem Lechfeld und sichert die Ostgrenzen des Reiches. Auf drei Feldzügen nach Italien nimmt er die alten karolingischen Herrschaftsgebiete wieder in Besitz und drängt Byzanz zurück. 962 wird Otto in Rom zum Kaiser gekrönt: Es ist die Erneuerung des bis Italien ausgreifenden Kaiserthums Karls des Großen (Heiliges Römisches Reich).

Otto schwächt weiter die Macht der weltlichen Fürsten, indem er auch Bischöfe und Äbte zu Reichsfürsten macht und sie zu militärischer Hilfe verpflichtet. Mit dem Tod Heinrichs II. im Jahre 1024 erlischt das sächsische Herrscherhaus.

Unter den Nachfolgern der Sachsen, den Königen und Kaisern aus salisch-fränkischem Geschlecht, erreicht die kaiserliche Kirchenmacht ihren Gipfel: Kaiser Heinrich III. (1039–1056) setzt drei Päpste ab und beauftragt „seinen“ Papst Clemens II. mit einer Kirchenreform.

In den folgenden Jahrzehnten eskaliert der Streit mit dem Papst darüber, wer die Bischöfe ernennen darf („Investitur“). 1122 gibt Kaiser Heinrich V. im Wormser Konkordat nach: Von nun an setzt der Papst die Bischöfe ein und nicht mehr der Herrscher, dem nur noch geringe Rechte verbleiben – praktisch das Ende des Reichskirchensystems.

DIE STAUFER (1138–1268)



In Jahre 1125 stirbt der letzte Salier. Die deutschen Fürsten erwählen zwei konkurrierende Herrscherhäuser, von denen sich 1138 mit Konrad III. die Staufer durchsetzen. Konrads Nachfolger Friedrich I. Barbarossa (1152–1190) gerät mit dem Papst, der den Kirchenstaat erweitern will, in Konflikt. Diesen Streit nutzen die mittel- und norditalienischen Städte, um die kaiserliche Heiheit abzuschütteln. 1189 stirbt Friedrich I. auf einem Kreuzzug.

Unter Friedrich II., seinem Enkel, (1210–1250) besteht das Reich der Staufer aus zwei Teilen: dem Heiligen Römischen Reich und dem ererbten Königreich Sizilien, in dem Friedrich aufgewachsen ist. Da sich seine Machtpolitik vor allem auf Italien konzentriert, gibt er den deutschen Fürsten 1231 im „Statutum in favorem principum“ freie Hand – was die Zentralgewalt des Herrn

schers gegenüber den Fürsten entscheidend schwächt. In Sizilien dagegen organisiert Friedrich einen effizienten, aber totalitären Staat.

1239 überwirft sich Friedrich II. endgültig mit dem Papst und wird auf dem Konzil von Lyon 1245 zum Ketzer und für abgesetzt erklärt. Fünf Jahre später stirbt er. 1268 wird sein Enkel Konradin bei Tagliacozzo in den Abruzzen von Karl von Anjou besiegt und geköpft. Anjou errichtet das Königreich Sizilien und Neapel.

Genoa and Pisa displace the Saracens in the western Mediterranean and establish themselves as maritime powers. At the same time, the Venetians begin their ascent in the eastern Mediterranean.

Auf der iberischen Halbinsel drängten christliche Könige die seit Anfang des 8. Jh. herrschenden Muslime bis 1492 vollständig zurück.

LUXEMBURGER UND HABSBURGER (1273–1491)



Nach einigen Jahren ohne König wählten die deutschen Fürsten 1273 Graf Rudolf aus der am Obern beginnenden Familie Habsburg zum Herrscher. 1282 sichern sich die Habsburger das Herzogtum Österreich als Lehen. 1298 wird Rudolfs Sohn Albrecht König. Ihm folgt 1308 Graf Heinrich von Luxemburg.

Heinrichs Enkel Karl IV. wird 1346 deutscher Herrscher und macht das seit 1310 von seiner Familie regierte Königreich Böhmen zum Kernland seiner Macht. 1348 gründet er in Prag die erste deutsche Universität.

In der Goldenen Bulle von 1356 regelt Karl IV. endgültig, was seit Jahrhunderten oft geübter Brauch war – die Erbwahl des deutschen Königs: Nachfolger müssen, so vorhanden, aus seiner Dynastie gewählt werden. Im Gegenzug bestätigt Karl die Macht der deutschen Fürsten gegenüber der Zentral-

gewalt. Bis 1387 erweitern die Luxemburger ihre Habsucht um Brabant, Brandenburg und Ungarn.

Nach dem Tod des letzten – kinderlosen – Luxemburgers fällt die Krone 1438 wieder an einen Habsburger: Albrecht II. Durch Heirat gelingt es den Habsburgern, die Grundlagen einer neuen Großmacht zu schaffen: Ab 1463 sichern sie sich Erbrecht an Ungarn, Burgund, Tirol und Böhmen.

Ab 1282 greifen die Könige von Aragon nach Sizilien und Sardinien.

1339–1453 tobte in Frankreich der Hundertjährige Krieg, da das englische Königshaus Anspruch auf die französische Krone erhebt. Marodierende Söldnertruppen, Baueraufstände, Misererstände und die Pest verwüsteten das Land. Schließlich siegt das französische Königshaus der Capetinger.

HANDEL IM SPÄTMittelALTER (um 1400)



Im Hochmittelalter entwickelt sich ein europäisches Fernhandelsnetz. Vorreiter sind die italienischen Handelsrepubliken Venedig, Pisa und Genua, deren Verbindungen bis nach China reichen. Ein erheblicher Teil des Tuchhandels konzentriert sich in Florenz und den flandrischen Städten.

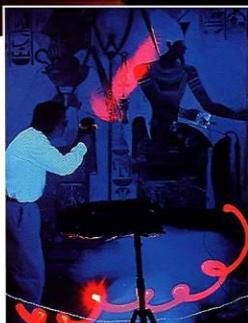
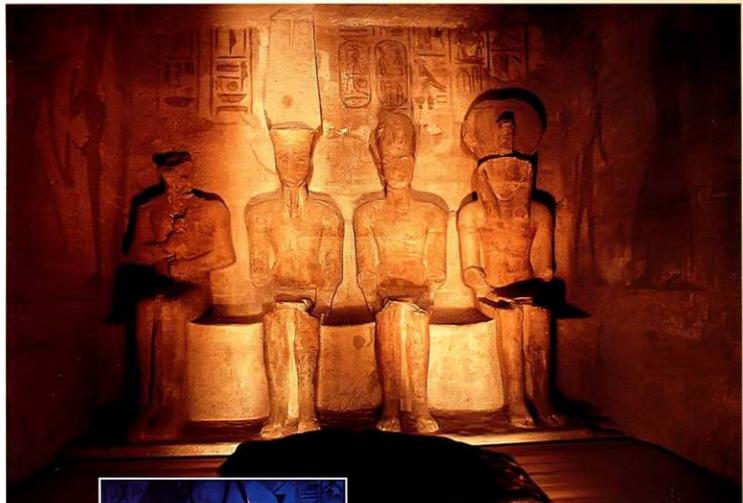
1356 treffen sich in Lübeck Abgesandte aus deutschen Handelsstädten zum ersten Hansetanz. Daraus entwickelt sich eine Vereinigung von zeitweise 200 Kaufmannsstämmen. Die wichtigsten Mitglieder im Ostseeraum sind Lübeck, Rostock, Danzig, Riga, Reval und Wisby; an der Nordsee Hamburg; im Westen Köln und Dortmund, im Osten Magdeburg und Breslau. Die Hanse wird so mächtig, daß sie mit ihr um die Seeherrschaft auf der Ostsee kon-

kurrierte Dänemark 1370 und 1435 weitreichende Zugeschäftsstände machen muß. Parallel dazu entsteht in Augsburg das Finanzimperium der Familie Fugger.

Den Mittelmeerhandel kontrollieren zunächst Pisa, Genua und Venedig. Die Lagunenstadt verfügt über Kolonien und Kontore an der illyrischen Küste, in Griechenland, auf Kreta und Zypern. Genua, das Pisa 1284 vernichtet schlägt, besitzt Niederlassungen auf Korsika, in Kleinasien und auf der Krim.

Im Chioggia-Krieg (1378–1381) behauptet sich Venedig gegen Genua. Eine Folge: Genueser Seefahrer heuern fortan oft in Portugal und Spanien an – so zum Beispiel ein Jahrhundert später ein Mann namens Christoph Kolumbus.

DAS REICH DER PHARAONEN



Mit ultraviolettem Licht untersuchen Forscher das Grab der Nefertari auf verborgene Schäden

Zweimal im Jahr dringt Sonnenlicht bis ins Allerheiligste von Abu Simbel – und fällt genau auf das steinerne Abbild des Ramses

Die Bauern stemmen sich ins Joch und schlep-
pen Schutt von jenem Felsen in der Wüste
weg, den ein Heer von Steinmetzen in einen
steinernen Löwen mit Menschenantlitz verwandelt.
Irgendwo dort steht auch PHARAO, der beschlos-
sen hat, den bergenroten Sphinx aus dem Boden zu
schlagen. Aber warum? Ägypten war schon vor
mehr als 4000 Jahren für seine Nachbarn kulturel-
les Vorbild und hermetisches, geheimnisvolles
Land zugleich. Vollends mysteriös wurde das
Reich der Pharaonen nach seinem Untergang. Nur
mühsam finden Historiker und Archäologen Ant-
worten auf einige der zahllosen Rätsel des alten
Ägypten. Wo liegt die legendäre Hauptstadt des

Ramses? Konnten die Ärzte schon damals am offenen Schädel operieren? Wer war Echnaton, der erste Ägypter, der nicht mehr an viele Götter, sondern nur noch an einen einzigen glaubte? Und was genau verbergen die Pyramiden? GEO EPOCHE macht sich auf eine Forschungsreise in eine Kultur, die den Tod mit Mumien überlisteten wollte

Fotoermerke nach Seiten. Anordnung im Layout: l. = links, r. = rechts, o. = oben, m. = Mitte, u. = unten

Titel: Annie Leibovitz/ContactPress Images/Agentur Focus
Seite 3: Werner Bartsch (2)

Seite 4: Christian Grund + Noé Fluri (2); Archivio di Stato di Prato, Datin: 1. u.; Scalig: 1. m. u.; David Lees: 1. r. m. o.; Ute Mahler/Ostkreuz: 1. m. u.; Alex Barbier/Contours: r. u.

Seite 5: Mount Morgan Library, New York; 1. Artchor: r.; Martin Padberg: 1. l.

FORUM: IFP-Bildteam/Aiglon; Heraldik-Studio Dieter Krieger: 6 m. - 6 r.; 7 l. m.; 7 r. u.; Thomas Köhler/dpa: 6 l. u.; AKG, Berlin: 7 l. o.; Karin Rocholl/Stier Bildarchiv: 7 l. u.; Bildarchiv Preußischer Kulturbesitz: 7 r. o.; Coop Himmelb(l)au: 8 o.; Bettina Groß von Gerkan, Marg und Partner: 8 u.; Universitätsbibliothek Hohenberg: 9 l.; British Museum, London: 9 r. o.; Stiftung Preußischer Eltern: 9 m. u.; G. Di Laurenzo: 9 o.; G. Estopito, M. Stano: 10. Triccome/Contast/Agentur Focus: 12; Dominik Obersteiner/Bildberberg: 13

BILDESSAY: Christian Grund + Noé Fluri: 14-27

TEXTESSAY: David LaChapelle/Corbis-Outline: 29

HANDEL: Biblioteca Apostolica Vaticana: 32/33; Scala: 33, 35 r. - 36/37; British Museum, London: 34; Archivio di Stato di Prato, Datin: 35 l., 36 o., 38, 40 o., 41 o., 43 u.; AKG, Berlin: 39, 43 o.; Hohenberg: 104 r. m.; Deutsches Historisches Museum: 42

MITTELALTERSPERAKEL: Martin Pudzen: 44-53

INTERNET SPIEL: Axel Martens: 55

PEST: Pierpont Morgan Library, New York: 57, 60, 67; AKG: 58, 62, 66, 70/71; Rheinisches Bildarchiv, Köln: 59; Metropolitan Museum of Modern Art, The Cloisters, New York: 61, 68; Bibliothèque Royale Albert Ier, Brüssel: 63; Corbis-Bettmann: 64; Niedersächsische Landesmuseen um Hannover: 65

KLOSTER: David Lees: 72/73, 77, 78, 79; David Lees/LIFE Magazine/Contrasto, Torino: 74-76, 79, 81; Nordrhein-Westfälisches Hauptstaatsarchiv, Düsseldorf: 83 e.; Ogandalof: 83 u.

BURG: Bildagentur Huber: 85

KARL DER GROSSE: Alex Barbier/Contours: 86-95

CHARTRES: Bertrand Rieger/Hansiphot: 96/97, 101, 104

l. m., 104 r., 105 l.; Andrej Reiser/Bildberberg: 98/99, 103

Eberhard Grämer/Bildberberg: 100; Dean Conger/Corbis Picture Press: 102; Magda Gessler/Corbis/Picture Press: 104 l.; Adam Ganz/Corbis/Picture Press: 104 r. m.; Dean Conger/Katina/Corbis/Corbis Images Collection: 105/1

RITTERRUSTUNG: Olaf Martens/Photo Selection: 107

BAUERN: Photographic Girondu: 108-115

ARCHAEOLOGIE: Stefan Wutke: 116-121, 122 l. u., 123

Pracownie Konserwacji Zabytków, Gdańsk: 122 r. (2)

BUCHHALEREI: Verlag, Reproduktion Peter Schulte: 124, 128 r., 130 o.; Bildarchiv Preußischer Kulturbesitz: 125; Kunglina Bildstöket, Stockholm: 126/127

Dötzschner und Dötzschner Köln: 128 o.; Bodleian Library, Oxford: 129; AKG, Berlin: 130 r.; The Granger Collection: 131; Belser Verlag: 132, 133

MINNELIEDER: Ute Mahler/Ostkreuz: 135

FRAUEN: Arostek: 139, 143, 145; Koninklijke Musea voor Schone Kunsten van België, Antwerpen: 142, 143, 144; Gemäldegalerie

Staatliche Museen zu Berlin: 142 l., 142 l. m.; National Gallery of Art (Mellon Collection), Washington: 142 r.

INQUISITION: Hava Silberman: 150/151; Bildarchiv Preußischer Kulturbesitz: 152; AKG, Berlin: 153; Staatliche Museen zu Berlin: 154

Magnifico/Magnifico Agentur Focus: 155; Mit feindlicher Genehmigung der Henry Charles Lea Library and Special Collections, Penn Library, University of Pennsylvania: 156; Erich Hartmann/Magnum/Agentur Focus: 155, AKG, Berlin: 156, 158; Christa Baumgärtner/Corbis/Picture Press: 157; Bettmann/Corbis/Picture Press: 159, 161; Barry Lewis/Net/Net: 162

CAMPUS: AKG, Berlin: 164 l., 166, 167; H. Menk, Ph. C. Cunz/Stern/Agentur Focus: 168; Renate von Forster/Bildberberg: 170 o. z. H. D. Zieckel/Bildberberg: 170 l., 173; David Baurnoff/Corbis/Picture Press: 170 u.; Etienne Poupinet/Bildberberg: 171 l.; Jonathan Blair/Corbis/Picture Press: 171 l. m.; Bill Leeson/Bildberberg: 171 r.; Martin Kirschgen/Bildberberg: 172 l.; Michelle Orlitzky/Corbis/Picture Press: 172 r. o.; Thomas Ernsting/Bildberberg: 172 r. u.

VORSCHAU: Masaharu Uematsu/Photomatica: 180 o.; Fran-
çois Guillot/Gamma: 180 u.

KARTOGRAPHIE: Günther Edelmann: 122, 176-179

Für unverlangt eingestandene Manuskripte und Fotos übernehmen Verlag und Redaktion keine Haftung

© GEO (1999, Verlag Gruner + Jahr, Hamburg, für sämtliche Beiträge)

Ein Teil dieser Ausgabe enthielt die Beiträge Verlag Luzern, Geschichte mit Pfifft, ART, GEO und P.M. History, Geneva + Jahr, Hamburg.

Sie haben schon alles gesehen?



Dann halten Sie mal die Luft an.



MEERES-PARKS

Wo können Besucher sich fühlen wie ein Fisch? Ozeanarien zeigen blaue Wunder hinter Glas. GEO WISSEN entführt Sie in die allerschönsten.

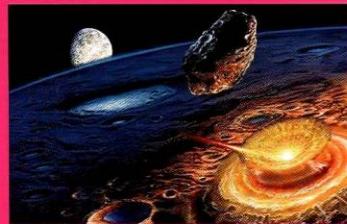


TIEFSEE-KREATUREN

Ihre Riesenmäuler sind gespickt mit furchterregenden Zähnen, und ihre Beute locken sie mit Leuchtfängeln. GEO WISSEN erklärt, wie die bizarren Geschöpfe der Finsternis überleben.

SPLASH!

Unter wütenden Meteoriten-schauern kam einst das Wasser auf die Erde. Wieso füllt es heute noch die Ozeane, während Mars und Venus vertrocknet sind? GEO WISSEN beschreibt den kosmischen Glücksfall, der unseren Planeten bis heute lebensfreundlich macht.



GEO
WISSEN

DIE WELT VERSTEHEN MIT GEO

www.geo.de

Ab 13. September
im Handel



„Ich bin bei der
Bank mit den höchsten
Einschaltquoten!“

Postbank Giro plus. Das Online-Konto für Millionen: Kontoführung, ec- oder Postbank Card und Monatskontoauszug zum Nulltarif*. Online 24 Stunden verfügbar via T-Online oder Internet. Mehr Infos: www.postbank.de, T-Online: *Postbank#, unter 0180-30 40 500 und in ca. 14.000 Filialen der Deutschen Post. *Für alle Privatkunden mit monatlichem Geldeingang ab 2.000 Mark und für alle unter 26.

 **Postbank**
Die Bank fürs Wesentliche.